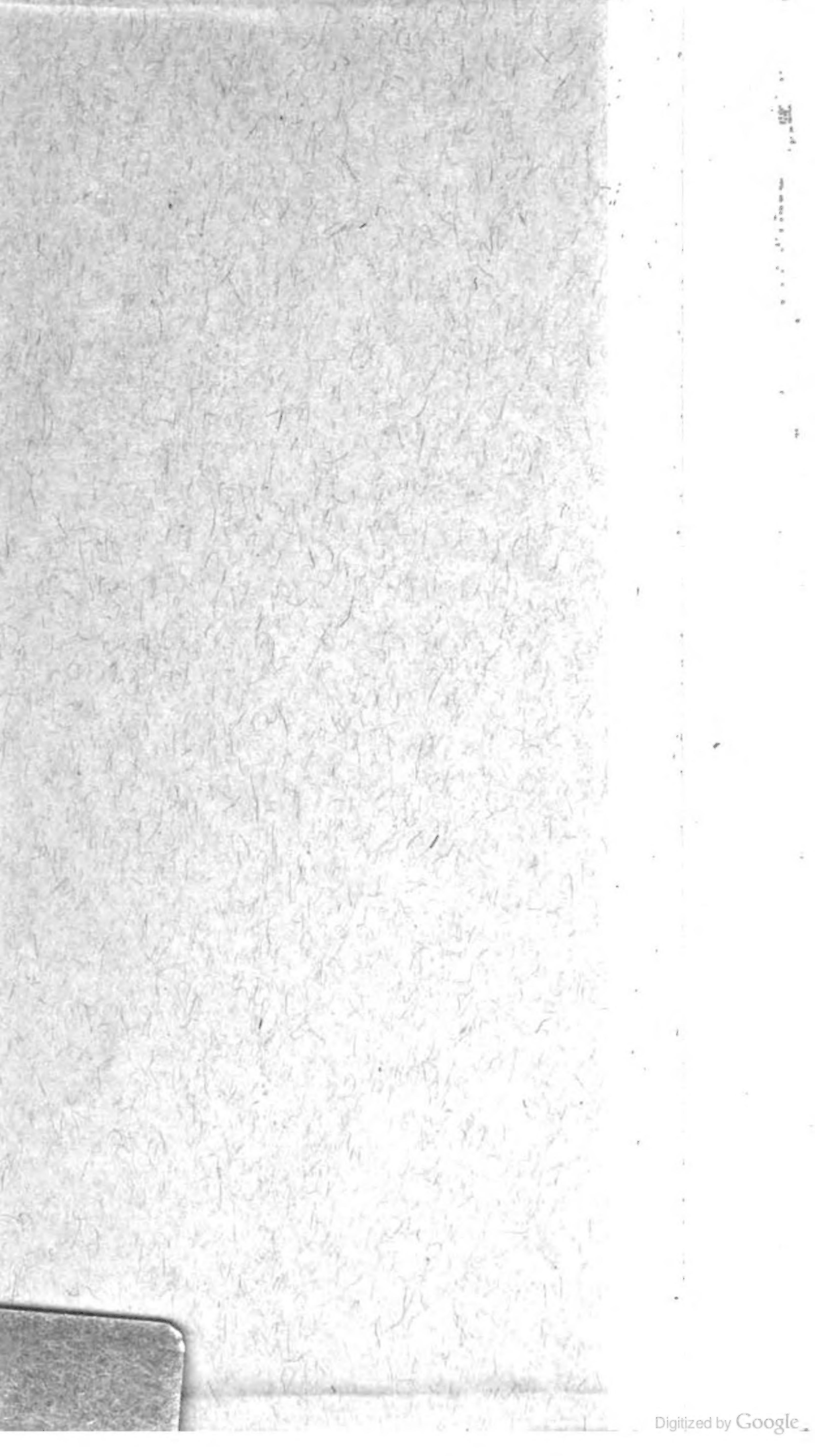




Lebensbeschreib



KLOPSTOCK.

Magazin

der

Biographien

denkwürdiger Personen

der

neuern und neuesten Zeit.

Ein

historisches Journal in zwanglosen Heften.

In Verbindung

mit

mehrern Gelehrten

herausgegeben

von

Carl Nicolai.

Zweiter Band.

Quedlinburg und Leipzig, 1817

bei Gottfried Basse.

Magazin
der
Biographien
denkwürdiger Personen
der
neuern und neuesten Zeit.

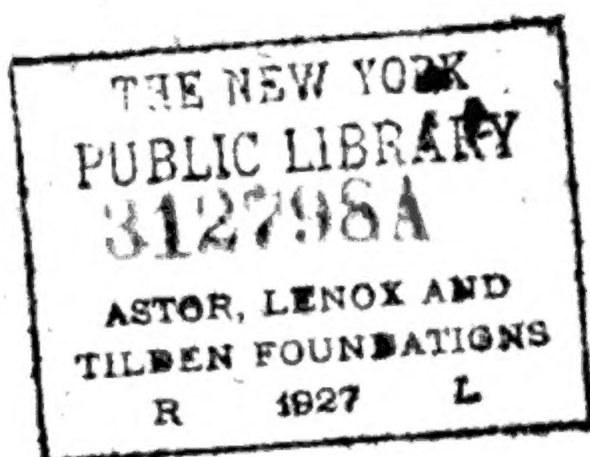
Ein
historisches Journal in zwanglosen Heften.

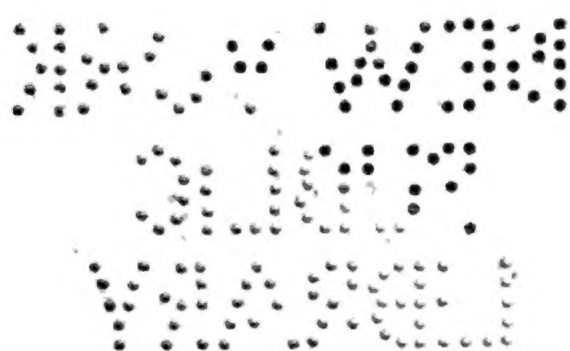
Herausgegeben
von
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Zweiten Bandes erstes Heft

Mit Klopstocks Bildniß.

Quedlinburg 1816,
bei Gottfried Basse.





Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

I.

Josephine,

Kaiserin von Frankreich.

— — — Denn ich
Kann sagen, ich bin besser, als mein Ruf!
Maria Stuart bei Schiller.

Josephine,

Kaiserin von Frankreich.

Eine rein historische Biographie der Kaiserin Josephine zu geben, ist in der That nicht geringen Schwierigkeiten unterworfen. Noch ist das ganze Europa gegen Frankreich, wie es unter Napoleon sich gestaltet hatte, entbrannt, und wenn man nun überall die Mitglieder der Familie Napoleon verwirft, so fällt ein Theil dieser, vielleicht vorlauten Verdammung, auch auf Josephine, die Gemahlin Napoleons. Ein redlicher Historiograph aber schreibt mehr für die Nachwelt, als für die Zeitgenossen, welche aus einer Leidenschaftlichkeit, die auf diese oder jene Art motivirt seyn mag, gar zu leicht aus Parthei-geist die rein-historische Wahrheit verkennen und entstellen. — Es ist aber ein Betrug an der Geschichte, wenn man nur das giebt, was der augenblicklichen Laune des Publici etwa gefällt. Reine Wahrheit soll der Historiograph geben, mag auch das entzündete, lebende Volk hin und wieder noch eine Schmeichelei darin finden. —

Nach dieser angedeuteten Ansicht ist die rein-historische Darstellung der Geschichte Josephinens um so schwieriger, da die Quellen, aus welchen man das schöpfen könnte, was ihr auf die Oeffentlichkeit der großen Verhältnisse einwirkendes Leben betrifft, fast durchgängig unlauter sind. Die französischen Schriftsteller schmeicheln ihr in den bekannten Tyraden ihres Styls, die englischen Nachrichten sind gar nicht zu beachten, weil seit dem französischen Consulat, von wo an Josephine einen öffentlichen Namen gewann, Großbrittanniens politische Schriftsteller nur fabelhafte Nachrichten über Frankreich mittheilen konnten, und was die bisherigen deutschen Notizen über Josephine betrifft, so sind diese fast durchgängig den Legenden gleich zu achten, wo Partheigeist, Partheiwuth, Lügengeist und die Frivolität falsch angebrachter Erfindung walten.

Das Meteor „Napoleon" wird stets in der Geschichte bedeutend genannt werden, und seine Gemahlin, Josephine, würde also schon allein als Gemahlin dieses Mannes der Erinnerung werth gefunden werden müssen. Doch es sind noch andere Beziehungspuncte, welche auf ihre Persönlichkeit unsere Aufmerksamkeit richten müssen. So sehr Napoleon, als er nicht mehr an dem Gürtel der Fortuna hing, laut und oft ungeziemend verunglimpft worden, so wenig haben doch die Scribenten es wagen mögen, die Kaiserin Josephine in ihrer Persönlichkeit anzugreifen, ein sicherer Beweis dafür, daß schon die Mitwelt den Werth der Kaiserin gewissermaßen wider Willen anerkannt hatte.

Mühsam ist hier die Wahrheit aus so vielem falschen Schein hervorgesucht, und der gewöhnliche Leser mag leicht an dieser Wahrheit vorübergehn; der Freund der Geschichte aber, der, welcher den Verhältnissen der

großen Welt, die stets in trügerischem Lichte dargestellt wird, das Wahre zu entringen strebt, wird bei Josephinens Bilde verweilen müssen. Sie war lange der Geleitsstern eines sehr merkwürdigen Mannes; emporgehoben zu einer großen Rolle in schwerer Zeit, spielte sie diese Rolle mit vieler Besonnenheit, und es kann übrigens, was die Darstellung des historischen Characters, des historischen Lebens betrifft, auf die Erzählung kleiner Schwächen, welche mit dem lebenden Menschenalter schon vergessen sind, und welche die Geschichte verleugnet, nichts ankommen.

Josephine Tascher de la Pagerie ist eine geborne Kreolin,*) denn von der Mutterseite geht ihr Stammbaum in das Urgeschlecht der Amerikaner. Sie ward geboren den 24sten Jun. 1768 auf der Insel Martinique. Ihr Vater, ein geborner Franzose und Colonist auf Martinique, hatte dort ein bedeutendes Vermögen erworben, wie die mehresten Pflanzer damaliger Zeit, und diese neue Welt war schon in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts zu einem Grad von Bildung gediehen, dessen Erscheinung erst jetzt das schläfrige Europa überrascht. — Es wandte denn auch Josephinens Vater mit nicht geringem Erfolg und mit stolz-kaufmännischer Verschwendung sehr viel auf die erste Bildung seines Kindes, und letzteres entsprach in der weitern Ausbildung bald den Erwartungen des eiteln Vaters. Mit der heranwachsenden Tochter trieb er bald ein eitles, aber verzeihliges Spiel. In dem Gemüth der aufblühenden

*) Das Wort: Kreole, hat verschiedene Bedeutungen. In der üblichsten, und hier angenommen, ist Kreole ein Mensch, dessen Vater ein Europäer, dessen Mutter eine Südländerin ist. Sehr falsch wird das „Kreole“ mit „Mulatte“ verwechselt.

Jungfrau mußte aber eben hierdurch der Begriff der Eitelkeit sich festsetzen.

Schon die Jugendjahre Josephinens waren sehr angenehm und glänzend; der Vater, dessen Vermögen immer mehr zunahm, machte auch von Jahr zu Jahr ein größeres Haus, und wir armen Europäer können uns kaum einen Begriff davon machen, mit welcher orientalischen Pracht der stolze südländische Kaufmann oder Pflanzer sein Haus macht. In diesem Hause des Reichthums war Josephine der Liebling der Aeltern, und ein jeder, der mit den Aeltern in Beziehung stand, suchte daher, sich ihr gefällig zu zeigen. Eine auffallende Schönheit wurde sie nicht; das bemerkte selbst der eitle Vater; allein ihr lebhaftes, naives Wesen, ihre Unbefangenheit, und die Behendigkeit eines wohlgebauten Körpers nahm für sie ein. Zwar wurde für ihre geistige Bildung von den Aeltern sehr gesorgt; indeß oft vereitelte die Lebhaftigkeit und die Eigenwilligkeit der Schülerin die Mühe der Lehrer. — Als sie mehr herangewachsen war, und nun ganz in das Gesellschaftsleben eintrat, zeichnete sie sich bald aus durch eine große Kunstfertigkeit im Tanz, und die Lobeserhebungen, welche man ihr darüber machte, mußten sehr natürlich die Lust zu tanzen, bei ihr zur Leidenschaft hinauftreiben. Uebrigens wurde sie auch bald so eitel und modesuchtig, daß die andern Damen nach ihrem Putz sich richteten, und sie konnte sich unglücklich fühlen, wenn jemand eine neue Mode früher hatte, denn sie. Dabei war sie angenehm, witzig, satyrisch im Umgang und stets heitern Humors. Für die große Welt erzogen, lernte sie schon früh einen Begriff davon fassen, daß die zartesten Gefühle des Herzens, welche ein einfaches Bürgermädchen beseeligen können und dürfen, von ihr unterdrückt wer=

den mußten. Sie tändelte nur mit der Liebe, und die vielen Bewerbungen, welche um sie geschahen, waren ihr weiter nichts, als Beschäftigung für den Augenblick, Neckerei.

Eine Reise nach dem Mutterlande, nach Frankreich, welches zu sehen, die lebenslustige Josephine lange gewünscht hatte, machte sie mit Alexander de Beauharnois, einem sehr hochherzigen jungen Mann, der auch auf Martinique geboren war, und von einer bewährten, geachteten Familie abstammte, bekannt. Auf Martinique, im Jahr 1781, gab sie ihm ihre Hand, und lebte mit ihm in einer sehr glücklichen Ehe. Was hätte einer solchen Ehe auch zu dem äussern Glücke fehlen können? Beauharnois war der feinste, gefälligste Ehemann, er war geachtet, und der Reichthum, welchen seine junge Gemahlin ihm zubrachte, überhob ihn der ängstlichsten Sorge für die Erhaltung des Hausstandes. Josephine lebte in dieser Ehe in einer gewissen Unabhängigkeit und Freiheit, die ihr späterhin nicht ward. Die Kinder dieser Ehe sind: Hortensie Eugenie, geb. d. 10. April 1783 (nachherige Gemahlin des Ludwig Napoleon, Königs von Holland, neuerdings unter dem Namen Gräfin von St. Leu bekannt) und Eugen, geboren im Jahr 1781 (zum Vizekönig von Italien ernannt am 7. Jun. 1805.)

Die Revolution brach in Frankreich aus. Alexander Beauharnois, Josephinens Gatte, eilte, und sie begleitete ihn, zu dem Mittelpunct der schaffenden Gewalten, und ohne zu den damals wuthentbrannten Jakobinern gehören zu wollen, strebte er doch danach, sich einen Namen zu gewinnen, und in dem Taumel, welcher ganz Frankreich ergriffen hatte, seine Rolle nicht zu verfehlen. — Als Frankreich im Jahr 1792 der europäischen Conföderation zuvorgekommen war, und den

Krieg erklärt hatte, erhielt Beauharnois den Oberbefehl im Lager zu Soissons, und dann das Kommando der Rheinarmee, nemlich des Armee-Corps, welches zu der Bedeckung und Eroberung der Festungen bestimmt war. Er machte vortreffliche Anstalten, sein Heer zu organisiren, und aus dem Sanscülotismus eine reguläre Tactik zu erzeugen; der erste, wilde Gährungsstoff war aber noch nicht verbraust, und daher konnte der Erfolg den Anstrengungen des Generals nicht entsprechen. Im Jahr 1793 stand er vor Mainz, und versuchte alles Mögliche, diese Stadt, den Schlüssel der Rheinlinie, welche von den Preußen sehr ernsthaft belagert wurde, zu entsetzen. Von dem Armeecorps, so die Belagerung deckte, wurde er aber zweimal hinter einander, am 18. und 20. Junius 1793, geschlagen, und seine Truppen hatten eine große Niederlage erlitten.

Die Schreckensperiode unter einem Robespierre war in Frankreich eingetreten, und in dieser Blutzeit fiel mancher unter dem Mordbeil, der eines bessern Schicksals werth gewesen wäre. Beauharnois, dem der Schlachtengott nicht günstig war, fiel auch, ein Opfer der gepriesenen Tyrannei wüthender Freiheitsstürmer. Ein gemeiner, nichtswürdiger Mensch, mit Namen Varlet, klagte ihn als einen Feind des Volkes an, beschuldigte ihn des Einverständnisses mit dem Feinde, und Josephinens Gemahl, der General Alexander Beauharnois, mußte unter dem Beil der Guillotine sein Leben aufgeben. Er ging den letzten Gang mit der Ruhe und Fassung, welche den Mann ehrt und ziert, und es ist hier nicht der Ort, zu prüfen, in wiefern die ihm gemachten Beschuldigungen grundlos waren oder nicht. — Vier Tage nach seiner Hinrichtung wurde jene Schreckensregierung gestürzt.

Josephine hatte unterdeß in Paris ein großes Haus gemacht, und die Personen ersten Ranges sah sie in ihren Zirkeln. War es Kälte der Gemahlin, war es die Mäßigung, welche eine Folge der langen Entfernung ist, oder war es endlich Klugheit und Furcht vor eigner Gefahr, — genug, Josephine behielt in der Oeffentlichkeit ihrer Darstellung ganz ihre vorige, muntere Laune, und sprach nicht ein Wort über das traurige Ereigniß. Politische Nothwendigkeit mußte ihr ohnfehlbar diese Rolle zugetheilt haben; sie zitterte dafür, daß auch sie die Aufmerksamkeit jener Blutgerichte auf sich ziehen mögte. — Dieser Gefahr zu entgehn, war das beste Mittel, sich in den Schutz eines Mannes von Gewicht zu begeben, und hierzu war der nachherige Director Barras, ein Mann, der schon bis dahin als bekannter Hausfreund der Madame Beauharnois betrachtet werden konnte, der sicherste, der zuverlässigste und zugleich der angenehmste. Denn es war keinem Zweifel unterworfen und in allen Kreisen des Gesellschaftslebens war es anerkannt, daß Barras einer der angenehmsten, liebenswürdigsten Männer von Paris sey. — Die Frivolität jener Revolutionszeit vergünstigte es auch, daß die Wittwe Beauharnois sogar öffentlich als die erklärte Freundin des Director Barras bald sich zeigte, und bei der Zügellosigkeit, welche waltete, als die Republik im vollen, wilden Sturm, wo alle Leidenschaften, ihrer Formen und Bande entfesselt, wütheten, befangen war, blieb auch die Form einer revolutionairen Ehe überflüssig, um dennoch die Wittwe Beauharnois an den Ehrenbezeugungen, welche dem Director Barras wurden, Theil nehmen zu lassen. — Von Jugend auf zu dem großen Leben erzogen, und mit vielem Talent zu schelmischer Laune, Repräsentation und Resignation ausge-

rüstet, fand sie sich sehr bald in ihrer Rolle, welche ihr um so mehr ansprach, da sie hier die Entwicklung eines sehr gefährlichen Talents, dessen der großen Intrigue, fand. Aber auch eine Armida hätte sie werden können, wenn der Gang der Zeit sie dazu aufgefordert hätte. Zu allem kühnen, wilden, gefährlichen, thätigen Leben war der Zunder in ihrer Brust, und unter andern Umständen hätte sie mehr noch, als eine Catharina II., vermogt. — Durch einen Senatsbeschluß vom 11. Brumaire (1. November 1795) war Barras nebst Carnot, Rewbel und Letourneur zu Directoren ernannt worden, und zwar mit einer weithin greifenden Gewalt. Barras hatte das Polizeydepartement übernommen, und alle diese Directoren bezogen den Pallast Luxemburg, eine ungeheure Masse von Gebäuden. Ohnerachtet sie hier die herrlichsten Wohnungen hatten, die Nation auch für den anständigen Unterhalt ihrer Repräsentanten sorgte, so waren doch alle diese Directoren mit den Staatsgeschäften so überhäuft, daß sie in diesem glänzenden, mehr als königlichen Hause ein sehr einfaches Leben führten. Nur Rewbel und Barras machten eine Ausnahme, und letzterer auf Veranlassung Josephinens, welche eine herrschende Gewalt über ihn gewonnen hatte. — Sie war viel zu sehr an glänzende Gesellschaft und an ein freies, munteres, stets reges Leben gewöhnt, als daß sie nicht hätte neuen Trieb in diesen todten, politischen Kreis bringen müssen. So viel es sich daher thun ließ, ohne ein gehässiges Aufsehn in dieser düstern Zeit zu erregen, veranstaltete sie auf dem schönen Landhause von Barras, in Süresne bei Paris, angenehme Landpartien, und war sie in der Hauptstadt, so hatte sie schon damals jeden Abend von acht Uhr an einen sehr angenehmen Thee- und Spielzirkel in ihren Zimmern.

Bald galten die Zirkel der Madame Beauharnois für die glänzendsten und besonders für die geschmackvollsten, und daher waren sie denn auch die gesuchtesten. Ein Jeder von feiner Bildung war hier gern gesehn, und die Ungebundenheit und züchtige Freiheit, welche waltete, machte, daß Madame Beauharnois bald die allgemeine Tonangeberin wurde. Schneller konnte sie aber auch zu dieser Meinung um so mehr gelangen, da sie, die Vertraute des Director Barras, der jetzt das Heft der Regierung in Händen hatte, die feinsten Männer des diplomatischen Korps und der obersten Gewalten mit leichter Gewalt an ihr Haus binden konnte. Barras selbst, der feine, hochberechnete Weltmann, war mit den Weltansichten seiner Freundin zufrieden, und gab ihr auch gelegentlich einige Andeutungen, von denen er Nutzen zog, so lange er dieses Verhältniß fortsetzen konnte, durfte und wollte.

Napoleon Bonaparte war jetzt in Paris, und bewarb sich in seinem ehrgeitzigen Streben um ein hohes Kommando in der Armee. Gegen den finstern, kalten jungen Mann, der nichts Bewerbendes und hingegen viel Abschreckendes hatte, fand man viel einzuwenden, und er machte bei seinen Bewerbungen kein besonderes Glück. Der Director der Policey, Barras allein, schien es zu bemerken, was von dem militairischen Studium und von dem Kriegessinn Bonaparte's zu erwarten sey, und zog ihn immer mehr in seinen Kreis. Daher führte er ihn denn auch in den Gesellschaftszirkeln der Madame Beauharnois ein. Diese, schon vorher durch Barras auf ihn aufmerksam gemacht, fand sich in ihren Erwartungen sehr getäuscht, denn Bonaparte war wenig mittheilend, anspruchslos, und schien keinen besondern Werth darin zu setzen, um die Gunst des schönen Geschlechts

buhlen zu wollen. Madame Beauharnois theilte ihre Bemerkungen hierüber spöttelnd dem Director Barras mit, und er erwiederte ihr, was man aufbehalten hat, weil Barras dieses Urtheil in Gegenwart mehrerer Personen über Bonaparte fällte: „Lernen Sie, Madame, diesen gefährlichen Sonderling nur erst näher kennen, und Sie werden ihn lieb gewinnen müssen. Er ist ganz dazu geschaffen, Ihre Freiheit sowohl, als die Freiheit der ganzen Republik, in die Tasche zu stecken." — Barras hatte hierin ganz richtig divinirt, denn es währte nicht lange, und Madame Beauharnois fand Bonaparte sehr angenehm; vielleicht schlich sich das Interesse für ihn aus einer weiblichen Caprice in ihr Herz ein; denn da er für einen Sonderling und Weiberfeind galt, so wollte sie etwa den Versuch machen, ob sie nicht die Ehre ihres Geschlechts bei ihm in der alten, lange anerkannten Würde wieder herstellen könne. Uebrigens aber hatte sich Bonaparte auch bereits einen bedeutenden Namen errungen, und sich dem Director Barras sehr werth gemacht. Denn er und Barras waren die Helden des blutigen Tages vom dreizehnten Vendemiaire, (5. October 1795) und Bonaparte war es an diesem Tage, den die Geschichte mit Trauer nennt, der durch sein Schwerdt, gegen die Bürger des Landes gewandt, Barras schützte, sicherte, erhob. — — Der finstere junge Mann schloß sich nun auch in diesen Kreisen des heitern Lebens und des Genusses der Wahrheit der Welt, wie sie nun einmal ist, mehr an, und er stieg herab von seinen geträumten Himmeln in das gebrechliche Haus der menschlichen Natur. Doch, mit aller ihrer Kunst und Manier konnte Josephine ihn noch nicht fesseln, denn er lebte in dem, was Beziehung auf die Verbindungen der Herzen hat, noch zu sehr in der idealen Welt. Anziehen=

der als die Mutter, war ihm die junge, schöne Tochter derselben, Hortensia, und ihr schien er sich mit vollem Ernst anneigen zu wollen, als der Schlaukopf Barras seinen jungen Zögling zeitig genug von einer schwärmerischen Liebe ableitete, um ihn zu einer berechneten hinzuführen.

Josephine wußte auch durch ihre Gesellschaftstalente den jungen Mann, für welchen sie bereits lebhaften Antheil genommen hatte, aus den Träumerein einer idealen Liebe herauszureißen, und ihn sich ganz zu gewinnen. Um ihr gefällig sich zu zeigen, lernte er die Kartenspiele, welche an der Tagesordnung waren, kennen, und ausserdem nahm er auch noch Unterricht im Tanz; denn Spiel und Tanz waren die beiden Auszeichnungen, wodurch man sich bei Josephinen empfehlen konnte. In beiden nothwendigen Erforderuissen des guten Tons wurde er bald sehr sachkundig, so daß Madame Beauharnois immer mehr und mehr Gefallen an ihm fand. Sie tanzte gern, viel und mit Grazie; Bonaparte wurde bald auf den Assembleen und in den großen Cirkeln ihr Favorittänzer. Der Tanz war es denn auch, was Josephinen näher zu Bonaparte hinzog, und umgekehrt ihn zu ihr; wenn man sie tanzen sah, mit diesem Geschmack, mit dieser Grazie, mit dieser leichten Beweglichkeit und mit diesem prunklosen Anstand, so mußte man sie lieb gewinnen, und verzieh es gern der Natur, daß sie andere oberflächliche Formen vernachlässigt habe.

Man kann es nicht in Abrede stellen, daß bei Bonaparte's ernsthaftern Bewerbungen, um die Hand der Madame Beauharnois, politische Berechnung ihre große Rolle spielte. Denn der Director Barras hatte in diesem Augenblick fast allein die ganze Republik in den

Händen und auf ihn wirkte wieder unbedingt Madame Beauharnois. Zur großen Intrigue geboren, wollte sie selbst auf dieser untergeordneten Stufe nicht stehen bleiben. Große Pläne hatten bereits sie ergriffen und der junge, ehrgeitzige Bonaparte, der sich bereits im Felde nicht unrühmlich ausgezeichnet hatte, der anerkannt der Liebling des gemeinen Soldaten war, dem das Glück wohlzuwollen schien, und der seine großen Ansichten der Zukunft nicht undeutlich zu erkennen gegeben hatte, — war ganz dazu geeignet, daß eine so hochstrebende Frau sich ihm näher anschließen mögte. Der Berührungspunct unter beiden, nemlich das Streben nach dem oft beklagenswerthen Lebensgenuß im höchsten Pomp der Personen, war gefunden. Dazu kam, daß die engere Verbindung zwischen beiden dem Director Barras nicht nur nicht unangenehm war, sondern daß er sie vielmehr wünschte, indem er auf eine anständige, freundschaftliche Weise sich von der Wittwe Beauharnois zurückziehen wollte. In vollem Einverständniß mit Barras, nachdem vorher bei einer Festlichkeit im Holz von Boulogne ausdrückliche Erklärungen erfolgt waren, reichte Josephine, Wittwe Beauharnois, am 4. März 1796*) dem damaligen Generals, Bonaparte die Hand, und brachte ihm, der schnell von Stufe zu Stufe bis zum Rang eines Divisions-Generals, gestiegen war, ein sehr bedeutendes Vermögen zu. Von Seiten des Director Barras war die Ausstattung, welche er dem neuen Ehepaar gab, auch nicht gering, denn Bonaparte, der bereits dazu bestimmt war, als Artillerie-General zu der Nord-Armee abzugehen, erhielt jetzt von dem Direktorium den Oberbefehl

*) Andere Lesarten nehmen den achten März an.

über die italienische Armee der französischen Republik. Freilich war dieser Auftrag beinahe zu ehrenvoll und zu gefährlich; nur ein Mann von festem Willen, Ausdauer großer, kriegerischen Ansichten und verwegener Entschlossenheit mogte ihn ausführen wollen. Denn die französische Armee war in Italien fast als aufgelößt zu betrachten, die Oestreicher hatten unter ihren bewährtesten Feldherrn sich der Pässe und fast aller festen Plätze Ober-Italiens bemächtigt, und sie standen mit ungeheuren Reserven die Gebirgskette entlang. Diesen Streitkräften hatte Bonaparte für den Augenblick sehr wenig entgegen zu setzen und nur der Erfolg kann das Kühne und Verwegene seines ersten italienischen Feldzuges rechtfertigen.

Der Vermählung Josephinens mit dem General Bonaparte fehlte die priesterliche Form der Consecration, indem die französische Republik in jener Zeit zu dem Frieden eines förmlichen Kultus noch nicht wieder heimgekehrt war. Josephine feierte übrigens aber den Tag ihrer Vermählung mit aller der Pracht, von welcher sie große Freundin war, und mit einem Kostenaufwand, der nur bei der reichen Wittwe Beauharnis eine Entschuldigung finden konnte, und eine fürstliche Braut vermuthen ließ. Fürstlich führte sie in das neue Verhältniß sich ein, und ihre geschmackvolle Verschwendung trug nicht wenig dazu bei, ihrem zweiten Gemahl noch mehreren Glanz zu geben. — Die Riesenpläne, welche Bonaparte schon damals hatte, die junge Republik in die Tasche zu stecken, scheinen in vollem Einverständniß mit dem Beginnen seiner Gemahlin gewesen zu seyn. Denn als man ihm am Tage seiner Vermählung sagte, daß die Führung einer Armee in Italien gegen die erfahrensten Helden des Zeitalters mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden sei, und daß man ihm bei

diesem Wagestück beklage, erwiederte er: „lassen Sie sich dieses nicht um mich bange machen. In einem Jahre bin ich entweder nicht mehr, oder ich bin alt geworden.“ — Zu derselben Zeit machte man Josephinen es bemerklich, daß für ihren Gemahl bei dem italienischen Feldzuge viel zu befürchten sey; sie stimmte aber ganz in den Ton Bonapartes ein, und erwiederte, wie eine Spartanerin: „mit Lorbeeren bekränzt, oder nie werde ich meinen Gemahl wieder sehen!“

Schon am zweiten Tage nach seiner Vermählung mußte Bonaparte seine Gemahlin verlassen, um sich zu der Armee zu begeben. Josephine ertrug diese Entfernung mit der Mäßigung und Würde, welche das Geschecht zieren, und während ihr Gemahl in Italien dem ungewissen Glück des Krieges preis gegeben war, spielte sie in Paris die große Rolle, die ihr schon viele Neider erregt hatte, in naiver Unbefangenheit fort. Man glaubte allerdings sie befeinden zu dürfen; indeß bald kamen die Nachrichten von den glänzenden Siegen, welche Bonaporte bei Millesimo u. s. w. erfochten hatte, und auch der Neid schwieg jetzt. In einer glänzendern Rolle, als je! trat Josephine jetzt als die erste Dame in dem großen Paris auf. — Schon am 30. März 1796 hatte Bonaparte in Nizza als Scherers Nachfolger den Oberbefehl über die italienische Armee übernommen gehabt, und seine Bemühungen, diese Armee wirksam wieder herzustellen, waren durch den Eifer bewährter Generale, die ihm zur Seite standen, unterstützt worden. Sein ganzer Marsch war nur ein Siegeszug, und die kleinern Fürstenhöfe Ober- und Mittelitaliens, einer nach dem andern, drängte sich zu dem französischen Bündniß. Es fehlte wenig, daß Bonaparte in dieser glänzenden Peri-

ode seines Ruhmes sich nicht hätte zum Oberherrn von einem Theil Italiens aufwerfen können, und es scheint nicht ohne Grund zu seyn, daß er bereits Anlagen dazu gemacht hatte. Die Armee, die er in Italien gewissermaßen neu geschaffen hatte, vergötterte ihn, der sie stets zum Siege führte, und die ohnmächtigen, furchtsamen Machthaber der armseligen, erschöpften Republik Frankreichs zehrten an der Neige ihres Glanzes, und suchten zu bergen, was zu bergen war. Nie konnte für Bonaparte ein günstigerer Augenblick, sich zu heben, das Heft der Regierung in die Hände zu bekommen, erscheinen. — Er indeß war mehr ehrsüchtig, mehr Krieges- und Waffenheld; seine Gemahlin hingegen wurde nun nach und nach ganz das, was man intriguant nennt, und manches von den Kab len und feinen Pfiffen des Hofes von St. Cloud ist auf ihre Rechnung zu setzen. Denn wenn ein feiner Rath zu erholen war, so vertraute Bonaparte immer der klaren, reinen Meinung Josephinens, die in diesem Zeitraum wenigstens nicht geringen Einfluß bei Leitung der großen Angelegenheiten hatte. Es dürfte vielleicht die Frage einer nähern Prüfung werth seyn, ob wohl Bonaparte, in Italien durch seine dortigen Feldzüge berauscht, zu einem so großen, politischen Range gekommen seyn würde, als er nachher kam, wenn Josephine dem wilden Rausch des glücklichen Kriegers nicht Fesseln angelegt, und ihm das Leben in seiner wahren Gestalt bemerkbarer gemacht hätte.

Josephine war zu besonnen, als daß sie nicht die Nothwendigkeit hätte einsehn sollen, ihrem Gemahl nach Italien zu folgen. Sie entriß sich daher den Vergnügungen der üppigen Hauptstadt Frankreichs, und machte sich auf den Weg, nachdem sie vorher Bonapartes Genehmigung zu

dieser vorhabenden Reise eingezogen hatte. Bonaparte war jetzt eben (seit den 3. Junius 1796) mit der Belagerung von Mantua, dem Schlüssel zu Italien, beschäftigt, und so wichtig diese Operation war, so eilte er doch bis Brescia seiner Gemahlin entgegen, wo er am 25. Junius mit ihr zusammen traf. Sie begleitete den Feldherrn zu der Armee und erschien im Anfang August an seiner Seite in Livorno und Florenz. Die Aufmerksamkeit, welche man besonders in letzterer Stadt dem General Bonaparte widmete, war groß. Sein Einzug glich einem Triumpfzug, und der Hof beeiferte sich, dem französischen Feldherrn die größte Hochachtung zu bezeigen. Der Abglanz von diesen Ehrenbezeugungen fiel sehr natürlich auf die Gattin zurück, und Josephine wußte auch bei der größten Galla eines Hofes, der mit ängstlicher Sorge die spanische Grandezza beobachtete, sich mit so feiner Manier zu benehmen, als wenn sie von Jugend auf mit dem Hofleben vertraut gewesen wäre. — Uebrigens aber wurde durch die Huldigungen, die sie von allen Seiten empfing, ihre Prachtliebe immer mehr empor getrieben, und was vorhin bei ihr als naives Wesen gegolten hatte, war jetzt schon Anmaßung und eine Art von drückendem Stolz geworden. — Bonaparte, für sich selbst einfach, fand aber doch auf der einen Seite einen großen Genuß der Eitelkeit darin, wenn seine Gemahlin ein glänzendes, alle andere verdunkelndes Haus machte, und auf der andern Seite hielt er es für nöthig, seine Gattin in dieser Nähe zu behalten, so lange es thunlich sey; denn er hatte ein scharfes Auge auf ihren sittlichen Lebenswandel, und überdem war ihr Ruf in Paris schon etwas verdächtig geworden, so daß die Abreise Josephinens nach Italien wohl berechnet zu seyn schien. Man muß hierbei viel

auf die Verläumdungen einer gallsüchtigen Volksklasse rechnen. —

Während dieses Aufenthalts in Italien, that sie wenig, den Beifall der Italiener zu gewinnen. Ihr Betragen war schon anmaßend und widrig geworden, und den Gegenden, welche der französische Feldherr durchzog, fiel sie mit dem großen Pomp, ohne welchen sie nicht reisete, lästig. Daher machte man es auch Bonaparte zum Vorwurf, daß er seine Gemahlin, wie im Triumpf mit sich führe. — Trotz dem, daß sie nôtre Dame des Victoires genannt wurde, fehlte doch die Lästerung nicht, und es wurden Geschichtgen von ihr öffentlich erzählt, die, — wahr, oder nicht wahr — nicht zu dem Gespräch des Tages gelangt seyn würden, wenn Madam Bonaparte jetzt bescheidener gewesen wär.

Ihr launenhafter Muthwille und Eigensinn überschritt aber alle Grenzen. — So hatte man, ihr zu Ehren, in Genua einen Ball veranstaltet, und die Genueserinnen ließen es sich ang legen seyn, in einer Pracht und mit einem Geschmeide, des Orients würdig, bei dieser Festlichkeit zu erscheinen. Madam Bonaparte hatte dieses voraus gesehn, und sie erschien mit einem Geschmeide, welches alle andere in das Dunkel warf. Allein das leichte Tanzkleid, welches sie an diesem Abend an hatte, und welches bei der Tanzlust zerrissen wurde, kostete 300 Dukati. — In Mylano (Mailand) war sie kaum angekommen, als die ersten Damen ihr den Besuch abstatteten. Sie wurden gemeldet; Madam Bonaparte ließ aber endlich, nachdem sie die Damen zwei Stunden hatte warten lassen, ihnen sagen, daß sie jetzt nicht zu sprechen sey Bonaparte erfuhr diese unartige Behandlung, und war darüber mit seiner Gemahlin sehr unzufrieden. Er machte ihr bemerkbar, daß Ueber-

muth nicht tauge, und sie erwiederte seinen Ernst mit einem leichtsinnigen Lächeln. — In derselben Art benahm sie sich überall während ihres Aufenthalts in Italien, und sehr natürlich konnte sie also dem weiblichen Kreise nicht gefallen. Um deren Gunst zu werben, das lag aber auch ganz außer ihrer Ansicht, und ein verwöhntes Kind, wie man sie nennen konnte, wurden ihre Prätensionen und ihre Prachtliebe immer größer. Da sie stets in den Städten sich befand, welche das siegreiche Schwerdt ihres Gemahls neuerdings unter die Gewalt der französischen Waffen gebracht hatte, so mußte man, wohl oder übel, den eigensinnigen Launen, der Eitelkeit und der Prachtliebe der Gemahlin des Oberg nerals nachgeben, zumal man wußte, daß er die, jedoch wohl berechnete Schwäche seinerseits blicken ließ, daß diese Gemahlin ungehindert einen mehr als fürstlichen Aufwand machen, und mit frivolem Uebermuth andern Personen sich vordrängen durfte, während er selbst der einfachste, anspruchsloseste Mann, und für jetzt nichts als Krieger war. Dieser Unterschied in der beiderseitigen Lebensart, dieses Nachgeben von Seiten Bonapartes, diese oft abgeschmackte Willkühr von ihrer Seite, welcher er aber doch immer nachgab, das alles läßt einen tiefen Blick in Bonapartes planvolles Beginnen thun. Der Kontrast zwischen ihm und seiner Gemahlin sollte sehr auffallend seyn, um ihn selbst desto mehr zu erheben. Sie aufzugeben, wenn er ihrer nicht mehr bedurfte, das scheint schon damals fest in seiner Seele gelegen zu haben. Seine Behandlung ihrer war planmäßig; er ging von Stufe zu Stufe weiter, und da seinerseits mehr Speculation und Ueberraschung, als Liebe diese Verbindung geschlossen hatte, so begehrte er auch weiter nichts, als den äußern Anstand und das

Vermeiden der weiblichen, öffentlichen Schande, deren Kundwerden ihn selbst mit betroffen haben würde.

General Bonaparte hatte unterdeß seine Siege verfolgt, er warf die Oestreicher aus Italien, und stand noch zwanzig Meilen von Wien entfernt, als der Kaiserhof, von der dringenden Gefahr in Bewegung gesetzt, sich dazu bequemte, die Friedensunterhandlungen einzuleiten. In dem Dorfe Loeben wurden diese Unterhandlungen eingeleitet, und zu Campo Formio der Frieden unterhandelt. Der Anfang dieser Unterhandlungen begann bereits am 1. September. Bonaparte glaubte zu bemerken, daß man öſtreichischer Seits diese Unterhandlungen absichtlich in die Länge ziehe, um Zeit zu gewinnen, und er wurde eines Tages so heftig, daß er ein kostbares Theeservice mit dem Tisch umwarf, und ausrief: so will ich Euch denn zerschmettern, weil Ihr es nicht besser haben wollt! Sein Ungestüm wirkte, und bald brachte ein Kourier aus Wien das Ultimatum. Am 1. October 1797 wurde ein Friede förmlich abgeschlossen, der nichts geringers, als die flandrischen Provinzen, den größten Theil von Oberitalien und das ganze linke Rheinufer mit allen seinen Stiftern, Vesten und Verwaltungen in die Gewalt der französischen Republik gab. Frankreich hatte dem General Bonaparte allein diesen überreichen Frieden zu verdanken. Am 17. November 1797 verließ Bonaparte Italien, und ging von da nach Rastadt zu dem Kongreß, von wo ab er nach Paris sich begab, welches den Sieger in Italien, den Retter des Vaterlandes theils mit der Sehnsucht, wozu der Enthusiasm, die Volksliebe hinreißt, theils aber auch mit neidischem Blick erscheinen sah. Den General Joubert hatte er mit dem Panier der italienischen Armee,

worin die Hauptsiege verzeichnet, vorausgeschickt, damit diese Fahne als ein Volksheiligthum niedergelegt werde. Er kannte schon damals den Character der Franzosen genau, und wußte, wie man sie zu behandeln habe.

Unterdeß war Madam Bonaparte noch in Italien zurückgeblieben, und ohnerachtet ihr Betragen immer drückender und anmaßender wurde, so huldigte man ihr doch überall, wo sie erschien, auf die ausgezeichneteste Art. Personen fürstlichen Ranges machten ihr den Hof; eine große Monarchin kann nicht festlicher aufgenommen und bewirthet werden, als sie. — Das stolze Venedig selbst bequemte sich, ihr die glänzendsten Feste zu geben. Eine Lustbarkeit drängte die andere, so daß Josephine, die Königin dieser Feste, kaum zu sich selbst kommen konnte, und, was in Venedig viel sagen will! — ein Volsfest sogar wurde ihr zu Ehren gegeben, indem die lange Strecke von der Riva del Slavoni an, auf dem großen Kanal bei der Münze und am Pallast vorbei, bis zu der Rialtobrücke, kostbar mit dreifarbigen Laternen am Abend erleuchtet wurden. Prächtig illuminirte Gondeln ohne Zahl fuhren in buntem Gemisch den Kanal auf und ab; die herrlichsten Musiken ertönten von allen Seiten, und für Madam Bonaparte war eine neue auffallend-schöne Gondel besonders eingerichtet. Das Fest endete mit einer Nachtmahlzeit, die mit orientalischer Pracht und Ueppigkeit, der Madam Bonaparte zu Ehren, auf Kosten der Municipalität von Venedig in dem Garten Pisani gegeben wurde, und es bedarf keiner Bemerkung weiter darüber, daß hier, bei dem venetianischen Reichthum, Luxus und Geschmack für das Wohlleben alle Erwartungen Josephinens bei weitem übertroffen wurden. Sie erklärte auch, was man in Paris wieder erfuhr und dort sehr übel vermerkte: daß ihr gegen ein

in geschmackvolles Fest die Lustbarkeiten in Paris vorkämen, wie ein Kirmestanz in einer Bauerschenke! — Ueberhaupt war sie ihrer Zunge und der Besonnenheit für den Augenblick selten lange mächtig; daher eignete sie sich auch nicht für die Repräsentation. Ihr neckendlustig, ausschweifend, unbefangenes Wesen konnte Bonaparte nicht ganz in die Formen fügen, in welchen späterhin dieser große Formenmensch seine Gemahlin zu sehen erwartete.

Ihr zu Ehren hatte man in Venedig sogar die berühmte Regata angeordnet, und sehr ungern schied sie von einem Lande, wo von Festlichkeiten aller Art sie sich fast ermüdet fühlte. Einen ganzen Monat länger, als der Obergeneral, ihr Gemahl, blieb sie in Italien: erst zu Anfang des December 1797, reisete sie nach Paris ab. Der Kaiser von Oestreich hatte ihr vor ihrer Abreise einen Zug von acht schönen Pferden, mehrere Kisten mit Chinesischen Porzelain und eine Parthie des feinsten Tokaierweins*) geschenkt. — Ihr Einzug in Paris glich dem einer Fürstin, und es war vielleicht übel von ihr angebracht, daß sie durch den Uebermuth und Stolz, den sie bei ihrer Rückkehr nach Paris zeigte, die Parthei gegen sich und ihren Gemahl erbitterte, welche noch von bedeutendem Einfluß war. — Indeß fuhr sie fort, ein großes Haus zu machen, und zwar mit einer Uebertreibung, mit einer Gefälligkeit, mit einer stillen Unterstützung, so daß bald die ersten Tonangeber und Sybariten von Paris sich glücklich fühlten, wenn sie in dem

---

*) Dieser ächte Tokaier ist so selten, daß die Disposition über demselben eine ganze Seite in der Hausverordnung Friedrich des Großen einnimmt.

Hôtel der Madame Bonaparte eine Einführung erhalten hatten, und, mit einem Wort es zu sagen: sie repräsentirte die Intrigue ihres Gemahls, welche in dieser Periode ihrer Entwickelung entgegen reifen sollte, meisterhaft.

Daß bei den höchsten Gewalten einer immer noch gährenden Republik ein Feldherr von solchem Ruf und mit solchen Ansprüchen, als General Bonaparte, nicht mit aufrichtiger Herzlichkeit aufgenommen wurde, und daß man ihn wieder zu entfernen wünschte, das lag in der Natur der Verhältnisse, und die Geschichte liefert der ähnlichen Beispiele mehrere. Er war der Liebling des Volks geworden, man hörte nicht auf, von seinen Heldenthaten in Italien zu erzählen, und die Armee vergötterte ihn. Mit ihr hätte er, gleichwie Cäsar mit römischen Legionen vor Rom rückte, auch jetzt schon Paris unter seine Gewalt bringen können, und die bestimmte, entschiedene Sprache, die er führte, ließ allerdings befürchten, daß er der Obergewalt des Directorii und des Senates sich bald zu entheben suchen werde. — Eben so lästig fiel die italienische Armee, eben so dreist war ihre Sprache. Eine Expedition, welche man mindestens verwegen nennen kann, wenn sie nicht eher tollkühn seyn dürfte, wurde daher beschlossen; in Egypten wollten die Franzosen landen, und von hierab die brittisch-indische Macht zerstören. Die Flotte zu dieser Expedition, deren Zweck nur wenige erfuhren, wurde so behutsam als möglich in Toulon ausgerüstet, sie sollte den Kern der italienischen Armee als Landestruppen an Bord nehmen, und General Bonaparte war dazu bestimmt, die Landungstruppen zu führen. Machte er nun nur gute Miene zu bösem Spiel, oder ergriff ihn wirklich das Abentheuerliche der Expedition,

und schlug es in seine Riesenpläne ein; genug, während Volk und Armee mit der ganzen Anordnung höchst unzufrieden waren, beförderte er dieselbe mit einem Eifer, der auf die Wahrheit seiner Gesinnungen, auf seine Ueberzeugung von gutem Erfolg schließen ließ.

Als Bonaparte nach Toulon abreisete, um sich zu dem kühnsten Unternehmen einzuschiffen, ließ er seine Gemahlin Josephine in dem vollen, immer glänzender werdenden Hause in Paris zurück, mit einer freien Gewalt, welche vielleicht mehr auf die Klugheit und Verabredung beider Eheleute, als auf die Artigkeit und das Vertrauen des Gatten zu rechnen ist. — Am 18. Mai 1799 lief das Geschwader von 194 Segeln von Toulon aus und hatte 19000 Mann Landtruppen an Bord. *) Bald lief in Paris die Nachricht ein, daß General Bonaparte am 11ten Junius den Großmeister der Malthesser gezwungen habe, ihm die Inseln Maltha, Gozzo und Comino zu übergeben, und dann erfuhr man weiter, wie er der ihn verfolgenden englischen Flotte entkommen, die Rhede von Alexandrien glücklich erreicht, und am 21. Julius siegreich in Alexandrien eingezogen sey. — Diese Nachrichten von einem romanesken Zuge waren ganz dazu geeignet, den General Bonaparte bei einem spielenden, tändelnden Volk, welches zumal jetzt für alle Kriegszüge sehr entzündet war, immer noch mehr in Ansehn zu bringen,

*) Die Nachrichten darüber, wie viel Landungstruppen an Bord waren, sind sehr unbestimmt, weil die Expedition durchaus geheim gehalten wurde. Hier ist das minimum der Landungstruppen angenommen.

und ein großer Theil dieses Ansehns fiel auf seine daheim gebliebene Gemahlin zurück. Sie wußte sich dieses Rückscheins auch noch mehr anzumaßen, als ihr wohl eigentlich zustand. — Mit feiner Besonnenheit wußte sie unterdeß den politischen Zwist und den Rangstreit auszugleichen, und durch ihre Gewandheit, Leichtigkeit und feinen Takt erhielt sie trotz der Abwesenheit ihres Gemahls seinem Hause doch eine solche Würde, daß die frühern Meinungen von ihrer Leichtfertigkeit sich immer mehr und mehr verlohren, und daß sie jetzt sogar in einem achtungswerthen Licht überall anerkannt wurde. — Mit dem Rang und der Gewalt findet sich auch der Adel in den Augen der Welt, und je höher Bonaparte stieg, desto vorzüglichere Tugenden und Eigenschaften fand man auch an seiner Gemahlin Josephine; desto besonnener wurde sie aber auch! Freilich wurde sie dieses wohl ohne ihren bestimmten Willen; indeß die schriftlichen und nachher mündlichen oft ungestümen Ermahnungen ihres Gemahls zwangen sie dazu, dem Formenwesen, welches er vor Augen hatte, sich anzueignen, und mehr Repräsentation als Ostentation, mehr Form und Würde, als gesellschaftliche Lust von jetzt an zu zeigen.

Als Josephinens Gemahl nach Egypten abgesegelt war, kaufte sie, und zwar von ihrem eignen Vermögen, von dem Banquier Lecoulteur das schöne Landhaus Malmaison, welches sie mit stiller, gehalt- und geschmackvoller Pracht weiter ausbauen ließ. Dieser Landsitz liegt drei französische Meilen gegen Westen hin von Paris, nahe bei dem Schloß Ruel, welches einst dem Kardinal Richelieu gehörte, und Malmaison hat einen sehr angenehmen Park, den Josephine noch ungemein verschönern ließ. Eben so wandte sie große Summen

uf die Verschönerung des Innern des Schlosses, wo
lles in italienischem Geschmack eingerichtet wurde, nicht
llein weil sie diesen Geschmack selbst während ihres
ufenthalts in Italien, lieb gewonnen hatte, sondern
uch, um ihren Gemahl bei seiner Rückkehr damit zu
berraschen, da sie wußte, daß er eine Vorliebe für
lles, was von Italien kam, hatte. In letzterer Hin-
icht täuschte sie sich aber; denn Bonaparte machte nach
einer Rückkehr aus Egypten diesen für die feinern Ge-
üsse angelegten Aufenthalt bald fast zu weiter nichts,
ls zu einer großen, militärischen Kaserne.

Bonaparte erhielt in Egypten Nachricht von der wahren Lage der Sachen in Frankreich, und selbst seine Gemahlin hatte mit ihm in dieser entscheidenden Zeit eine Chifferschrift. Was der Zweck dieser frühern Verabredungen gewesen, das kann nur aus dem Erfolg sich entwickeln, denn wenn ein Beginnen so in Geheimniß gehüllt ist, als das des General Bonaparte es war, so geht mitunter ein Menschenalter darüber hin, ehe man die Chiffern entziffern kann. Bonaparte gab dem Contreadmiral Gantheaume Befehl, zwei Fregatten segelfertig zu halten, und schiffte sich am 23. August ein, um nach Frankreich zurück zu segeln, nachdem er den Oberbefehl für die Armee in Egypten an den General Kleber verschlossen zurück gelassen hatte. Durch einen Glückstern geleitet, landete er am 7. October im Hafen von St. Rapheau, und zum großen Gefallen der Mißvergnügten erschien er in Paris. Josephine begab sich sogleich auf das Anrathen ihres Gemahls nach Malmaison, weil in Paris unruhige Scenen zu erwarten waren. Bonaparte erklärte ihr, daß jetzt der Augenblick gekommen sey, wo er entweder das Heft der Regierung an sich reiße, oder zu Grunde

gehe; sie solle daher für alle mögliche Fälle besorgt seyn. — Diese Nachricht hat Josephinen nicht erschüttert; sie ging auf das Land, und erwartete mit anscheinender Ruhe den Ausgang.

Bonaparte indeß hatte, durch die Volksgunst unterstützt und durch geheime Verabredungen es bis zum 3. November 1799 dahin bewirkt, daß er an der Spitze einer neuen Revolution stand, daß die 17te Division ihm zur Disposition gegeben war, und daß er das Directorium aufhob. Barras verlangte eine Privatunterredung mit Bonaparte, der durch ihn allein empor gehoben war; Bonaparte antwortete indeß: „sagt diesen Menschen, daß ich ihn nie wieder sehen will!" und er verwies ihn zunächst auf sein Gut Grosbois, und dann nach Brüßel. Eifersucht war bei der rauhen Undankbarkeit gegen Barras sehr mit im Spiel, denn ganz Paris wußte, daß während Bonaparte's Abwesenheit in Egypten, die frühern Verhältnisse zwischen seiner Gemahlin und Barras wieder angeknüpft zu seyn schienen. — Im Rath der Fünfhundert, der sich in St. Cloud versammelt hatte, erschien Bonaparte mit Grenadieren. „Was will der Dictator hier? Fort mit ihm!" rief ihm alles entgegen, und Dolche wurden gezogen. Ein Dolchstich von Arena sollte Bonaparte tödten. Der Grenadier Thomé, der herzu sprang, fing den Stich in seinem Arm auf. Der Präsident des Raths, Lucian Bonaparte, vermochte nicht, die Ruhe herzustellen; da eilte Le Febre mit mehrern Grenadieren in den Saal, die Bajonette machten Ordnung, der Rath der Alten bequemte sich, und schon am 14. December 1799 ward die neue Konstitution publicirt, wonach Bonaparte zum ersten Konsul ernannt wurde;

Cambacceres und Lebrün waren, der Form wegen, die andern zwei.

Jetzt war nun Josephine, als Gemahlin des ersten Konsuls, im Hochgenuß des äußern Glanzes und der Ehre. Sie war nun die erste Dame von ganz Frankreich; freilich aber wurde die Freude, welche sie hierüber empfand, ihr dadurch oft sehr gestört, daß ihr Gemahl von jetzt an ein ganz anderes Wesen gegen sie angenommen hatte. Er fühlte sich im geringsten jetzt nicht mehr von ihr abhängig, und sein Ton wurde daher immer kürzer, kälter, befehlender. Dazu kam, daß es schon jetzt sehr oft ernsthafte Zurechtweisungen gab, indem Madame Bonaparte immer noch gern die Naive spielte, und sich in die Fesseln des Repräsentationswesens, welches Bonaparte durchaus von nun an begehrte, nicht wollte schmiegen lassen. Mit Thränen in den Augen hat man schon in dieser Zeit sie oft gesehn, und in dem Vorzimmer konnte man es mitunter hören, wie in dem Gemach sehr heftiger Wortwechsel war; alle die kleinen Nachrichten hierüber machten einen Gegenstand der Unterhaltung der Pariser aus, und man wußte es oft schon zu Mittag, ob Madame Bonaparte wegen einer Alteration dieses Morgens bei der Assemblee Migräne oder verweinte Augen haben werde. — So ist der äußere beneidete Glanz des Menschen oft dessen Unglück!

Der erste Konsul war vergebens bemüht, den Frieden zu erhalten, und unternahm jetzt den zweiten italienischen Feldzug. Sein Uebergang über den St. Bernhard, über den Po, die Einnahme von Verzelli u. s. w., die Schlachten von Montebello und Marengo sind bekannt genug, und der Ruhm, so er sich in diesem Feldzuge, den die bewährtesten Kriegskundigen

ein Meisterstück der Kriegskunst nennen, erwarb, wurde durch ganz Frankreich enthusiastisch anerkannt, so daß die Rückkehr dem Triumphzug eines großen Römers mindestens gleich kam.

Josephine empfing ihren Gemahl mit unverkennbarer Freude, und er zog sich auch bald in das Familienleben nach Malmaison zurück, denn drei Anschläge auf sein Leben, die aber vereitelt wurden, mußten die größte Behutsamkeit ihm anempfehlen, und bei dieser Ansicht der öffentlichen Angelegenheiten wirkte Josephine mit allen feinen Künsten der Weiblichkeit dahin ein, das Leben in Malmaison ihm angenehm zu machen. Es ist interessant, aus dieser Zeit einige Nachrichten von diesem Familienleben zu hören. — In Frankreich nennt der Mann seine Frau, und so umgekehrt, in den Klassen, welche Anspruch auf Bildung machen „Vous!“ Bonaparte aber sowohl als seine Gemahlin sprachen gegenseitig in dem vertraulichern „Du“ und eben so schliefen sie, ganz gegen französische Sitte, in einem Bett. Da nun aber Josephine den Ton angab, so wurden in den ersten Häusern von Paris bald nachher die geräumigern Bettstellen gleichfalls Mode. — In Malmaison bestanden die gesellschaftlichen Vergnügungen um diese Zeit in Abendgesellschaften, Billardspiel, Spatziergang, Ballspiel und Musik. Von den Musikern zeichnete Josephine bedeutend den Waldhornist Frederic und den Harfenspieler Dalvinar aus. Uebrigens aber waren die Zugänge zu Malmaison durch Piquets der Konsulargarde umschlossen, und ohne Genehmigungszeichen wurde niemand hinein gelassen, so daß dieses Malmaison gewissermaaßen schon jetzt einen Staat im Staate vorstellte. Es scheint, sowohl gelegen, nicht ohne Absicht und Berechnung der Zukunft schon während des

italienischen Feldzuges von Bonaparte's Gemahlin erkauft zu seyn. — In dieser Zeit, wo Bonaparte zu Malmaison sich gewissermaßen in freiwillige Gefangenschaft gab, behandelte sie ihn mit der größten Aufmerksamkeit, und vermied sehr behutsam alles, was als ein Eingriff in seine Gerechtsame zu betrachten gewesen war. Nicht den geringsten Einfluß in seine Geschäfte gestattete sie sich; denn wenn auch viele mit ihren Gesuchen aller Art sich an sie wendeten, so wußte sie doch, daß Weiberpolitik ihrem Gemahl gehässig war, und für jetzt durfte sie es nicht wagen, bedeutend in diesem Wesen der Verwendung, der Protection eine angenehme, belohnende Unterhaltung finden zu wollen. Wenigstens vermied sie hier den äußern Schein, als wenn sie nur den entferntesten Antheil an den Staatsangelegenheiten nehme. — Die gewöhnlichen Hausgenossen in Malmaison waren einige Generale und der Kommandant der Konsulargarde, diese Schutzwehr des ersten Konsuls. Die Mittagstafel bestand in der Regel aus 25 Couverts, und Bonaparte betrachtete sich an dieser Tafel gewöhnlich unbedingt als Gast, weil seine Gemahlin Josephine hier ausschließend die Wirthin zu machen wünschte. Auch bei den Conzerten, welche Josephine in Malmaison um diese Zeit veranstaltete, stand Bonaparte gewöhnlich in einer Ecke des Saals, ernst, düster, den Zeitschwung berechnend, während seine Gemahlin die freundliche Wirthin machte. — Bonaparte vertauschte bald darauf Malmaison mit St. Cloud, einer neuen Anlage Ludwig XVI., die Bonaparte noch ungemein verschönern ließ. Die Pariser benutzten diese Veränderung des Wohnsitzes, um in einer neuen Witzelei zu sagen, „von St. Cloud bis Versailles sey nur ein Schritt!" Josephine folgte nur erst spät und un-

gern ihrem Gemahl nach St. Cloud. Von Malmaison, wo sie als freie Gebieterin sich betrachtet hatte, sich trennen zu müssen, wurde ihr schwer. Den Verlust an dem Genuß eines Stilllebens ersetzte sie hier, in dem Schloß von St. Cloud, durch eine Uebertreibung an Pracht, die bald so auffallend wurde, daß ihr Gemahl selbst derselben Einhalt thun, und sie beschränken mußte. Der Kreis, den sie um sich her bildete, wurde bald so abgemessen, festlich und ausgewählt, daß man von den Damen, welche bei ihr Einlaß fanden, in Paris sagte: elle a le tabouret! *) — Der erste Konsul war kein Freund prachtvoller und schwelgerischer Mahlzeiten, und was den Gästen in dieser Hinsicht an Genuß abging, wenn er zugegen war, das ersetzte seine Gemahlin den Gästen während seiner häufigen Abwesenheit reichlich; denn alsdann war ihre Tafel so glänzend, und das ganze Gesellschaftswesen so liberal, daß ein jeder Gast sich gefallen mußte.

Von dem übertriebenen Aufwand, den seine Gemahlin hinter seinem Rücken sich vergönnte, wurde Bonaparte besonders unterrichtet durch einen kleinen Mameluken, den er aus Egypten mitgebracht, und Josephinen zu ihrer Bedienung überlassen hatte. Auch jetzt noch suchte er laut es zu zeigen, wie wenigen Theil er an ihrer Verschwendungssucht und Prachtliebe habe; zugleich fehlte es nicht an Vorwürfen darüber. — Fand Bonaparte für irgend eine Festlichkeit seine Ge=

---

*) Droit de tabouret ist nemlich das Recht, welches die Prinzessinnen und Herzoginnen hatten, bei der Königin auf niedrigen Sesseln ohne Lehnen zu sitzen, während alle übrigen Hofdamen stehen mußten.

mahlin zu reich, zu auffallend angezogen, so half kein Bitten, kein Widerstreben; sie war gezwungen, sich nach seinem Willen umzukleiden. — In dieser Hinsicht musterte der erste Konsul eines Tages seine Gemahlin, als er mit ihr zu einem großen Fest fahren wollte. Er fand sie viel zu kostbar gekleidet, und ihr Bitten, nur diesesmal ihr den Triumph zu lassen, so und nicht anders erscheinen zu dürfen, wurde nicht erhört; vielmehr befahl ihr Bonaparte, sich sogleich umzukleiden. Sie that es, und kehrte in einem andern Anzug zurück. „Gefalle ich Ihnen so?“ fragte sie höhnisch. Bonaparte bemerkte, daß sie noch ungleich reicher und prächtiger gekleidet sey, als vorhin, und in der Heftigkeit machte er diese Kleidung für immer zum öffentlichen Erscheinen unschädlich. — Als der erste Konsul einst mit seiner Gemahlin zu einer Fête, die Cambaceres veranstaltet hatte, fahren wollte, musterte er, wie gewöhnlich, vorher den Anzug seiner Gemahlin, fand ihn zu reich und verlangte eine Wechselung. Diesesmal aber war Josephine eigenwillig genug, sich in dieser Kleidung einführen zu wollen; sie wollte durchaus nicht gehorsamen. Bonaparte entfernte sich nun schnell aus dem Zimmer, und gab auf dem Corridor dem wachthabenden Offizier den Befehl, niemand heraus zu lassen, wer es auch sey; dann stieg er in den Wagen. Der Offizier mußte seinem Befehl folgen, durfte also auch die Gemahlin des ersten Konsuls nicht aus dem Zimmer lassen, und so mußte sie denn in ihrem festlichen Putz, eine Gefangene, dort sitzen, bis es ihm beliebte, wiederzukehren. —

Nach den Friedensschlüssen zu Lüneville und Amiens wurde Bonaparte, dem ohnfehlbar sehr viel zu Förderung einer allgemeinen Ruhe das neugebohrne

Frankreich zu danken hatte, für seine Lebenszeit zum ersten Konsul ernannt. Hier war die Wetterscheide seines politischen Werthes, sein Kulminationspunkt. Während er von jetzt an in den Geschäften der obersten Verwaltung sich wohlgefiel, und unermüdet thätig war, überließ er wiederum seiner Gemahlin die Repräsentation, wobei sie sich wohlgefiel. Während er im politischen und Geschäftsleben streng beschäftigt war, befand auch sie sich ganz in ihrer Sphäre, als die Fremden und Gesandten der Länder ersten Ranges ihr vorgestellt wurden, und als ihr ganzes Hauswesen immer mehr die Gestalt eines Hofstaates annahm. —

Der erste Konsul war, in Begleitung seiner Gemahlin, auf einer Reise nach Belgien, als eine Verschwörung gegen sein Leben von neuem in Paris entdeckt wurde. Ob an dieser Verschwörung viel Wahres sey, oder nicht, das ist hier nicht zu erörtern; genug, diese, vielleicht motivirte, theatralische Verschwörung, war die Veranlassung dazu, daß Josephinens Gemahl unter dem Namen Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen proclamirt, und nach gewissen Hausgesetzen diese Würde erblich für seine Familie erklärt wurde. Das französische Volk, der große und kleine Pöbel wenigstens, opferte gegen den Kaisertitel gern die Träume einer Republik auf, und Napoleon wußte auch übrigens die andern Partheien zu gewinnen oder zu zwingen. — Josephine ihrerseits wurde freilich immer mehr subaltern, je mehr ihr Gemahl sich erhoben hatte; indeß, dem äußern Schein nach zu urtheilen, war sie noch die unbefangene, heitere Frau, welcher der Genuß des Lebens auch der Zweck des Lebens zu seyn schien.

Napoleon war eigentlich mit dem ganzen Lebenswandel seiner Gemahlin unzufrieden, weil sie seiner



feinen Politik die Lebenslust und den Lebensgenuß vorzog. Allein er blieb ihr doch hold; denn sie, ihrer Seits, hielt es für zweckdienlich, für den Mann, der zu so hohen Ehren sie empor gehoben hatte, auch wirksam zu seyn, und ohne daß ihr Gemahl es wußte, wandte sie, in Verbindung mit Fouché und andern, manche Gefahr von ihm ab. So vielen leichten Sinn sie zeigte, so sehr war sie besonnene Gattin. — Um die Krönung noch feierlicher zu machen, und um überhaupt dem Volk eine imponirende Form der Kirche wieder zu zeigen, wurde der Pabst Pius der Siebente eingeladen, in Paris in der alten Kirche Notre Dame die Salbung zu ertheilen. Ein Beispiel, wie es deren wenige in der Kirchengeschichte giebt, trat hier ein; der heilige Vater begab sich auf den Weg nach Paris, wurde unterweges durch ganz Frankreich mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, und Napoleon und seine Gemahlin reiseten selbst bis Fontainebleau ihm entgegen, ihn nach Paris einzuholen. Am 11. Frimaire (am 2. December 1804) geschah nun in Paris mit einem Pomp und mit einer Feierlichkeit, welche das Volk erstaunen machte, die Salbung. — Von dem Pallast der Thuillerien begab sich Morgens um 10 Uhr Napoleon mit seiner Gemahlin in den erzbischöflichen Pallast, wo sie beide das Kaiserliche Ornat anlegten, und dann von allen Großwürden weltlichen und geistlichen Ranges begleitet, sich in die Kirche Notre Dame begaben. Marschälle trugen die Krone Karls des Großen und die andern Insignien voran, die neuen Prinzen und Prinzessinnen den Schlepp des Mantels des Kaisers und der Kaiserin, Domherren hielten den Baldachin, am Eingang der Kirche reichte der Kardinal-Erzbischof, umgeben von dem hohen Klerus, dem Kaiser

und der Kaiserin das Weihwasser, und dann begaben sich beide nach dem Hochaltar, wo sie auf Lehnsesseln sich niederließen, beide die Kronen auf dem Haupt. Der Pabst begab sich nun nach dem Hochaltar und stimmte das Veni creator an. An den Stufen des Altars kniend, empfing dann der Kaiser und seine Gemahlin, nachdem durch die Großwürden die Insignien auf dem Hochaltar niedergelegt waren, die dreifache Salbung am Haupt und an beiden Händen; die Insignien wurden von dem Pabst eingesegnet, und nachdem Napoleon selbst sich die Krone aufgesetzt hatte, überreichte der Pabst auch der Kaiserin den Purpurmantel und den Ring. Dann kniete sie am Hochaltar vor ihrem Gemahl nieder; der Kaiser nahm die Krone selbst von dem Altar und setzte sie ihr auf das Haupt. Jetzt geleitete der Pabst das kaiserliche Paar nach dem über dem Hauptportal der Kirche errichteten Thronhimmel, küßte dem Kaiser auf die Wangen und rief der großen, glänzenden Versammlung zu: es lebe der Kaiser und die Kaiserin! ein Zuruf, der gebührend von allen Stimmen wiederholt wurde. — Dies ohngefähr sind die Hauptmomente einer wichtigen Feierlichkeit, an welcher in dieser Art Theil zu nehmen, Josephine in ihrer lustigen, freien Jugend sich wohl nie gedacht hatte, so hochfliegend ihre Plane auch immer gewesen seyn mögen.

Als Kaiserin lebte nun Josephine in dem Pallast der Thuillerien, dessen einen Flügel sie mit dem ihr zur Bedienung gegebenen Hofstaat bewohnte, ein höchst langweiliges Leben. Napoleon nemlich fand es für nothwendig, ein sehr steifes Etiquette einzuführen, um durch das gebietende Aeußere das zu ersetzen, was der Geburt mangelte, und so wenig er auch in seinem

regen Leben diese Form empfand, so drückend wurde sie seiner Gemahlin. In die innern Gemächer des Pallastes eingeschlossen, hatte sie für ihre, nach Außen strebende, an den kleinen Weltgeschichten Theil nehmende Laune oft Tage lang keine Unterhaltung weiter, als ihre Oberhofmeisterin Remisat, die glücklicherweise noch gesellschaftlich genug war. Wie sehr übrigens Napoleon seiner Gemahlin Merkmale zu geben wünschte, daß er sie wirklich schätze, beweiset z. B. schon die Erhebung ihres Sohnes erster Ehe, Eugen. Napoleon ernannte ihn erst zum Escadronchef bei der Reiterei der Konsulargarde, dann im Januar 1805 zum Erzstaatskanzler von Frankreich, im Juni 1805 zum Vizekönig von Italien, und am 22. Januar 1806 nahm er ihn an Kindesstatt an, und erklärte ihn zum Nachfolger in Italien. Ueberhaupt aber benutzte er jede Gelegenheit, der Familie seiner Gemahlin förderlich zu seyn.

Seit der Erhebung Napoleons zum Oberconsul war bereits seine Civilliste schon auf das Sechsfache erhöhet, und diese Erhöhungen nahmen immer zu, je höher Napoleon stieg. Aber auch er fing jetzt an, einen großen Schein, besonders durch die glänzendste, vornehme Dienerschaft um sich her zu verbreiten, und die Prachtliebe seiner Gemahlin ward immer größer, so daß jene Civilliste Josephinen bei weitem nicht ausreichte für ihre glänzende Hofhaltung. Napoleon übersah es daher, wenn sie in Verbindung mit den ersten Staatsbeamten selbst Speculationen machte, und da man wußte, daß die Verwendung Josephinens von dem höchsten Einfluß war, so wurde mit dieser Protection oft der ungeziemendste Wucher getrieben, und die größte Beute wurde in dieser Hinsicht bei gegebener Gelegenheit im diplomatischen und politischen Wesen, hauptsächlich im Departe-

ment der auswärtigen Angelegenheiten gemacht. — So reisete Napoleon am 18. Julius 1804 in eitelem Pompzug mit seiner Gemahlin von Paris ab, die Seeküsten entlang. Dann ging es auf Mainz und Aachen, wo Napoleon geraume Zeit sich aufhielt, und wohin viele deutsche Fürsten eilten, ihm ihre Achtung zu versichern, und zugleich für die Sicherheit ihrer Erdschollen zu sorgen. Er selbst machte hierbei, von Eitelkeit und Politik bestimmt, den unglücklichen Versuch, Karl den Großen nachahmen zu wollen, und Josephine machte unterdeß in Aachen und Mainz durch die fürstlichen Geschenke, welche sie für ihre Verwendungen annahm, einen so bedeutenden Erwerb, daß Napoleon diesen Schleichhandel nicht mehr ignoriren konnte und demselben Einhalt thun mußte.

Immer glänzender wurde die Lage Josephinens, nach dem Presburger Frieden (26sten December 1805). Jetzt war fast ganz Deutschland in die Dependenz Frankreichs gegeben. Die edelsten Fürstinnen suchten schon Josephinens Freundschaft auf und sandten ihr die kostbarsten Geschenke zu. Während Napoleon mehr als je mit der Politik sich beschäftigte, nahm sie, selbst von den auswärtigen Gesandten, die Cour an, und in dieser glänzenden Rolle lebte sie fort, als der mit Preußen im October 1806 ausbrechende Krieg, den erst ein, für Frankreich sehr ehrenvoller Friede vom 9ten Julius 1807 endete, den Kaiser nach Norddeutschland, über das Schlachtfeld von Jena u. s. w. hinweg bis an die Gränzen des russischen Reichs hingerissen hatte. — Ganz Frankreich mußte durch die überraschend großen Eroberungen in eine Art von Taumel gekommen, der Nationalstolz mußte in Hochmuth und Ueberhebung ausgeartet seyn, zumal bei einem selbstsüchtigen, eitlen

Volk, welches das „morgen" nicht ängstlich prüft. Jene Ueberhebung herrschte besonders in der Kaiserlichen Familie, und Napoleon, durch den Nymbus einer romanesken Größe befangen genommen, zeigte seine stolzen Pläne, seinen Liebling, Karl den Großen, weit hinter sich zu lassen, und der Gründer einer neuen Dynastie für ganz Europa werden zu wollen, dadurch sehr deutlich, daß er alle Mitglieder seiner Familie zu Fürstlichen und Königlichen Würden jetzt ungehindert erheben durfte. Dieses lockere Band aber fester zu knüpfen, vermählte er seine nächsten Verwandten, den Sohn erster Ehe seiner Gemahlin, und seinen jüngsten Bruder Hieronymus, König von Westphalen, mit Prinzessinnen aus altfürstlichen Häusern, erstern mit einer Prinzessin von Baiern, letztern mit einer Prinzessin von Wirtemberg. Er selbst aber, in der Fülle des Lebens sich fühlend, beklagte es, daß er diese große Pflanzung, deren er gewiß zu seyn glaubte, nicht in den Händen eines eignen Kindes zurücklassen könne — denn seine Ehe mit Josephine war ohne Kinder — und außerdem mogte in Augenblicken stiller Betrachtung ihn wohl ein geheimes Grauen vor seiner eignen Größe überraschen, so daß er wünschte, sein leicht gebautes Haus an einem alten, durch graue Vorzeit ehrwürdigen Gemäuer anlehnen zu können. — Josephine hat gegen ihre Vertraute oft, schon lange vorher geäußert, daß sie sehr wohl wisse, welchen Plan ihr Gemahl mit sich umher wälze, und daß sie ihn gewähren lassen wolle. Seit sie durch den Willen des Kaisers in engere Formen eingeengt war, und dem schweren Ceremoniell sich hatte anneigen müssen, war von ihrer frühern Munterkeit viel verloren gegangen, und dazu kam vielleicht auch, daß das Streben nach Gemächlichkeit und Be-

quemlichkeit des Lebens immer mehr zunimmt, je mehr die nach außen hin wirkende Lebenslust abstirbt. Josephine, wie sie früherhin in Italien, und selbst späterhin in Aachen und Mainz noch war, kannte man jetzt nicht mehr; eine stille, oft trübe Besonnenheit ruhte auf ihrem Gesicht; fast von Monat zu Monat bemerkte man, wie ihre ernste Stimmung zunahm.

Am 9. April 1809 hatte Oestreich von neuem an Frankreich den Krieg erklärt, um für Deutschlands Freiheit zu fallen, oder sie zu retten. Der Zeitpunct war günstig, denn die Gesammtheit der französischen Macht, der Kern derselben wenigstens, war damals dringend in Spanien beschäftigt. Napoleon selbst warf sich nun auf Oestreich, welches von neuem seine Plane, die eben jetzt der Ausführung nahe waren, vereitelte, und was ihm selbst an Waffenmacht abging in dem neuen Kriege gegen Oestreich, das ersetzte ein großer Theil der französischen Vasallen, nämlich der Rheinbund, in geschäftiger Eil. Die in Spanien entbehrlichen Truppen wurden auch schnell herangezogen, und nach schwer errungenen Siegen wurde am 14. October der Friede mit Oestreich abgeschlossen, welcher diesem Kaiserhause die Provinzen Illyriens raubte. — Napoleon hatte nach der Einnahme von Wien, nach dem Uebergang über die Donau, auf dem kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn sein Quartier genommen, und das Betrachten des Kaiserhauses soll ihn zuerst auf das Bildniß der Erzherzogin Marie Luise aufmerksam gemacht, und dieses Betrachten auch deren Vater, dem Kaiser von Oestreich, einen bessern Frieden bewirkt haben.

Genug, bald nach seiner Rückkehr nach Paris fing Napoleon, der bereits andere Unterhandlungen angeknüpft hatte, an, seine Ehetrennung mit Josephinen

einzuleiten. Der laut ausgesprochene Grund war der, daß er die Hoffnung verliere, aus dieser Ehe Kinder zu erziehen, und daß er dem Heil Frankreichs es angemessen finde, wenn seine Dynastie in gerader Descendenz fortschreite.

Josephine war auf das Ganze ohnfehlbar bereits schon vorbereitet, und Cambaceres war der erste authentische Ueberbringer einer Botschaft, von welcher man glaubte, daß sie die Kaiserin in Schrecken setzen und niederschlagen werde. Von diesem Augenblick an aber kann man nicht anders, als eine hohe Achtung von ihrem wahren, eigenthümlichen Werth gewinnen. „Ich weiß, was Sie mir sagen wollen;“ so ohngefähr erwiederte sie dem höchst verlegenen Cambaceres. „Der Kaiser will sich von mir trennen. Ersparen Sie das Weitere. Ich sehe die Nothwendigkeit ein; wir werden immer Freunde bleiben, und ich wünsche nicht, daß er jemals diese Freundschaft anrufen möge, und anrufen müsse. Sein gutes Gestirn geleite ihn weiter, ich unterwerfe mich seinen Verfügungen; ich weiß es, eine schwere Nothwendigkeit lastat auf ihm.“

Da nun die Ehe Napoleons mit Josephinen, — nach der allgemeinen Angabe — eine revolutionaire Ehe war, so fand auch jetzt die Trennung sehr leicht statt, und diese Trennung geschah denn auch durch einen Familientraktat, worüber die öffentliche Erklärung am 16. December 1809 erfolgte. Man hat hierüber Folgendes erfahren. — In Gegenwart des Erzkanzlers und der anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie erklärte Napoleon: „daß er und seine vielgeliebte Gemahlin den Entschluß gefaßt hätten, ihre Ehe zu trennen, da keine Hoffnung mehr wäre, aus derselben Kinder zu bekommen, das Interesse der Monarchie aber die Hinter-

lassung eines Thronerben erfordere. In einem Alter von 40 Jahren hoffe er noch lange zu leben, um die Kinder, die das Schicksal ihm gewähren würde, in seinem Geist und Sinn zu erziehen. Gott wisse, wie schwer das Opfer ihm sey; er habe immer Ursach gehabt, die Ergebenheit und Zärtlichkeit seiner Gemahlin zu rühmen, denn 15 Jahre seines Lebens habe sie verschönert. Da sie von seiner Hand gekrönt sey, so wolle er, daß sie den Rang und Titel als Kaiserin behalte; vor Allem aber sollte sie nie an seinen Gesinnungen zweifeln, und ihn stets als ihren werthesten Freund betrachten.

Jetzt nahm die Kaiserin das Wort und sagte: „da sie das Erforderniß der Politik, wie ihr Gemahl es angegeben, nicht erfüllen zu können glaube, so wolle sie den größten Beweis der Aufopferung geben, und der Ehe entsagen. Von der Güte ihres Gemahls habe sie alles! Seine Hand habe sie gekrönt, und auf der Höhe des Throns habe sie nur Beweise des Zutrauens und der Liebe von dem Kaiser, von seiner Familie, und von dem Volk empfangen. Solche Gesinnungen glaube sie mit Dank zu erkennen, wenn sie in die Auflösung einer Ehe willige, die zu einem Hinderniß des Wohls von Frankreich geworden sey. Nichts werde die Auflösung ihrer Ehe in den Gesinnungen ihres Herzens ändern, und der Kaiser werde stets in ihr seine beste Freundin haben; denn sie wisse ja, wie wehe dieser, durch die Politik und große Interessen gebotene Schritt seinem Herzen gethan habe. Sie beide wären stolz auf das Opfer, welches sie dem Wohl des Vaterlandes darbrächten."

Der Staatssecretär, Regnault de St. Angely, registrirte diese Erklärungen, und sie wurden von der ganzen Kaiserlichen Familie unterzeichnet. Am folgen-

den Tage versammelte sich der Senat zu außerordentlicher Sitzung, und zugegen waren auch der König von Westphalen, der König von Neapel, der Vize-König von Italien, der Fürst von Benevent u. s. w. Der Fürst Reichs-Erzkanzler präsidirte. Nachdem die Staatsräthe Regnault de St. Jean d'Angely und Defermont erschienen waren, legte der Reichserzkanzler nach einer Rede den Entwurf zu einem Staatsbeschluß, welcher die Aufhebung der Kaiserlichen Ehe erklären sollte, vor. Der Vizekönig von Italien nahm jetzt das Wort, und bemerkte: „für das Glück von Frankreich sey es von Wichtigkeit, daß der Stifter der vierten Dynastie in dem Kreise seiner directen Nachkommenschaft erhalten werde. Als seine Mutter im Angesicht der Repräsentanten der ganzen Nation gekrönt worden, da habe sie die Verbindlichkeit übernommen, alle ihre Neigungen dem Interesse Frankreichs aufzuopfern. Diese erste ihrer Pflichten habe sie seitdem mit Muth, Edelsinn und Würde erfüllt. Nicht selten sey ihr Herz erweicht worden, wenn sie ihren, das Glück zu meistern gewohnten Gemahl im Kampf mit seinen stillen Wünschen gesehen. Dem Ruhme dieser Mutter genügten die Thränen, welche dieser Entschluß dem Kaiser gekostet habe, und mit stolzer Zufriedenheit werde sie künftig betrachten, was ihre Opfer für ihr Vaterland und ihren Kaiser Ersprießliches bewirkt hätten."

Nach dieser Rede ernannte der Senat eine Commission zu Prüfung des ihm vorgelegten Entwurfs, und Graf Lacepede stattete auch bald darauf den Bericht ab. Im Senat wurde nun die Ehe für aufgehoben erklärt, und der geschiedenen Kaiserin wurde Titel und Rang einer gekrönten Kaiserin mit jährlicher Rente von zwei Millionen Franken auf das große Buch der

Nation notirt. — Adressen, voll von Nymbus und Schmeichelei, welche diesen Beschluß bekannt machten, sandte der Senat sogleich an den Kaiser und die Kaiserin. Uebrigens erklärte auch noch demnächst das Diöcesen-Gericht der Offizialität von Paris nach Abhörung von drei Zeugen, daß die Ehe des Kaisers und der Kaiserin in Hinsicht der geistlichen Bande von Anfang an null und nichtig gewesen sey, und diese Erklärung bestätigte der Metropolitan. Jene Zeugen waren der Fürst von Neufchatel, der Fürst von Benevent und der Herzog von Friaul. —

So endigte sich diese politische Theaterscene. Gleich nachher begab sich die geschiedene Kaiserin in Begleitung der Herzogin von Elchingen und einiger anderer Freundinnen, ohne Bitteres in ihrem Herzen zu tragen, nach Malmaison. Gegen Zurückgabe eines kostbaren Schmucks von Brillanten, die sie als ihr Eigenthum betrachten durfte, wurde ihr das Schloß Navarra, bei Evreux, welches schon früherhin den spanischen Bourbons zugesichert war, abgetreten. — Josephine nahm bei dieser ganzen Verhandlung sich mit einer Besonnenheit, welche der Berechnung, so das weibliche Geschlecht hat, Ehre, oder wenigstens es furchtbar macht. —

In dem Hausvertrag war Josephine, welche übrigens ihr eigenes Vermögen sehr wohl erwägen durfte, sehr gut gestellt, und man befürchtete, daß der Kaiser sie zu entfernen suchen werde; allein er gewährte ihr sehr gern alle Vergünstigungen in Paris; — ein sicherer Beweis dafür, daß er dieser Gattin sein volles Vertrauen hatte schenken dürfen. — Nachdem am 16. Dec. 1809, die Ehetrennung zwischen Napoleon und Josephinen erklärt war, wurde bereits am 11. März

1810 in Wien die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise gefeiert, und am 2. April 1810 zog die neue Kaiserin in Paris ein. — Josephine hatte jetzt die große Entsagung, der Schicklichkeit ein schweres Opfer zu bringen, und ließ sich bei der neuen Kaiserin melden. Sie wurde angenommen *) und die Verhältnisse blieben überall in einem ruhigen Gleichgewicht. Josephinens feine Besonnenheit trug das Mehrste dazu bei, daß Napoleons Ungestüm sie nicht entfernte, und überdem war sie mit vielen Staatsgeheimnissen zu vertraut geworden, als daß er es hätte wagen dürfen, ihren Unwillen zu reizen. Gegen geheime Gewalt aber schützte sie seine aufrichtige Anneigung, deren sie immer noch genoß, ferner die genaue Bekanntschaft mit Fouché und besonders die Aufmerksamkeit des französischen Volkes, welches die Ex-Kaiserin in Schutz genommen zu haben schien, als es sah, mit welcher ruhigen Gelassenheit und Ergebung Josephine das Nothwendige trug.

Wenn man nun Napoleons früheres und jetziges Beginnen betrachtet, so scheint es, als ob sein guter Genius, sein Glücksstern von ihm gewichen sey, seit

*) Man erzählt hiervon, daß Marie Luise ungewiß war, ob sie Josephinens Besuch annehmen dürfe, und deshalb bei Napoleon anfragen ließ, der eben im Staatsrath war. Der dienstthuende Kammerherr weigerte sich, den Kaiser in dem Staatsrath zu stören, weil dies ein für allemal nicht seyn dürfe. Indeß Marie Luise sagte mit ihrem angestammten Stolz: ich, die Kaiserin, wünsche den Kaiser zu sprechen! Der Kammerherr ging, und Napoleon erschien sogleich selbst in den Gemächern seiner jungen Gemahlin.

er sich von Josephinen trennte. Alle seine nachherigen Entwürfe haben nicht das Gepräge der Besonnenheit, der schlauen Berechnung; vielmehr das des Uebermuths, der Uebereilung, der Verwegenheit. Wie in dem Familienleben eine kluge Hausfrau unbemerkt den Gatten leitet, seinen nach außen hin wirkenden Ungestüm zu mäßigen weiß, und dadurch ihn vor mancher Thorheit schützt, so war diese stille Leitung auch hier möglich gewesen, weil aus dem Stande des Privatlebens Napoleon zu gleicher Zeit mit Josephinen sich erhoben hatte. Die Kaiserstochter, welche jetzt seine Gemahlin sich nannte, konnte in dieser Hinsicht das nicht ersetzen, was die kluge, mit allen vielseitig verschlungenen Verhältnissen ihres Gemahls aufgewachsene Josephine, ihm gewesen war.

Die letzte Periode von Josephinens Leben machte sie erst allgemein achtungswerth, und gewann ihr die Liebe des Volkes. Fern von ungeziemendem Stolz, ertrug sie das Schwere, und sie war in den Mauern von Paris, als ihr geschiedener Gemahl von Moskau hergejagt und nach Elba verwiesen wurde, und dessen zweite Gemahlin, die in Blois, an der Loire, die Regentschaft hatte übernehmen wollen, von dem Waffengemenge der Mehrheit gedrängt, den weitern Ansprüchen auf Frankreich einstweilen Verzicht leistete, und nach Oestreich zurückkehrte. — An den Factionen des Augenblicks nahm sie selbst auch nicht den entferntesten Theil, und die Ehrenbezeugungen, welche ihr von den Siegern ersten Ranges gemacht wurden, mogten sie nicht bewegen, aus ihrer angenehmen Eingezogenheit in ein schwerfälliges, öffentliches Leben zurück zu kehren. Auch die siegenden Feinde, die in Paris eingezogen waren, achteten die geschiedene Kaiserin Josephine

sehr, und nach dem Art. 6 des Abschlusses von Fontainebleau wurde ihr bei der neuen Dynastie ein jährliches Einkommen von einer Million Franken zugesichert, und ihr bewegliches und unbewegliches Eigenthum ihr garantirt. — Eine größere Achtung konnte sie, die geschiedene Gemahlin, in der That nicht von den Siegern über Napoleon erwarten. —

Als die Bourbons auf den alten Thron wieder heim gekehrt waren, begannen sie mit lange zurück gehaltener Wuth, die Neuerer zu verfolgen; indeß Josephine wagte es, in Frankreich zu bleiben, und den Angriff der wiedergekehrten Dynastie zu erwarten; denn sie war sich keiner schweren Schuld bewußt, und niemand wollte ihr übel. Sie führte ein Stillleben, das ihr Verhältniß sowohl, als ihren Charakter durch die Selbstwürde, die sie in dieser Zeit mit bescheidener Mäßigung durchführte, noch mehr erhob. Nach der Abführung ihres geschiedenen Gemahls auf Elba, nachdem die Bourbons wieder Selbstherrscher zu werden begonnen, war sie eben im Begriff, den Namen einer Herzogin von Evreux anzunehmen, und von der ihr vorzugsweise gegebenen Vergünstigung, in Frankreich bleiben zu dürfen, Gebrauch zu machen, als der Tod sie überraschte. *)

---

*) In Evreux hatte sie schon früher ihren Sitz genommen gehabt, und sie wurde hier allgemein als Wohlthäterin der Unglücklichen verehrt. Es verdient bemerkt zu werden, daß sie den Transport derer, die von dem Schillschen Corps gefangen, nach den Ga=

Sie konnte und durfte es auch wagen, in Frankreich zu bleiben, denn niemand wollte ihr übel. Von der Familie ihres geschiedenen Gemahls hatte sie schon längst sich zurück gezogen, die verbündeten Monarchen hatten ihr Beweise ihrer Aufmerksamkeit und Achtung gegeben, und die Bourbons mußten, vielleicht wider ihren Willen, die allgemeine Meinung ehren.

Sie kam um Mitternacht aus einer glänzenden Gesellschaft zurück, und schon der nächste Morgen fand sie nicht mehr. So glücklich, als sie gelebt hatte, starb sie auch. Ein Nervenschlag nemlich nahm ihr sogleich die Besinnung, und zunehmende Leibesstärke, die Freuden des Mahls und eine leichte Erkältung förderten diesen Todesstreich. — In stiller Feier wurde sie beerdigt; die Zeit eines Schaugepränges war jetzt nicht da.

Den öffentlich bekannt gemachten Nachrichten zu Folge hinterließ sie ihren beiden Kindern, dem Prinz Eugen Beauharnois und der geschiedenen Königin von Holland (Gräfin von St. Leu) ein Vermögen von beinahe dreizehn Millionen Franken. Dies läßt sich dadurch erklären, daß ihr väterliches, aus Amerika gezogenes Vermögen bedeutend war, daß ihr fürstliche Geschenke in reichem Uebermaaß zu Theil wurden, daß späterhin ihrer Prachtliebe nicht aus ihrer eignen Kasse

---

leeren geschleppt wurden, Kleidungsstücke, Essen und Unterstützungen aller Art reichen ließ. Die Armen in der Umgegend von Evreux beteten sie als ihren Schutzengel an, und sie trieb keinen Prunk mit dieser Wohlthätigkeit. —

gehuldigt wurde, und daß sie in der letzten Periode bei einer sehr guten Appanage ein einfach-mäßiges Leben führte. —

Josephine gehörte nicht zu den auffallenden Schönheiten, aber sie war angenehm, und wußte jeden kleinen Vortheil zu benutzen, um zu gefallen, und dies gelang ihr um so mehr, da sie fein genug war, mehr durch den Geist als durch die gewöhnliche, drückend auffallende Eitelkeit des weiblichen Geschlechts gefallen zu wollen. Sie war eher klein als groß zu nennen, schön gewachsen, leicht in allen Bewegungen, und die früherhin angenehme Fülle ihres Körpers wurde zuletzt auffallender. Ihr Teint war nicht rein und blendend, daher gefiel ihr Aeußeres auch bei der Erleuchtung am Abend mehr, als am Tage. Eines glücklichen Temperaments erfreute sie sich, und dieses half manches Schwere ertragen; denn seit sie in die großen Verhältnisse kam, darbte sie oft bei dem äußern Schimmer. Selbst eine politische Rolle spielen zu wollen, dazu war sie zu beweglich, zu launenhaft, zu wenig versteckt; aber sie verstand die weibliche Kunst, hinzuhorchen, wo man es nicht ahndete, sie hatte einen sehr richtigen politischen Scharfblick, und in dieser Hinsicht trauete ihr Napoleon unbedingt; in dieser Hinsicht durfte er auch einst sagen: eine Unterhaltung mit seiner Gemahlin von einer halben Stunde, sey ihm oft unterrichtender, als die Vorschläge und Vorträge der Minister von ganzen Wochen! In dieser Hinsicht mußte er auch wünschen, daß nach der Ehetrennung sie seine erste, berathende Freundin noch bliebe! In zu feinen Verhältnissen auch späterhin noch beleidigt, entzog sie sich aber jeder weitern Einmischung, sicherte ihr Eigen-

thum, und überließ fortan Napoleon allein seinem Genius, der ihn erst nach Elba, und dann nach kurzer Wiederkehr, auf die Insel St. Helena in Gefangenschaft brachte. Wohl ihr, daß sie den großen Verfall des großen Hauses nicht erlebte!

II.

Schill.

Im heilgen Rettungskampf hat er vor allen
Begeistert sich zuerst den Weg gebahnt;
Bei seinem Grabe fühlt, was er geahnt.

Tiedge

Schill.

Ferdinand von Schill ist in der neuern Zeit einer der bedeutendsten Partisane gewesen, den Norddeutschland aufzuweisen hat, als es die Ketten, von den Völkern des Südens abzuschütteln strebte. Mag auch der Erfolg das Beginnen nicht gerechtfertigt haben, mag auch vieles von den Unternehmungen Schill's an Tollkühnheit gränzen, mag sein letztes Ringen auch von vielen getadelt seyn, weil er Viele in sein verhängnißvolles Schicksal mit hinabzog; — so ist der Mann uns doch merkwürdig, und verdient einen rühmlichen Platz in den Annalen der Geschichte. Denn er war einer von den Wenigen, die nicht mit gehaltlosem Wort, sondern mit That dem gedrückten, ermüdeten, niedergeschlagenen Vaterlande die Möglichkeit einer Volksbefreiung zeigten, und als glänzende Fackeln einer kraftvollen Zeit voranleuchteten. Wenn auch der Stern Schill's zu früh unterging, so ließ er doch einen glänzenden Dämmerschein zurück, an welchem bald nachher die lange verhaltene Glut eines ganzen, großen Volkes sich entzündete, und durch eine Kraftanstrengung,

des alten Germaniens würdig, die Fesseln abschüttelte, und die Ehre rettete.

Ferdinand von Schill's Geburtsort liegt in Ober-Schlesien. Das Gut seines Vaters heißt Sotthof, und im Jahr 1773 wurde Ferdinand, der jüngste von vier Söhnen, welche in den Jahren der nahenden Reife alle dem Kriegsdienst sich widmeten, geboren. Der Vater, ein geborner Ungar, der eines blühenden Greisenalters sich erfreute, und als Soldat viele Kriege mitgemacht, und der von seinen Thaten als Partheigänger unter den östreichischen Waffen, auch jetzt noch mit dem Feuer der Erinnerung erzählte, hatte hierdurch die Lust zu Kriegsthaten in den heranwachsenden Knaben entzündet, und er selbst, der ergraute Krieger hatte, um den Sinn, der in ihm hausete, nicht aussterben zu lassen, seine Söhne zu dem Kriegsdienste bestimmt gehabt, zumal seine Vermögensumstände es nicht zuließen, diese Söhne in ein kostbar, vornehmes, bürgerliches Verhältniß einzuführen. —

Der vierte Sohn, Ferdinand, genoß auf der rühmlich bekannten gelehrten Schule zu Breslau längere Zeit hindurch Unterricht, und zwar bis zu Ostern 1789. Es ist aber nichts darüber bekannt, daß er in diesem Zeitraum Anlagen für eine höhere Ausbildung gezeigt hätte, daß man Ahndungen und Vorbedeutungen von künftiger, großer Entwickelung hätte bei ihm entdecken mögen. So viel ist richtig, daß der muntere, unruhige Knabe schon damals oft die Unzufriedenheit der Lehrer gegen sich rege machte, zumal sein ansprechendes, lebendig-blühendes Wesen ihm unter seinen Mitschülern stets eine große Parthei gewann.

Kurz vor der Heerschau 1789 wurde er als Junker bei dem preußischen Husaren-Regiment „Schimmel-

pfennig" angestellt, und weil er hier durch sein allzufreies Wesen mit seinen Obern in Mißverhältniß gekommen war, so versetzte man ihn auf Veranlassung des Vaters, in Mitte des Jahrs 1790, zu dem Dragoner-Regiment: „Königin Dragoner." — Dieses Regimeant, welches mit ganz besonderer Aufmerksamkeit behandelt und begünstigt wrude, war ein — wie man es nannte — doppeltes Regiment, d. h., es zählte allein eben so viel Pferde, als zwei andere Regimenter der Reiterei. — Ein so unruhiger Kopf, wie Schill, konnte aber sehr natürlich bei dem ruhigen Garnisondienst nur mißverstanden werden, und daher kam es denn auch, daß er in dieser Zeit, welche den anstrebenden Geist drückte, indem sie ihm keine Gelegenheit gab, in Kraft und That sich zu verkünden, manche ernsthafte Weisungen durch das damals schwerfällige Formenwesen und durch seine Vorgesetzten erhielt. Seine Vorgesetzten hatten ihr Zeitalter überlebt, und das jetzige nicht begriffen. Schill aber hatte schon damals das, dem Genie sich aufdringende Vorgefühl einer freiern Bewegung, und daher mußte es, als die ersten Funken seines Geistes nach einer Entwickelung strebten, in jener schweren Zeit der Formen wohl sehr natürlich seyn, daß die gichtischen, ausgedienten Majore, Obristen u. s. w. mit dem jungen Feuerkopf und seinem Beginnen sehr unzufrieden waren. An Verweisen und kleinen Ordnungsstrafen fehlte es daher bei der Parole, Hinsichts des jungen Schill, nicht. Er nahm das alles so auf, wie die Jugend, welche sich selbst bereits zu fühlen glaubt, über die alten Machthaber richtet. Ohne leichtsinnig zu seyn, hatte er leichten Sinn, und dieser leichte Sinn mogte die wahre Ehre in ihm erhalten, daß nemlich die oft abgeschmackten Rügen und Strafansichten jener Zeit, ihn nicht zu ei-

ner Demüthigung und Entwürdigung brachten, wovon der Abfall zum Gemeinen nicht fern ist. Er schien schon damals die großen Verhältnisse aus ihrem wahren Gesichtspunkt anzusehn, und es ist ein Vorzug ausgezeichneter Geister, und derer, welche die Natur mit Anlagen des Selbstwirkens und der Eigengewalt ausgerüstet hat, daß sie die Meinung der engen Umgebung und des barmherzigen Augenblicks unbeachtet lassen, indem sie oft durch eine höhere Gewalt, deren nähere Deutung ihnen noch nicht klar wurde, zu etwas Größerm, zu einem freiern Schwung hingezogen werden, und zwar durch einen Enthusiasm, der ihnen selbst eigentlich fremd ist, dessen nähere Deutungen sie wenigstens nicht auffinden können.

Als Preußen im Jahr 1805 müßiger Zuschauer des Krieges zwischen Frankreich und dem südlichen Deutschland auf der einen, und Oestreich und Rußland auf der andern Seite geblieben war, behandelte Napoleon, der stolze Sieger von Austerlitz, Preußen, welches zuerst ihn als Kaiser anerkannt und seit langen Jahren dem französischen Interesse angehangen hatte, auf eine so unwürdige Art, daß der Sproß des Hauses Hohenzollern, von dem Hochgefühl des Volkes zugleich aufgefordert, um so mehr zu den Waffen zu greifen, eine gerechte Veranlassung hatte, da Hannover, welches der Kaiser von Frankreich an Preußen für dessen Abtretung von National-Provinzen gewährt hatte, von dem Usurpator des festen Landes wieder anderweit, willkührlich an England zurück geschachert werden sollte.

Seit die Oestreicher nach der Schlacht von Austerlitz zum Frieden gezwungen worden, richtete ganz Deutschland, ein Volk von 54 Millionen Seelen, sein Augenmerk auf Preußen, als den letzten Schirmvoigt in

der schweren Sache, und wenn auch Rußland unzufrieden darüber seyn mußte, im Jahr 1805 von Preußen nicht unterstützt worden zu seyn, so wünschte es doch, die Schmach der Schlacht von Austerlitz zu rächen, und dazu kam noch die persönliche Freundschaft des rußischen und preußischen Monarchen. Preußen befand sich in einer mißlichen Verlegenheit, von welcher das ganze, in Erinnerung alter ruhmwürdiger Zeit lebende Volk, eigentlich keine wahre Ansicht hatte, und selbst die Willkühr der Franzosen, Anspach im Jahr 1805, in dem Kriege gegen Oestreich zu durchwandern, die drei clevischen Abteien mit herrischer Ungezogenheit wider Traktate und Völkerrecht zu besetzen, hatte bis dahin Preußen noch nicht bestimmen können, den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Endlich zwang die Noth, und der Andrang aller Stimmen des Nationalsinnes, den preußischen Monarchen, sich gegen Frankreich in Bewegung zu setzen, und während die Armee bereits aufgestellt war, gab Preußen unter dem ersten October 1806 das Ultimat gegen Frankreich dahin ab, daß die Franzosen ganz Deutschland räumten, die Grenzfestung Wesel von französischer Besatzung und Willkühr wieder abgelöset werde, daß die drei clevischen Abteien wieder herausgegeben würden, und daß der Lüneviller Friede in seiner ganzen Gestalt wieder hergestellt werde. — Diese Erklärung war zu anmaßend, als daß das französische Kabinet, jetzt, wo Frankreich vom Waffenglück noch nicht gesättigt war, darauf hätte eingehn können. Kaiser Napoleon war der preußischen Bewaffnung schon zuvor gekommen, und in starken Truppenmassen rückte er durch die ehemaligen Reichsländer heran, während die preußische Armee zwischen Weimar und Jena sich ordnete, die russischen Verstärkungen erwartete, und

an die Saale und die Gebirgsschluchten gelehnt, vor sich den Thüringer Wald habend, den raschen Angriff der französischen Armee nicht erwartete. Nach dem übereilten Gefecht bei Saalfeld vom 10. October 1806, welchem die französische Kriegserklärung, Bamberg, den 6. October 1806, vorangegangen war, fand sich die preußische Armee, welche bereits umgangen, durch Zerstörung ihrer Magazine im Nachzug der Armee, entnervt war, in der Nothwendigkeit, eine Schlacht anzunehmen, die den 14. October 1806 in zwei verschiedenen Linien, nemlich bei Jena und bei Auerstedt den Preußen von den Franzosen geliefert wurde, und welche das gänzliche Zersprengen der preußischen Armee herbei führte.

In dieser Schlacht, über welche ein großer Theil der Deutschen sich freute, weil Preußen jetzt von seiner Höhe gestürzt zu seyn schien, hatte die preußische Reiterei wenig Gelegenheit gehabt, eine glänzende Waffenthat auszuführen, indem das Terrain zu ungünstig für die Aufstellung war; einige Regimenter der Reiterei indessen, z. B. das Regiment Quitzow, das Regiment Königin Dragoner, Wobeser u. a. führten aber doch gute Kavallerie-Manövers aus. Nur in kleinen Neckerein hatte Lust und Laune mehrentheils sich zeigen mögen, und bei diesen Gelegenheiten, so weit der Dienst es erlaubte, schwärmte Schill von seinem frischen Lebensfeuer erwärmt, überall hin, wo die Gefahr war. Schill empfing hier eine nicht unbedeutende Wunde am Kopf, und der allgemeine Strom eines regellosen Rückzuges riß auch ihn mit fort. Wie er in die Schlacht geritten war, ohne alles Gepäck, — denn seinen Reitknecht hatte er nicht wieder auffinden können, — kam er mit verbundenem Kopf in Magdeburg an, wohin der größte

Theil der aufgelöseten Armee über den Harz hin dem schnell verfolgenden Feinde sich zu entziehen suchte. In Magdeburg bewirkte er sich, da er von allem entblößt war, von einer Kriegskasse eine Zahlung, und in einem guten Hause einquartirt, sorgte er nun für eine bessere Behandlung seiner Wunde, ohne jetzt um das chaotische Wesen der Armee seines Vaterlandes sich bekümmern zu können, bekümmern zu mögen.

Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der III. war nach der Schlacht von Jena am 18. October auch nach Magdeburg gekommen, gerade zu einer Zeit, als der größte Theil der zersprengten Armee in dieser geräumigen Stadt sich wieder eingefunden hatte. Hier, am Elbufer, oder unter den Wällen von Magdeburg sich wieder aufzustellen, schien unthunlich, weil die Armee zu sehr desorganisirt war, der Feind mit Wetterschnelle folgte, und das Anlehnen an die russische Hülfe bei einem neuen Verlust, welcher an der Elbe zu befürchten war, dann unmöglich gemacht wurde. Nach gehaltenem Kriegsrath wurde daher die Dislocation bis an die Weichsel beschlossen, die Marken bis an die Oder, und die königlichen Residenzen selbst, wurden, sofern der Feind mit seiner ganzen Macht über die Elbe gehen sollte, preis gegeben, der König ging am folgenden Tage über Tangermünde nach Berlin. Die disponiblen Truppen verließen Magdeburg, welches eine Besatzung von 22000 Mann behielt.

Schill blieb in Magdeburg zurück; seine Wunde machte es ihm unmöglich, jetzt schon der Armee zu folgen, daher war er denn auch in der Festung, welche am linken Elbufer vom Feinde am 22. October berennt wurde, nicht im activen Dienst, sondern auf der Liste der Verwundeten. Marschall Ney legte sich, nach-

dem die Uebergänge über die Elbe von der französischen Armee bewirkt waren, mit einem Corps von 12000 Mann vor Magdeburg, und bei der Alterschwäche des Gouverneurs der Stadt, General von Kleist, glückte es ihm, eine der ersten Festungen des nördlichen Deutschlandes, deren Erhaltung gerade jetzt von der größten Wichtigkeit gewesen war, durch eine Kapitulation vom 9. November 1806 einzunehmen, nachdem vorher kein Ausfall gewagt worden, und der Gouverneur es hatte dulden können, daß die Belagerer, welche kein großes Geschütz mit sich führten, mit der elenden Spiegelfechterei von zwei Haubitzen die Stadt so weit hatten beruhigen dürfen, daß Granaten auf die Häuser fielen und einigemal zündeten. — In dieser schimpflichen Kapitulation wurden 22,850 Mann zu Kriegsgefangenen gemacht, und außer ungeheuren Vorräthen und Magazinen aller Art kamen allein 800 Kanonen in die Gewalt des belagernden Marschals. — Am eilften November sollten die Franzosen einrücken, und die Stadt besetzen. Kaum war Schill hiervon unterrichtet, so führte er auch den, seit diesen Tagen des Unglücks gewährten Entschluß aus. — Ich werde nie eine Kapitulation anerkennen! — hatte er schon vorher laut erklärt gehabt, und so schwach und matt er noch war, so setzte er sich doch am 10. November Morgens zu Pferde, und ritt über die Brücken der Elbe nach dem rechten Elbufer hin. Auf dieser Seite, welche gerade die furchtbarste der Festung ist, war aus dem natürlichen Grunde, weil man das rechte Elbufer noch nicht behaupten konnte, auch noch keine französische Circumvallationslinie gezogen, so daß es dem Lieutenant Schill nicht schwer werden konnte, aus dem Cordon der Festung zu kommen, und den Nachtrab der flüchtigen preußischen Armee zu erreichen.

— Die Königsstadt Berlin war aber schon von dem Kaiser der Franzosen in Besitz genommen, die Festungen an der Oder waren theils bedrängt, theils vom Feinde in Besitz genommen, und der Kern der preußischen Armee hatte sich, in unaufhaltbarer Eil nach den äußersten Grenzen des Reiches zurückgezogen, um hier die letzte Entscheidung zu erwarten. —

Der Prinz von Hohenlohe, preußischer kommandirender General, hatte unterdeß bei Prenzlow mit der über Magdeburg gekommenen Truppenmasse eine unwürdige Kapitulation geschlossen, und Schill fand jetzt, wo die preußischen Marken von dem Feinde bereits besetzt waren, nun keine weitere Hoffnung mehr für seinen thatendurstigen Geist und für seine Vaterlandsliebe, — deren Sinn ihn stark ergriff, ohne daß er, der freie Mensch, in das Mechanische hineingezogen wär — als die ferne, von dem Meer beschützte Spitze des preußischen Reichs, zu erreichen zu suchen. In Verkleidungen mancher Art, die zu romanesk sind, als daß der Biograph Erwähnung davon machen dürfte, kam er in Colberg an. Lieber hätte er sich freilich zu der Hauptarmee des Königs begeben, allein es war nicht möglich noch dorthin zu gelangen, denn die französische Macht, durch die Oderlinien, welche von unwürdigen Kommandanten ihr eingeräumt waren, im Rücken geschützt, drängte den Rest der preußischen Macht bereits an die äußerste Spitze der Monarchie, und breitetete sich schon in dem unwirtbaren Polen, welches für Frankreich treuloser Weise jetzt die Waffen ergriff, weithin aus; die preußische Armee war ihren Sternen übergeben, von dem Hauptlande, von den Nerven freier Bewegung abgeschnitten. — Colberg, der äußerste Punct der linken französischen Linie wurde bei weiterm Vorschreiten ganz

im Rücken gelassen; die Franzosen beobachteten es nicht einmal genau, gelegentlich, wenn ein Mittelpunct der weit gedehnten Linie das Nöthige gethan war, wollte man diese Veste durch eine dorthin detachirte Division nehmen.

Colberg, an der Persante, wo sie in die Ostsee geht, und den kleinen Hafen Münde bildet, gelegen, ist keine Festung von bedeutendem innern Raum, aber der Platz, sehr fest, theils wegen seiner guten Verwaltungen, theils wegen der Moräste, mit welchen er weit hin umgeben ist. Es gehört zu dem ehemalien Fürstenthum Kamin in Hinterpommern, und kann mit als Schutzwehr des frischen Haff's und der Odermündungen betrachtet werden. — Viele preußische Festungen fielen in jenem Kriege schnell durch die unwürdige Freiheit der Kommandanten; Schill aber hatte das Glück, in Colberg einen Kommandant zu treffen, den der Hinfall der Oderfestungen nicht schreckte, und der die ihm anvertraute Festung bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, entschlossen war. Obrist von Lucadou vertheidigte den Platz, und bei der schnellen Flucht der preußischen Armee von der Saale bis an die Weichsel mit Instructionen nicht versehn, blieb er bei der ersten Regel stehn, nämlich seinen Platz bis auf ben letzten Mann zu vertheidigen. — Die allgemeine Bestürzung, welche bei den reißenden Fortschreiten der siegenden preußischen Armee in ganz Preußen herrschte, hatte sich auch der Besatzung und den Einwohnern von Colberg mitgetheilt. Obrist Lucadou wußte aber Vorkehrungen dagegen zu treffen, daß in seinem Verwaltungsbezirk keine Muthlosigkeit einreiße, und er nahm den Lieutenant Schill sehr gern zu den activen Dienst in der Festung auf, nicht nur, weil die Besatzung durchaus noch nicht voll-

zählig war, sondern auch, weil die kühnen Aeußerungen des jungen Mannes ihm selbst ermuthigend waren, und Ermuthigung unter der Mannschaft verbreiten konnten.

Der Kommandant der Festung mußte bei den geringen Kräften, welche ihm zu Gebot standen, sich allein auf die Festung selbst beschränken, zumal die Feinde schon in leichten Streifzügen in der Gegend schwärmten, und hinter Colberg das ganze Land vom Feinde besetzt war. Um so angenehmer war ihm das Anerbieten des Lieutenant Schill, Streifzüge in die benachbarte Gegend zum Recognosciren machen zu wollen, da die Festung mit den Ereignissen des Tages, mit der Stellung der Armee gänzlich unbekannt war. Sechs Dragoner von dem Regiment Königin Dragoner, ausgesuchte Freiwillige, verstattete ihm der Obrist Lucadou, und mit diesem Piquet schwärmte er in den Gegenden von Grollnow und Massau? —

Die Nachrichten, welche er von diesen gefahrvollen Streifzügen in die Festung mit zurückbrachte, konnten niemals beruhigend seyn, da das Unglück sich nun einmal auf den preußischen Staat geworfen zu haben schien, und die Nachricht von einer Niederlage nach der andern, die Gemüther der Patrioten erschütterte. Schill wagte, als angehender Partisan hier das Außerste, denn der Kaiser Napoleon fürchtete bei seiner Waffenbewegung gegen den Norden die Linien in vorgeschriebener Ordnung bei weitem nicht so, als die Entwickelung des Systems der Selbstbefreiung, weil schon zu Ende des Jahrs 1806 befürchtete und befürchten mußte, daß er bei einer solchen Selbstentwicklung erlahmen würde; — was man von diesen — Brigands — wie sie in den französischen Berichten genannt werden, gefangen nahm,

wurde daher erschossen, und die Nachrichten davon weit um verbreitet. So wurden die Lieutenants Wilhelmi und Saher, die als Patisane bei Christianstadt gefangen wurden, in Cüstrin von den Franzosen nach gehaltenem Kriegsgericht erschossen, und absichtlich wurden Exemplare der Aussfertigung dieses Erkenntnisses auch nach Colberg hingesandt; Schill aber ließ dadurch von seiner Kriegeslust, als Partisan seinem Vaterlande zu nützen, sich nicht abwendig machen. — Freilich fiel dieses Schwärmen, weit über die Linien der Festung hinaus, welches Schill immer weiter trieb, indem er immer verwegener wurde, der Umgegend sehr zur Last. Denn die Franzosen waren nunmehr doch aufmerksamer auf diesen ersten Sammlungspunct des Nationalgeistes geworden; die Partisane, welche bereits auch schon in Schlesien ihr Wesen trieben, wurden immer gefährlicher, indem sie eine Selbstkraft der Nation zu entwickeln strebten, und darum wurden auch von dem französischen Kaiser gegen Colberg hin bedeutendere Detachements abgesandt, das Kind in der Wiege zu ersticken. — Aus dieser Zeit heißt es über Schill:*) „Schill, der in Pommern hauset, hatte sogar die Ehre, in Kupfer gestochen zu werden. Von Erfolg können diese Freibeutereien nicht seyn, und die Vernünftigen sehen darin nur einen vermehrten Druck der Unterthanen. Das Einzige, was dadurch gewonnen werden kann, ist: daß dieser

*) Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe u. s. w. II. 27. — Der Verfasser urtheilte für die Zeit, wo er schrieb, mit einer Wahrheit, die ihm nachher befeindet worden, die aber doch immer Wahrheit der damaligen Zeit bleibt! — d. H.

kleine Krieg Soldaten bildet." — Und dieses ward auch gewonnen; der ruhmvollste Erfolg, an welchem Schill selbst nicht mehr Theil nahm, hat es im Jahr 1813 und 1814 gerechtfertiget. — Ohne diese neue Entwickelung des kleinen Krieges dürfte wohl schwerlich der Volksaufstand durch ganz Preußen bis an die Elbe im Jahr 1812 schon vorbereitet gewesen seyn! Diese Ansicht, Schill als einen Vorläufer der neuen Erhebung Deutschlandes zu würdigen, ist daher wohl zu beachten. —

Niedergedonnert von den französischen Siegen lag der preußische Muth in jener verhängniß-schweren Zeit in der Allgemeinheit darnieder, und jene veraltete Keckheit, mit welcher man der Schlacht von Jena entgegen zog, war jetzt, wo eine schwere Erfahrung auf dem preußischen Lande lag, zu einem Kleinmuth herabgesunken, der sogar auch große Gemüther zu der allgemeinen Erlahmung mit hinabzog. Schill war einer der Wenigen, der, ohne Abentheurer seyn zu wollen, das angestammte Kraftgefühl der Vaterlandswürde nährte, und frei sich bewegen ließ, und der die Unbill, dem heißgeliebten Vaterland geschehen, nicht erdulden konnte. Was ist bei einem so hoch gespannten, edlen Gefühl die kleine, elende Berechnung des Lebens? Der Held wirft es als unbeachtete Zugabe in den Kauf, während die Ofenhocker und Kleinstädter dieses Hinschleppen aus einem Tage in den andern ein Leben zu nennen wagen, und eben jenes hohe Hintansetzen des eignen Selbst ist es, was den Sohn des Valandes adelt, in die Gallerie der Edlen seiner Zeit ihn stellt, und den kommenden Geschlechtern ihn so hochachtungswürdig macht. — Eben so kannte Schill schon damals keine persönliche Gefahr. Von der Sache seines Vaterlandes ergriffen, sehnte er sich nach Gelegenheit, die Schmach zu rächen, und hätte er schon jetzt den Namen

gehabt, der ihm nachher, leider! zu spät wurde, — schon im Anfang des Jahrs 1807 würde er vielleicht im Rücken der französischen Armee einen bedeutenden Volksaufstand haben zusammen fördern können. Sein Wille war gut, vaterländisch, man könnte sagen originell; doch sein Genius war ihm abhold, weil er, der Einzelne, ein Vaterland hervorzurufen strebte, über welchem die höhern Mächte als Strafe zu früher Erhebung einstweilen den Bann ausgesprochen zu haben schienen. Er aber folgte dem ihn im Innern drängenden Gefühl, und handelte, während viele tausend Söhne des Vaterlandes in feiger Ruhe die schönsten Augenblicke freier Kraftanstrengung vorüber ziehen ließen. Genug der Abschweifung! Auf die Handlung selbst zurück!

Bei seinen Streifzügen von Colberg aus war Schill das Orakel der Einwohner und der Umgegend; denn die guten Menschen glaubten immer noch in den Franzosen fleischfressende Thiere sehen zu müssen, und da sich alles auf die äußersten Linien der Festung zurückgezogen hatte, Schill hingegen der einzige war, der mit dem ihm zugegebenen Häuflein sich weit hinaus wagte, so konnte er allein also auch nur dem Kommandanten und den Einwohnern von der Stellung der feindlichen Armee, überhaupt aber von den Kriegsbegebenheiten Nachricht mitbringen. — Kühnheit, Verwegenheit, welche an Tolldreistigkeit gränzte, war ihm angeboren, und daher wagte er auch jetzt schon mit einer Verwegenheit, welche nur bei Partisanen geduldet werden kann, sich in die feindlichen Linien, theils um zu necken und Furcht zu erregen, theils um zu ermuthigen, theis um Beute zu machen, und die Transporte bei dem Nachtrab der französischen Armee zu erschweren, hauptsächlich aber, um sichere Nachrichten einzuziehen, und diese,

so weit es thunlich und förderlich, im Rücken der preußischen Operationslinie zu allgemeiner Tröstung weiter zu verbreiten. In Colberg wurde er durch diese verwegenen Züge bald das Orakel des Soldaten sowohl, als des Bürgers, und ersterer fand bald in ihm ein Beispiel, eine Beschämung, letzterer gab nun noch nicht alles verloren, da noch kleine Versuche, die französische Armee, welche wie ein reißender Strom sich daher gewälzt hatte, zu hemmen, aufzuhalten, zu stören, geglückt waren. Aber so ist der Mensch. Er bedarf nur eines kleinen Punktes des Vertrauens, um sich wieder zu ermuthigen.

Bald aber wurden die Sachen um Colberg her ernsthafter. Der Feind, in seinen Operationslinien des Mittelpunkts weiter mit Glück vorgedrungen, wandte nun auch auf die Seitenlinien sein Augenmerk, und wesentlich auf Colberg, welches man nicht füglich mehr im Rücken lassen konnte, theils weil es an der See belegen, nach dem Zweck des Krieges genommen werden mußte, theils weil es gewissermaßen eine Vormauer vor Danzig bildet, welches mit allem Ernst zu belagern, der französische Kaiser sich vorgenommen hatte. Die bedeutendsten Vesten waren bereits gefallen, einige sogar hatte man nur durch Reiterpiquets berennt, um die Kapitulation zu erhalten, und eben so glaubte man französischer Seits dann auch mit Colberg ein leichtes Spiel zu haben. — Ehe noch an ein Berennen der Festung zu denken war, wurde schon ein französischer Parlementair hineingesandt, den Obrist Lucadou zu der Uebergabe aufzufordern. Die gewöhnliche Spiegelfechterei, daß alles verloren sey, daß der Feind bereits unterhandelt werde, und daß der Widerstand dieser Festung den günstigen Gesinnungen des französischen

Kaisers eine andere Wendung geben könne, wurde dabei getrieben. Der Obrist Lucadou aber war der Mann der bleichen Furcht nicht. In einer langen Reihe von Jahren hatte er dem preußischen Hause gedient, und er sagte dem Parlementair, daß er bei seinen greisen Haaren seinen Degen nicht entweihen würde, und es als Hohn betrachten müsse, in der furchtbaren Vertheidigungslage, in der er sich befinde, zur Uebergabe aufgefordert zu werden. — Freilich war die Lage des Obrist nicht die beste, denn es fehlte fast durchaus an brauchbaren Kanonen und hauptsächlich an Proviant für lange Zeit.

Schill war bei dem letzten Theil der öffentlichen Verhandlungen zwischen dem Festungs-Kommandant und dem Parlementair zugegen, und er erhielt auf sein Gesuch die Ordre, den Parlementair wieder in die französischen Linien zurück zu führen. Schill's Zweck war hierbei kein anderer, als die Stellung der Franzosen noch genauer zu recognosciren, und als er am ersten Vorposten des Feindes schied, kehrte er nicht nach Colberg zurück, sondern wagte sich bis vor Damm, zwischen Stettin und Stargard belegen, ganz in die feindliche Linie hinein. In Damm wurde man seiner habhaft, und als Gefangener wurde er nach Stettin geschleppt. Bei der Strenge, welche das Vorschreiten der Franzosen im Gefolge hatte, indem deren, durch seine Siege überraschte Kaiser überall Feinde zu erblikken glaubte, und, wie einst August und Cäsar als Feind den Groll der Germanen fürchtete, war Schill's Lage allerdings sehr mißlich, und er war in Stettin der Gefahr nahe, erschossen zu werden. Besonnenheit und jener Schein der Entsagung und Anspruchslosigkeit, — eine Rolle, welche zu spielen, dem geltenden Ta-

lent sehr schwer fällt — halfen ihm durch; er wurde frei gelassen, um so mehr, da zu eben dieser Zeit die Friedensunterhandlungen eingeleitet werden sollten, und im Anfang December 1806 *) kam er glücklich wieder in Colberg an. Der Obrist Lucadou empfing den verwegenen Wagehals jetzt mit vermehrtem Vertraun, und Schill hatte auf dieser gefährlichen Reise auch so viele Entdeckungen zu machen Gelegenheit gehabt, daß er sich davon überzeugt hatte, die französische Armee sey bei weitem nicht so furchtbar, als sie zu seyn scheine, und daß sie nur durch Schein und rasche Bewegung dem erschreckten Deutschland zu imponiren wisse. Obrist Lucadou verstattete dem entschlossenen, für die gute Sache angefeuerten jungen Mann es daher sehr gern, mit ausgewählten Freiwilligen außer der Festungslinie den Feind zu beunruhigen. — Schill's Pläne waren aber schon jetzt hochfliegender. Die ganze Gegend bis an die Oder zu entflammen und zu ermuthigen, Freiwillige zu sammeln und im Rücken des Feindes zu operiren, das war sein Plan. Colberg sollte der Anlehnungspunkt seyn, und der Kommandant, ohne mit Nachdruck diesen Plan unterstützen zu können, weil es ihm selbst an Vertheidigungskräften für die Dauer fehlte, ging doch darauf ein.

Am Abend des 7. December 1806 rückte er mit zehn Dragonern, die für sein Beginnen geschworen hatten, aus, und in Schnittriege erfuhr er, daß in dem benachbarten Gültzow ein feindliches Piquet von zehn Pferden und dreißig Mann Fußvolk angelangt sey.

*) Am 4. December 1806 d. H.

Sogleich brach er mit seinen Getreuen, trotz der Ermüdung auf, überfiel noch in der Nacht in Gültzow den weit überlegenen Feind, und machte das Fußvolk, worunter zwei Offiziere, zu Gefangenen. Die Husaren hatten schnell aufgesessen und konnten nicht erreicht werden. — Mit seinen Gefangenen zog Schill am folgenden Tage, wenn man will, unter Gepränge, so größer war als die That, in Colberg ein; allein es bedurfte auch dieses Gepränges, um auch durch das geringste, was geschah, die Möglichkeit einer Rettung aus der allgemeinen Noth zu zeigen. — Folgenreich war aber auch dieses erste freie Beginnen Schills, man gewann Vertrauen zu ihm, und viele kriegeslustige Köpfe, die nur einen Anlehnungspunkt, einen Führer haben wollten, suchten ihn schon jetzt auf. — Für diesen glücklichen Coup de Main sandte der König von Preußen dem Lieutnant Schill den Verdienstorden, und nach besondern Instructionen wurde er ermächtigt, seine Streifereien um Colberg mit besserer Unterstützung fortsetzen zu dürfen.

Die Kriegslust entwickelte sich unterdeß immer mehr und mehr in dem preußischen Volk. Zwei junge Männer, die eben so wie Schill, die Ahndung einer Volksbefreiung hatten, die Lieutenants v. Petersdorf und v. Blankenburg kamen am 13. December 1806 nach Greifenberg, sich mit Schill zu verbinden, und durch Streifparthien den Zug zwischen der Oder und Colberg frei zu halten. Er griff in diese Pläne zwar ein, erhielt sich aber eine Selbstständigkeit und freie Bewegung, deren Opfer er zuletzt ward. — Rüstig, verwegen und unermüdet in seinen Unternehmungen überfiel er mit acht angeworbenen Soldaten, die sich selbst ranzionirt hatten, und mit dreißig Mann, welche von der

Besatzung Colbergs ihm anvertraut wurden, den Feind unerwartet schnell in Swinemünde, und auch hier rechtfertigte der Erfolg das Wagstück. Einen Offizier und 22 Gemeine brachte Schill als Gefangene in Colberg ein. — Die Grundlage zu seinem Freicorps war nun schon festgestellt, allein die nothwendige Behutsamkeit des Kommandanten störte seinen kühnen Unternehmungsgeist oftmals. So wollte er Stargard überrumpeln, und den dortigen Intendanten sammt der Kasse, so wie ein bedeutendes Magazin nach Colberg abführen; die militärische Unterstützung aus der Festung wurde ihm aber abgeschlagen, und mit seinen Freiwilligen allein, wovon ein Theil bereits in Greifenberg geworben und des Anschlags gewärtig war, konnte er das kühne Beginnen nicht ausführen. Der Kommandant wurde überhaupt nach Lage der Sachen für die Festung immer vorsorglicher, zog auch das Schillsche Detachement in die innern Vertheidigungslinien zurück, und so wurde Schill, vielleicht sehr richtig durch die Besonnenheit des erfahrnen Obrist Lucadou in die Gränzen nothwendiger Mäßigung und kriegerischer Berechnung zurück geführt und vor Uebermuth geschützt. Der größte Theil der Schillschen Werbung wurde der Garnison von Colberg einverleibt, in Treptow und Greifenberg, dem Feind entgegen, nach den Odermündungen hin blieb aber auf seine Veranlassung der Stamm liegen, und mit unermüdeter Thätigkeit sorgte er für Werbung und Bildung. Schon im Januar 1807 erhielt er die Erlaubniß, über Greifenberg zu schwärmen und dem Feinde aufzulauern. — Das enge Festungsleben war ihm unerträglich; er hatte schriftlich seinen Monarchen um die Erlaubniß, ein Freicorps errichten zu dürfen, gebeten, und erhielt solche in sehr gnädigen Ausdrücken. In Verbindung mit

dem Lieutenant v. Petersdorf arbeitete er in Greifenberg an der raschen Bildung dieses Corps. Schon am 14. Februar 1807 führte er den ersten glücklichen Coup aus, indem er dem Feinde zwei mit Lebensmitteln befrachtete Schiffe, die in Stepnitz lagen und nach Stettin bestimmt waren, abnahm. Die Lebensmittel schickte er nach Colberg, den Cammissarien quittirte er über den Empfang, und ließ sie dann laufen. — Der Lieutenant v. Gruben vereinigte sich jetzt mit ihm, und bildete das Fußvolk. An Menschen, welche hinzuströmten und Dienste nehmen wollten, fehlte es nicht, weil nach dem Zersprengen der Armee bei Jena, durch das unglückliche Gefecht bei Halle und durch die Kapitulation von Prenzlow viele Soldaten der preußischen Armee jetzt brodtlos umher irrten. Wohl aber fehlte es an Waffen. Zunächst wurden alle Waffen, welche die Bauern des Greifenberger Kreises besaßen, requirirt. Allein diese Waffen waren theils nicht hinreichend, theils, wie sich wohl denken läßt, verrostet, veraltert, unbrauchbar. In dem Arsenal von Colberg waren keine disponible Waffen vorräthig; nur Piken konnte es liefern. Schill sandte daher den Lieutenant von der Marwitz nach Stralsund, und erhielt auch aus dieser Festung Gewehre, Munition und auch zwei Kanonen wurden ihm zugesichert. Ladestöcke und Bajonette wurden in Greifenberg in größter Eil geschmiedet, auch Piken, und so wurde denn die Infanterie nothdürftig bewaffnet. An eine Uniformirung war freilich nicht zu denken, und wer diese Truppe damals sah, wurde an die böhmischen Landstürme in den Glaubenskriegen erinnert. Das Ganze war eine Musterkarte der preußischen Armee, weil man die Uniformen fast aller Regimenter hier erblickte; diejenigen, welche gar zu schlecht ge-

kleidet zu dem Corps gekommen waren, erhielten Mäntel, welche die nächsten Kreise von Hinterpommern lieferten.

Die Reiterei, den wesentlichen Theil eines Freicorps zu bilden, war Schill's Hauptsorge; allein auch hier hatte er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zwar fehlte es nicht an Pferden, denn jene Gegend ist reich an eigener Zucht, und viele der Zugänger brachten ihre Dienstpferde noch mit; die Dienstpferde waren aber abgehungert und abgemattet, und die Bauernpferde ungeübt in den Wendungen, die der verwegene Reiter bei einem solchen Corps oft machen muß. Indeß schlimmer noch war es, daß diese Pferde oft nicht gesattelt und gezäumt waren, und so zog denn mancher der Schillschen Reiter auf einem Pferde ohne Sattel dahin, und lenkte seinen Gaul statt am Zaum, an einem Strick. Colberg lieferte zwei kleine Kanonen, und ein Dreipfünder war auf einem feindlichen Schiff bei Stegnitz erbeutet. Lieutenant Tabe war mit der Bildung der Artillerie beschäftigt und Hauptmann Otto formirte die Jäger. — Mit unglaublicher Schnelligkeit stand nun unter dem Schutz von Colberg eine wahrhafte Macht, deren Tapferkeit und Verwegenheit schon jetzt dem Feinde Schrecken einflößte. Es ist zu beklagen, daß Schill's Beginnen, als man den Erfolg des Anfangs sah, nicht schnell und kräftig von der preußischen Regierung unterstützt wurde. Erst, als es zu spät war, wandte man einen genauern Blick auf den Erfolg einer Diversion hinter dem feindlichen linken Flügel.

Prüft man nun diese Schillschen Partisane, welche die französischen Blätter mit dem Namen Brigands belegten, näher, so konnte es nicht fehlen, es war eine große, neue Kraftentwickelung aus ihnen zu entnehmen.

Schill selbst war nicht als Abentheurer, sondern über den Hinfall seines Vaterlandes zürnend, in diesen kleinen Krieg eingegangen, und sein Leben hatte er an die Banque gesetzt, denn wenn er gefangen wurde, so wußte er, daß er erschossen würde; eben dieses stand den mehrsten und besten seiner Zugänger bevor, nemlich denen, die, nachdem sie kapitulirt oder sich selbst ranzionirt hatten, in diesem Kriege wieder die Waffen gegen Frankreich führten, daher waren auch diese auf alles gefaßt, und überhaupt hatte nur Entschlossenheit und hoher Vaterlandssinn Schill's Pannier in dieser Zeit der schweren Noth aufgesucht. — Er selbst ging mit seinen Kriegern, wie mit Brüdern um. Dabei aber war er strenge in allem dem, was den wahren Dienst, den Zweck des Dienstes betrifft, und was ihm hauptsächlich die Liebe des Gemeinen gewann, er sorgte genau für dessen gute Verpflegung, so weit es sich thun ließ, ohne daß das Land zu sehr gedrückt wurde. — Das allgemeine Losungswort war: Verachtung des Todes! und auch der Gemeine wurde von dem Enthusiasm so hingerissen, daß z. B. in dem Gefecht bei Selnow die Schillschen Reiter sogleich einen ihrer Kameraden, weil er zögerte, auf den Feind einzudringen, niederstachen; Schill erfuhr den Vorfall, that aber, als wenn er nichts davon wisse. — Manchem Soldaten freilich wurde der Dienst unter Schill zu schwer und zu gefährlich; Desertion aber ließ er, wenn man des Feiglings wieder habhaft werden konnte, ohne weiteres mit dem Tode bestrafen. — Durch ein musterhaftes Beispiel, und was vermag in solchem Verhältniß das Beispiel nicht! — brachte Schill einen so guten Geist in sein Corps, daß es bald das Geringfügige, welches Bürger und Liniensoldat mit dem Namen der Par-

tisane verbindet, verlor. — Als Schützer der Umgegend von Colberg, gefürchtet von dem Feinde, gewürdigt von seinen Untergebenen, stand er da, durch den Erfolg gerechtfertigt für das, was sein kühner Unternehmungsgeist ihm eingegeben hatte.

Wie bedeutend er zwischen der Oder und Weichsel umherschwärmte, und den Feind beunruhigte, und ihm Abbruch that, davon ist vieles bekannt geworden. Alle Beute, deren seine Leute nicht bedurften, sandte er nach Colberg, und versah diese Festung, ob er gleich von ihr kräftiger hätte unterstützt werden können, mit Proviant aller Art. Waffenvorräthe und Gefangene ließ er auch dort einbringen. Auf diesen Streifzügen, wo er sich oft 5 — 6 Tagemärsche von Colberg entfernte, und die Flanqueurs noch viel weiter vorschickte, bildete er nach und nach sein Corps, hauptsächlich aber die Reiterei, zu regulären Truppen, so daß demnächst diese Organisirung, von einem jungen Lieutenant ausgegangen, die alten, gedienten Generale erstaunen machte. Glücklicherweise konnten seine Operationen hier gedeckt werden, theils durch Danzig, theils durch Colberg, theils durch die Succurse aus der Ostsee; und vor sich hatte er gleichfalls ein aufgeregtes Land, sein Vaterland, Schlesien. —

Die wenige Zeit, welche Schill in diesem angestrengten Leben für sich übrig hatte, benutzte er dazu, von der ganzen Lage der Dinge sich genau zu unterrichten, das nothwendige Wesen der Spionerie zu leiten, und die wenigen Momente, die ihm ganz für sich selbst gegönnt waren, benutzte er, sich in den Lehren von dem kleinen Kriege mehr zu unterrichten.

Einige Abentheuer dieses Ritterzuges aufzuführen, muß der Geschichte erlaubt seyn. — Der Schillsche

Volontair Müller, überraschte vor Zachau (Zuchau) ein weit überlegenes französisches Piquet. Müller hatte einen Unteroffizier und zwanzig Pferde bei sich; der Feind war eine halbe Escadron stark, und dennoch engagirte Müller das Gefecht. Er siegte, die Schillschen Reiter tödteten acht Mann, und nahmen den Offizier und neunzehn Mann gefangen. Als der Schillsche Lieutenant mit diesem Transport sich dem Stadtthor näherte, waren seinem Zuge die Stadtmusici entgegen geschickt, und mit Siegesgesang wurde er eingeführt. —

Der französische Marschall Victor (Herzog von Belluno) war aus dem Süden abgerufen, weil der französische Kaiser seiner im Norden bedurfte. Schill erhielt Nachricht davon, daß der Marschall über Berlin in einfacher Eil den nächsten Weg durch die ungewissen Gegenden wagen werde, und er nahm ihn zur Abendzeit in einem abgelegenen Wirthshause gefangen. Der Marschall bot Schill für seine Loslassung einen sehr kostbaren Ring, und für die Schillschen Reiter des Zuges eine sehr bedeutende Summe Geldes an; allein Schill zeigte hier, daß er nicht der sey, wofür alle französische Blätter ihn ausschreien wollten; der Marschall blieb in seiner Gefangenschaft, und wurde bald darauf gegen den General Blücher ausgewechselt, der bei Lübeck (Ratkau den 7. November 1806) hatte kapituliren müssen, nachdem er bis auf den äußersten Punkt sich vertheidigt gehabt. Schill also war es, der einen Blücher wieder in die freie Lebensbewegung wieder zurück führen konnte, wenigstens schneller ihn wieder zurück führte, und schon in dieser Hinsicht nenne man den Namen „Schill" unter den Förderern deutscher Rettung, deutscher Freiheit! — — Blücher wurde auch in dem preußischen Hauptquartier nach Pommern beordert, um

ein Hauptcorps aus dem zu bilden, dessen Schöpfer Schill gewesen war; die Friedensunterhandlungen am Niemen hemmten indessen die Ausführung. — — Die Fouragewägen und feindlichen Kassen, welche Schill in dieser Stellung nahm, betrugen über 18000 Rthlr., und alles, was er erbeutet hatte, ließ er redlich nach Colberg absenden. —

Selbst der Armee des Königs hatte Schill von der Beute: die er gemacht, Gelder zusenden können, und in ganz kurzem war er das Schrecken der ganzen Gegend. — Im Februar 1807 wurde Colberg enger von den Franzosen eingeschlossen; Schill mit seinem Häuflein mußte nun Garnisondienst mit verrichten, aber seine Ausfälle waren von solchem Erfolg, daß die Festung in Verbindung mit der Hauptmacht blieb. — Er war bereits zum Rittmeister ernannt, und verließ zu Anfang April 1807, mit einem Theil seiner Mannschaft, Colberg, und zog sich nach Schwedisch-Pommern, um eine Diversion, die von Stralsund aus, im Rücken der französischen Macht sich bilden sollte, zu unterstützen. Den Hauptzug dieser neuen Waffenbildung zu führen, war Blücher, wie vorhin erwähnt worden, bestimmt. Das Unternehmen scheiterte an dem schwankenden Verhältniß gegen Schweden, an kräftiger Unterstützung und an dem Ausbleiben der versprochenen englischen Hülfe. — Diese Zeit ließ das französische Belagerungscorps nicht unbenutzt, um Colberg immer enger einzuschließen. Am 9. Mai kam er von jener fruchtlosen Expedition in Colberg wieder an, und sein Wiedererscheinen machte er den Belagerern sogleich durch seine Ausfälle, Streifzüge und durch kühne und verwegene Unternehmungen aller Art kund. Er fegte so recht eigentlich die Gegend rein, und schwärmte mit

seiner Reiterei, — die unterdeß auch im Aeußern glänzend sich gebildet hatte, schon wieder über Greifenberg hinaus. Bald darauf ernannte ihn sein Monarch zum Major, und das Schillsche Corps erhielt die Erlaubniß, neben dem Namen der Provinz auch den ihrers Führers anzunehmen.

— Der Friede von Tilsit störte das Beginnen des Major v. Schill. Kurz vor jenem Friedensabschluß hatte er sich schon mit preußischen Patrioten von Bedeutung in Verbindung gesetzt, und den Entschluß gefaßt gehabt, den ersten Zunder zu einem allgemeinen Volksaufstand hinzuwerfen, und Colberg sollte der erste Anlehnungspunkt des gedrückten Deutschlandes werden. Jener Friede, welchen der preußische Monarch am 9. Juli 1807 durch unwillkührlich-gebietende Gewalt zu Tilsit unterzeichnete, riß beinahe die Halbschied der preußischen Staaten — die Elbe machte die Durchschnittslinie — ab, und überließ sie, nothgedrungen, dem frechen Eroberer. Dazu kam noch, daß nach den Friedensbedingungen die Militärmacht und active Armee Preußens sehr beschränkt werden sollte. — Ganz Europa sah es ein, daß ein so schmähliger Friede für Preußen nur als ein Waffenstillstand betrachtet werden könne. Dazu kam, daß der übermüthige Franzose, den Friedensbedingungen zuwider, welche nur allzu treulich von preußischer Seite erfüllt wurden, die Marken, die Oderfestungen und die Residenzen nicht in der vertragsmäßigen Zeit räumte. — In Unwürde sich zu zeigen, das ist dem Hause Hohenzollern fremd, darum verweilte denn auch König Friedrich Wilhelm III. mit seinem Hofe so lange in und bei Königsberg, bis auch kein Franzose mehr in den Marken zu sehen war. — In dieser Zeit der gewöhnlichen Ruhe, hatte sich das

Schillsche Corps der Reiterei, welches als der stehenden Armee einverleibt zu betrachten war, und welches außer einem sehr entschlossenen Führer auch in allen Rotten die tapfersten Degen aufzeigen konnte, so vollständig gebildet, daß der König von Preußen die Reiterei dieses Corps als ein stehendes Husarenregiment erklärte, und um dem Verdienst seine Würden zu geben, verstattete es der König, daß Schill mit seinen Freiwilligen zuerst in Berlin wieder einzog, als der Hof dorthin zurückkehrte. Am 10. December 1808 machte Schill mit seinen Getreuen den Vortrab, in der Residenz der Hohenzollern die erste freudige Erscheinung des Feldzeichens des angestammten Fürstenhauses. Ehrenvoller konnte der Monarch die Thaten Schills und seiner Getreuen in der That nicht auszeichnen, als daß er mit diesem ersten Einzug in das befreite Berlin sie beehrte.

Oeffentliche Blätter sagen darüber:

„Der Major von Schill, an der Spitze seines schönen Husarenregiments, sollte den Zug eröffnen. Die tapfern Thaten dieses Mannes, der sich bei allen vorkommenden Gelegenheiten mit Ruhm bedeckt hat, waren in diesem Augenblick in dem Gedächtniß aller aufgefrischt, und jeder war erfreut, einen Mann zu sehen, dessen bewährte Klugheit und Geistesgegenwart dem Feind öfters den empfindlichsten Nachtheil versetzte, dem Vaterlande aber Nutzen gewährte und seine Krieger mit Lorbeeren krönte. Nach zweijähriger, schmerzlicher Trennung sahen wir die ersten preußischen Truppen wieder in Berlin einrücken. Eine zahllose Menge Menschen strömte von frühem Morgen an dem Bernauer Thor zu, und eine große Masse der Ungeduldigen eilte auf der Landstraße, über eine Stunde weit, den tapfern Söhnen des Vaterlandes entgegen, ihnen

das erste, rührende Willkommen an den Thoren des Fürstensitzes zu bringen. Es war eine Scene, die in jedes Auge Thränen lockte, als die Bürger Berlins nun ihre Waffenhelden begrüßten, und der Jubel drang in die Wolken. Unter den lautesten Ausrufungen wurden sie bis an das Thor begleitet, wo der Gouverneur Berlins, General Lestocq, an der Spitze des Generalstabs der Nationalgarde, und von den Magistratspersonen begleitet, den Major v. Schill empfing. Unter lautem Vivatrufen wurde der Zug, der wegen des Andrangs der Menschen sich nur langsam fort bewegen konnte, durch die Stadt begleitet. Alle Fenster waren mit Menschen gefüllt, überall wurden die weißen Tücher geschwenkt, und die Husaren schwenkten dagegen ihre Säbel. Eine rührende Freude erweckte es, die von der Königin Luise von Preußen dem Corps geschenkte Fahnen flattern zu sehen. Am Schloß wurde Halt gemacht, und das Corps stellte sich in Parade auf, worauf die Fahnen mit der üblichen militärischen Feierlichkeit in das Palais des Königs gebracht wurden. — Die trübe Vergangenheit war vergessen; der Tag war ein Tag des allgemeinen Jubels und die Einwohner Berlins stritten sich darum, nur einen von den Schillschen Tapfern bewirthen zu dürfen."

Die Huldigungen, welche Schill in dem glänzenden Berlin überall empfing, berauschten ihn nicht; auch den Lorbeerkranz, der ihm überreicht wurde, nahm er weigernd, bescheiden an. Stets besonnen, nüchtern, den wahren Zweck im Auge habend, wie er in dem ganzen Kriege gewesen war, beobachtete er auch jetzt jene Mäßigung, welche den großen Charakter zeigt. Die Berliner waren nicht wenig erstaunt, bei dieser Garnison Colbergs eine ganz andere Disciplin, einen

ganz andern Geist zu finden, als der gewesen war, in welchem man im September 1806 gegen Frankreich marschirte. Schill war nemlich mit seinen Untergebenen streng im Dienst, aber auf der andern Seite war er auch nicht der Formenmensch, wie ehemals die preußischen Offiziere es gewesen waren. Er suchte den Gemeinen zu erheben, ihm Selbstgefühl, Selbstvertrauen zu gründen, nicht ihn zum Sclaven herabzuwürdigen, weil durch die freie Bewegung des Einzelnen, wie er meinte; das Ganze mit dem Zeitgeist richtiger fortschreite. In dieser Hinsicht ist Schill von bedeutendem Einfluß und Einwirken auf einen bessern Geist in der preußischen Armee gewesen. Er war der erste, der von den Schlacken eines veralterten, unmodigen Kriegsdienstes den Soldat zu befreien suchte. Daher waren die Strafen, welche er einführte, auch nur Ehrenstrafen; die schwerste der Strafen war die, der Uniform beraubt und von dem Corps entlassen zu werden. So hatte ein Husar seinem Kamerad eine Kleinigkeit entwendet. Schill erfuhr es, ließ die halbe Schwadron, wozu jener gehörte, zusammen kommen, und „Kameraden" sagte er, „einen Dieb dürfen wir nicht unter uns dulden. Dieser aber ist ein Dieb. Was hat er als solcher verdient?" — Fort mit ihm! fort mit ihm! lief es durch die Reihe, und sogleich wurde dem Verbrecher die Uniform ausgezogen, und seiner Dienste entlassen. Weiter geschah ihm nichts. Diese Art, zu strafen, war in den wieder eingenommenen Ländern noch neu, aber sie war von großem Einfluß, denn sie belebte und erhob das Ehrgefühl.

Die Garnison in Berlin war geordnet; Schill selbst, der Heros in jener Periode, wurde immer noch angestaunt, und überall, wo er erschien, huldigte

man ihm. Man äußerte ihm einst, daß das Publicum mit seinen Höflichkeitsbezeugungen ihn wohl quäle, und er erwiederte: „man macht viel zu viel aus mir. Ein jeder Preuße, der in meine Lage versetzt wurde, hätte dasselbe gethan, was mir viel zu hoch angerechnet wird.“ — Auffallend ist es, daß ein Mann wie Schill, welcher der Held des Tages war, und welcher jung, in der Fülle der Gesundheit sich bewegend, einen freien Raum hatte, Genüsse aller Art zu befriedigen, in einer großen, also schwelgerischen Residenz in aller Hinsicht so mäßig lebte, daß dadurch die Person des Mannes noch mehr bei uns gewinnen muß. Dem Dienst, dem Studium der Kriegskunst widmete er seine ganze Zeit, und seine Soldaten hingen an dem jungen Mann, wie Kinder an dem Vater nur hängen können.

An dem ruhigen Zustande in Berlin konnte Schill um so weniger lange Behagen finden, da jetzt erst mit einer schweren Wahrheit es sich zeigte, was Preußen durch den Tilsiter Frieden verloren hatte. Eisern wurde es von Frankreich und dessen Hülfsmächten umarmt; die Länder zwischen der Elbe und Weser, sonst größtentheils Preußen zugehörig, und fast sämmtlich von ihm abhängig, waren in französische Gewalt gekommen, und durch das Großherzogthum Warschau, durch die Besetzung Danzigs, war Preußen so umgarnt, daß es kaum noch einen Staat zweiten Ranges bildete, und in dem nächsten, ohnfehlbar zu befürchtenden nordischen Kriege einer gänzlichen Vernichtung entgegen sah. Die dringende Gefahr entging den preußischen Patrioten nicht. Die Regierung, durch die strengen Bedingungen des Tilsiter Friedens gehemmt, konnte für die Wiederherstellung der Selbstständigkeit nichts thun, wenn Verträge redlich erfüllt werden sollten; und diese ängst-

liche Redlichkeit des preußischen Kabinets war bekannt. Alles daher, was den Fittigen des preußischen Adlers einen bessern Schwung wieder geben könne, mußte den Kräften, dem Unwillen und der Vaterlandsliebe des Volkes anheim gegeben werden, und daß der König, Friedrich des Großen Enkel, der Schmach dieser Demüthigung sich bald zu entwinden streben würde, das war zu erwarten. Patriotisch-politische Vereine bildeten sich, und wirkten nach Außen hin. Ganz Deutschland war der Gegenstand ihrer Verhandlung. Die Emissärs fanden am linken Elbufer, bis an den Rhein hin, die deutschen Völker in einer Sclaverei, über welche man nur im Stillen seufzte, und den Augenblick der Erlösung erwartete jeder Patriot, aber jeder zweifelte auch an der Möglichkeit dieser Erlösung immer mehr, je länger damit gezögert wurde, denn die französische Invasion hatte immer mehrere Abtrünnige gemacht, je mehr sie sich ausbreitete. — In jenen großen Befreiungsbund wurde Schill, zum Vorfechter designirt, hineingezogen, und wie er auf die Pläne, welche aus geheimnißreicher Ferne an das Licht gefördert wurden, einging, das lehrt der Erfolg. Die Sache Preußens, die Sache Deutschlands ergriff ihn, sie war die seinige, und er verließ den ursprünglich aufgefaßten Gesichtspunkt nicht. Er übte seine Leute in Berlin, hielt sie — was man sagt — waffenfertig, und bestrebte sich, Kriegeslust in ihnen rege zu erhalten. Daher wurden sie denn auch, oft in ermüdenden Märschen, außerhalb Berlin geübt, und Schill stellte dann die strengsten Musterungen an, ob auch ein jeder das bei sich führe, was bei einem schnellen Aufbruch erforderlich ist.

Die Uebereinkunft durch eine allgemeine Bewaffnung Deutschland von dem schmähligen französischen

Joch befreien zu wollen, war genommen; nur fehlte es freilich an einem kräftig lenkenden Haupt. Daher brach denn auch der Major v. Katte, der Vorgänger Schill's, schon zu früh auf; er ging im August 1808 über die Elbe nach den Städten der Altmark, entzündete hier das Volk, fand auch Beiläufer, und war nahe dabei, die bedeutende Festung Magdeburg, welche jetzt von regulären Truppen entblößt war, zu überrumpeln. Mit mehrerer Besonnenheit und geringerer Uebereilung wäre die Sache ausführbar gewesen, und wäre damals Magdeburg in die Hände dieser Partisane gefallen, so hätte es der Schlacht von Leipzig nicht bedurft. — — Jenes vorschnelle Beginnen des Major v. Katte war mehr störend als förderud; denn zwar entzündete er nach seinem Uebergang über die Elbe von Stendal an, auf seinem Zuge bis Wolmirstedt (zwei Meilen vor Magdeburg). Menschen in Menge; aber er selbst enteilte, als er sah, daß er den Schutz nicht gewähren konnte, welchen er in seinen Bekanntmachungen versprochen hatte, und die Folge dieses verunglückten ersten Versuchs auf das linke Elbufer war, daß Magdeburg und überhaupt die Elblinie stärker mit französischen Truppen besetzt wurde, und daß man vor Magdeburg, in Wolmirstedt und in mehrern Orten der Altmark zusammen 29 Individuen, die dem Aufruf des Major v. Katte gefolgt waren, erschießen sah.

Schill war im Rath des Himmels dazu bestimmt, daß er den Ausgang eines solchen Beginnens ehrenvoller retten sollte. Durch die geheimen Operationen, welche, der preußischen Regierung unbewußt, am linken Elbufer betrieben wurden, durch die Zusicherungen, welche geschahen, und den Nachrichten zufolge, welche von der Elbe und dem Rhein eingingen, bedurfte es

nur des Erscheinens eines mannhaften Erretters, der allgemeinen Sache Deutschlands einen Anlehnungspunkt zu geben, und dieser Mann sollte Schill seyn. Alle Umstände beweisen es, daß er bei der Anlage seines Unternehmens, wenn auch nicht in der Ausführung desselben in bedeutendern Verbindungen stand. — Aus dem südlichen Deutschland waren Versprechungen und Zusicherungen an die Patrioten des nördlichen Deutschlands geschehen. Man wollte durch eine allgemeine Insurection die Fürsten des Norden zwingen, von der französischen Verbindung abzulassen. Oestreich eröffnete zuerst die Fehde, fiel am 10. April 1809 in Baiern ein, benutzte aber die ersten Augenblicke des Angriffs nicht kräftig, und Napoleon warf sich mit seiner ganzen Armee, das Landungsproject in England aufgebend, jen Deutschland, wodurch Oestreich bald in die Defensive versetzt, und der Plan, von der Elbe ab Freiheit zu verkünden, vereitelt wurde, weil Napoleon schnell mit schwerer Hand den Nationalsinn in Furcht und Fessel zwängte. — Genug, nachdem er schon längst seine Reiterei mit vollem Gepäck die ermüdendsten Märsche vor Berlin hin hatte machen lassen, brach er mit seinen Husaren und Jägern zu Pferd am 29. April 1809 auch von Berlin bei guter Frühe auf, und nahm den Weg auf Potsdam. —

In ununterbrochenem Marsch ging es weiter fort, ohne daß Schill sich äußerte, wohin. Endlich fragte ihn ein alter Husar, wie weit der Marsch noch gehe, denn für ein bloßes Manöver sey dies doch zu weit! Es war dies in der Nähe von Zehlendorf. Schill ließ Halt machen, sammelte das Corps um sich her und sagte seinen Leuten in kurzen, kräftigen Worten, daß der Augenblick gekommen sey, wo Deutschland von

dem fremden Joch sich befreie, und er habe das Glück, der Erste mit seinen Getreuen seyn zu dürfen, der das Panier der Freiheit jenseits der Elbe aufpflanzen solle. Das Unternehmen sey mehr ehrenvoll als gefahrvoll, denn die Bewohner des Afterreichs Westphalen und alle Rheinbündner sähen dem Moment entgegen, wo sie in Masse aufstehen und den allgemeinen Feind vertreiben dürften. Es sey daher dieses Beginnen keine Verrätherei gegen Preußen, wer aber ihm jetzt nicht folgen wolle, der habe die freie Befugniß, sogleich ungehindert nach Berlin zurückzukehren."

Schill war des Vertrauens bei seinen Braven zu gewiß, als daß er nicht hätte erwarten dürfen, diese Rede werde Eingang finden. Das ganze Corps rief dem Major jubilirend seinen Beifall zu; nur ein einziger Offizier fand es in seinem engen Gewissen zu unverantwortlich, einer solchen Gefahr sich auszusetzen, und zog daher die Rückkehr nach Berlin vor. Er wurde sogleich entlassen, und als in Berlin die Nachricht von dem Beginnen des Major Schill ruchtbar wurde, mußte die Regierung allerdings, da französische Waffenmassen noch in der Nähe waren, alles Mögliche thun, jeden Schein der Mitwirkung von sich zu entfernen. Daher wurde denn öffentlich eine Protestation eingelegt, und Schill, wenn man seiner wieder habhaft würde, mit dem Kriegsgericht bedrohet.

Schill indessen setzte mit seinen Husaren den Marsch über Potsdam fort, und als er hier die Havel passirt hatte, ließ er die Brücke hinter sich abbrechen, damit er nicht sogleich verfolgt werden könne. Nun schickte er Fourire nach Brandenburg und Burg, und ließ dort Quartiere ansagen. Während nun hier die Einwohner sich bereit hielten, diese Partisane mit dem

Besten zu bewirthen, zog sich Schill in aller Eil links ab, über Belitz, Treuenbrietzen, Belzig nach Wittenberg. Die Märsche waren ermüdend, nicht leicht aber hat man auch eine Reiterei gesehen, die so gut beritten gewesen wäre. — Nicht allein, daß dem Major v. Schill schon sogleich, als in Berlin die Nachricht von seinem Zuge bekannt wurde, die Mannschaft, die von seinen Truppen zurück geblieben, nachgeeilt wäre, so nahm er auch schon, ehe er die Elbe erreichte, noch viele wackere Degen auf. — Vor Wittenberg, welches nur mit Invaliden besetzt war, sollte ihm der Uebergang über die Elbe streitig gemacht werden; indeß eine ernsthafte Anforderung war hinreichend, es zu bewirken, daß er am linken Elbufer Fuß faßte. Man gewann auch mehr Zutraun zu ihm, als man sah, daß er nicht als Freibeuter erschien, vielmehr die strengste Mannszucht hielt, und alles, was der Soldat bedurfte, bezahlen ließ. — Von Wittenberg nahm er den Zug auf Dessau. Der Herzog hatte bei der Nachricht von der Ankunft dieser Partisane sich entfernt; die Schillschen Truppen wurden indessen einquartirt und Schill selbst speisete ganz unbefangen an der offenen Tafel im Gasthof zum Ring, vor welchem zwei Geldwagen von seinen Husaren bewacht wurden. Er äußerte sich hier über nichts und nicht die geringste Störung fiel vor. Neu angeworbene Leute wurden hier schnell und gut beritten gemacht.

Von Dessau brach Schill nach Köthen auf, welches er nicht so human behandelte als Dessau. In Köthen wurden nemlich die Thore verschlossen gefunden, und nur durch die Kriegeslist geöffnet, daß ein Schillscher Jäger nach Art der Postillone sein Stückchen bließ. Da der Herzog von Köthen als ein eifriger Anhänger des

Rheinbundes bekannt war, so schonte Schill hier das Fürstliche Eigenthum um so weniger, da der Durchzug ihm hatte streitig gemacht werden sollen. Es wurde daher der Fürstliche Marstall und die Silber-Kammer geleert, besonders aber wurde eine schöne Sammlung von Jagdgewehren als gute Beute betrachtet.

Das benachbarte Sachsen befürchtete den unwillkommenen Besuch dieser Partisane; Schill aber ging, nachdem er bei der verwittweten Fürstin von Köthen einen Besuch abgestattet hatte, um ihr sein Beginnen in der wahren Ansicht darzustellen, nach Bernburg und nahm den Andrang seiner Zuläufer mit.

Sein Uebergang über die Elbe hatte im Königreich Westphalen viel Aufsehen erregt, und während der König von Westphalen auf Schills Kopf einen Preis von 10,000 Franken setzte, hatte ihn der König von Preußen für einen Deserteur erklärt, so daß er nun also sich selbst und der guten Sache, die er leiten wollte, überlassen war. Schill hatte ohnfehlbar die Absicht, von hierab Magdeburg überrumpeln zu wollen, denn diese bedeutende Festung war damals nur von einem Regiment Westphalen und von einer unbedeutenden Abtheilung französischer Artilleristen und Pioniers besetzt. Er rechnete hierbei auf den Zulauf der Menge, auf die Liebe zum deutschen Vaterlande. Er selbst hatte mit dem größten Theil seiner Mannschaft den Weg links ab auf Wanzleben genommen, um vielleicht den Versuch zu machen, von hierab die Festung zu umziehen, während zwei Escadrons, und ein Piquet Jäger von Dodendorf ab, (eine starke deutsche Meile von der Festung) sich postirten. Das Regiment Westphalen, unterstützt von der französischen Artillerie, hatte bei Dodendorf eine gute Stellung genommen; allein die Schill-

schen Husaren waren doch verwegen genug, in die Quarres einzuhauen, was um so tolldreister erscheint, da ein sehr coupirtes Terrain dem Reitergefecht entgegen stand. Einzelne Husaren des Schillschen Corps unternahmen hier Thaten, die den Feind mit Erstaunen erfüllen mußten. Zwei Kanonen wurden von Schills Reiterei hier den Westphalen genommen und vernagelt zurück gelassen, weil man sie nicht mit fortbringen konnte. Nach einer getreuen Zählung blieben in diesem Gefecht von Seiten des Feindes 33 Mann, und außer vielen Verwundeten starb auch der Obrist des Regiments, Gauthier, bald darauf an seinen Wunden. — Die Magdeburgische Besatzung mußte sich in die Festung zurückziehen, und Schill hatte durch dieses Gefecht zwar den freien Durchzug an Magdeburg hin erwirkt, indem er als Sieger gegen eine überlegene Menge erschien; allein den Hauptzweck verfehlte er. Denn das Westphälische Regiment ging nicht, wie er erwartet hatte, und wie es durch Signale aller Art zu verstehn gegeben war, zu ihm über; vielmehr wurden mehrere seiner bewährtesten Waffengefährten theils getödtet, theils als Verwundete in eine schmälige Gefangenschaft geführt. — Auf diesem ganzen Zuge benahmen übrigens Schills Leute sich so, wie es einem guten Soldaten gebührt; nur in Kehnert, einem Gut, dem Graf Schulenburg gehörig, der unter drei preußischen Königen mit Ehren überhäuft war, und der jetzt in Westphalen Dienste genommen hatte, wurde übel gehauset. Er selbst, der preußische Ex-Minister war nicht zugegen; aber die Husaren fanden seine Garderobe vor, und schnitten von dem Staatsrock den preußischen schwarzen Adlerorden, welcher noch daran geheftet war, ab, um dieses Ehrenzeichen nicht länger in Westphalen zu lassen.

Jenes Gefecht bei Dodendorf, ohnweit Magdeburg, war am 5. Mai vorgefallen, und Schill zögerte noch in der Umgegend, weil er immer noch auf einen allgemeinen Aufstand rechnete. Allein er kam für die Entwickelung der deutschen Freiheit zu früh; die Kathastrophe war noch nicht vorbereitet genug, und preußischer Seits vor ein Kriegsgericht geladen, westphälischer Seits für vogelfrei erklärt, konnte er bei der schweren Täuschung, in der er sich befand, weiter nichts thun, als in der Verwegenheit, der er sich hingegeben hatte, weiter fortzuschreiten. — Erbitterung seiner Seits mogte wohl hinzukommen, wenn er jetzt, in seinen Erwartungen überall getäuscht, das linke Elbufer nicht ganz freundschaftlich behandelte. — In weitem Umzuge ging er durch die alt-preußischen Provinzen am linken Elbufer, um so viel Truppen als möglich zu werben, und dieses gelang ihm, da in diesen Zeiten träger Ruhe und schweren Druckes viele sich finden mußten, die von dem Namen „Schill" angelockt, zu seinen Waffen schworen. Ein bestimmter Plan schien noch nicht in ihm reif zu seyn; er erwartete immer noch, daß das Land, welches er durchzog, für die Sache, so er führte, sich bewaffnen werde. Entzündende Proclamationen seinem Zuge voranzuschicken und auszubreiten, hatte er versäumt. In Arneburg machte er Rasttag, und ließ hier durch die Unter-Präfecten der nächsten Kreise, die er mitgenommen hatte, die Ausschreibungen für die Verpflegung der Truppen besorgen, so daß das Land durchaus nicht gestört wurde. Den einen dieser Unter-Präfecten, den ꝛc. von Froreich nemlich hatte er als Gefangenen nach Arneburg abführen lassen, weil derselbe in Neuhaldensleben eine westphälische Proclamation, welche die Verfolgung des

Schillschen Corps gebot, zu früh hatte anheften lassen, indem der Schillsche Nachtrab noch in der Nähe war. Sechs und dreißig Stunden war der Präfect auf der Fähre in Arneburg bewacht, und befürchtete jeden Augenblick, die Ordre zu hören, daß er erschossen werden sollte. Endlich wurde er zu Schill geführt. Dieser kam ihm freundlich entgegen, umarmte ihn und sagte: „ich habe Ihnen Unrecht gethan; Sie waren bei mir verleumdet. Sie handelten in Ihrer Pflicht, Sie sind frei!“ — Daß das Privateigenthum geschützt werde, dafür sorgte er sehr. So waren z. B. von seinen Leuten mehrere bespannte Wagen fortgenommen, weil man sie für Eigenthum des Königs von Westphalen hielt. Schill hatte kaum vernommen, daß sie ein Privateigenthum des Präfect des Elbdepartements, Graf Schulenburg wären, als er sie demselben zurücksandte, und dieser übersandte ihm dagegen ein schönes Reitpferd zum Geschenk.

An den Maaßregeln, welche gegen ihn überall getroffen wurden, scheint Schills planmäßige Entschlossenheit von jetzt an gescheitert zu haben. Er vertheilte jetzt seine Truppen zu sehr, zog allerhand schlechtes Gesindel an sich, und er konnte es nun nicht mehr hindern, daß nicht in dem Elb-, Saal- und Ocker-Departement des Königreichs Westphalen übel gehauset war. — Seine Macht war jetzt über 6000 Mann stark, und ohne besondern Widerstand zu finden, bemächtigte er sich des meklenburgischen, festen Schlosses Dömitz an der Elbe belegen, wo er einige Kanonen von kleinem Kaliber vorfand. Dieses Schloß dominirt die Elbe, und von hier ab konnte er also den Handel zwischen Hamburg und Magdeburg hemmen. Mehrere Schiffsgefäße mit

Korn beladen betrachtete er hier als gute Beute und in großer Regsamkeit beeilte man sich, hier in Dömitz die Zugänger mehr zu dem Waffendienst zu bilden.

Unterdeß war man von Seiten der Franzosen und Westphalen nicht müßig gewesen. Eine Division Holländer, welche in Hannover stand, wurde in Eilmärschen nach Magdeburg beordert, und war von hier in Verbindung mit dem, was von der Besatzung der Festung entbehrt werden konnte, in der Nacht vom 13. — 14. Mai von Magdeburg aufgebrochen, Schill zu verfolgen. Ein anderes Corps Holländer zog sich schnell über Stendal hin ihm entgegen, und es verdient hier bemerkt zu werden, daß die Generale Gratien und d'Albignac, die Führer dieser Truppen, die Erinnerung an die Zeiten des Vandalismus weckten. Denn obschon sie in einer befreundeten Gegend waren, wo die Einwohner sehr gemäßigt bei dem Durchzug der Schillschen Mannschaften sich genommen hatten, so behandelten diese Beschützer jene Gegender dennoch mit einem feindlichen, empörenden Uebermuth.

Von Dömitz ab streifte Schill bis Lauenburg, Lübeck und Hamburg, und während die Masse seiner Mannschaft von Tage zu Tage anwuchs und immer geregelter wurde, wußte niemand, wohin diese Masse sich wälzen werde. Man erwartete ihn in Hamburg, und Schill hatte auch die Absicht, sich dorthin zu werfen, um von da ab die See zu gewinnen; allein die von ihm ausgesandten Emissärs kommen mit der Nachricht zurück, daß Hamburg ihm die Thore verschließen müsse, und daß, wenn Hamburg nicht der schwersten Rache sich aussetzen wolle, für seine Mannschaft kein Anker gelichtet werden

dürfe. — Eben so lauteten die Antworten, welche er von Lübeck und Bremen empfing. — Am 24. Mai nahm General d'Albignac mit seinen Holländern im Sturm Dömitz; Schill hatte schon vorher mit seiner Hauptmacht sich daraus zurückgezogen, und nur neu angeworbene Menschen, die in der Folge ihm vielleicht lästig fallen konnten, in diesem festen Schloß zurückgelassen gehabt. Er selbst wurde nun durch die ihn verfolgenden Feinde von allen Seiten bedrängt, so daß ihm nun nur noch die Seeseite frei blieb. Ueber Wiesmar, Rostock und Dammgarten, wo er noch fünfhundert Meklenburger, die ihm den dortigen Paß versperren wollten, zu Gefangenen machte, zog er sich gegen Stralsund hin. Ueberraschend schnell traf er am 25. Mai unter den Wällen an, und nach einem halbstündigen Gefecht mit der französischen Artillerie, war diese Festung, welche Wrangel im dreißigjährigen Kriege so tapfer vertheidigte, und von welcher Wallenstein sagte, sie sey mit Ketten an den Himmel geschlossen, in seinem Besitz. — Herr von Stralsund konnte Schill sich so lange halten, bis im Norden ein allgemeiner Aufstand sich bilden konnte, und von der Seeseite her Hülfe kam; allein der Genius Deutschlands lag noch im ermattendem Schlummer, und Schill that zu wenig für die Vertheidigung der Stadt, denn eines Angriffes mußte er gewärtig seyn. In stetem, geschäftigen Taumel trieb er sich jetzt umher, aber die Hauptsachen wurden dabei versäumt. — Er hatte durchaus keine genaue Nachrichten von der Stellung des Feindes, und er wußte nicht einmal, daß eine bedeutende Abtheilung Dänen unter General Ewald, den Berichten nach 1800 Mann stark, zu den Holländern gestoßen sey, ihn aufzuheben. Als er zu spät dies

erfuhr, befahl er, den Dänen keinen Pardon zu geben; und beschränkte sich nun auf die Stadt selbst obgleich seine Reiterei vielleicht noch geraume Zeit den Feind hätte abhalten können, so schnell unter dem Wall der Festung zu erscheinen.

Am 31. Mai 1809 cantonirte Gratien mit den Holländern zu Frankenberg, und General Ewald mit den Dänen zu Richtenberg. Man brach auf, Stralsund anzugreifen, und die Avantgarde bestand aus Holländern und Dänen in Verbindung mit einander. Die Ueberrumpelung gelang über alles Erwarten. Schill hatte den Feind nicht so stark, nicht so nahe erwartet, und daher waren auch die Brücken nicht abgebrochen, die Thore nicht vergattert, überhaupt aber nichts von dem geschehen, was ein Festungskommandant zu beobachten hat. — Die Truppen waren alle unter den Waffen, und Schill saß eben bei dem Frühstück, als die ersten Kanonenschüsse fielen. Er sprang auf, warf sich auf das Pferd, und eilte nach dem Wall, die Vertheidigung zu ordnen. Der Feind war schon unter den schlecht bedienten Kanonen, durchwatete den seichten Stadtgraben, und drang in die Stadt. In den ziemlich breiten Straßen der Stadt Stralsund entstand nun ein mörderisches Gefecht. Das Schillsche Fußvolk flüchtete in die Häuser und schoß aus den Fenstern; die reguläre Reiterei hieb mit Erfolg auf die Holländer ein, mußte aber in den Straßen dem Fußvolk des Feindes unterliegen.

Schill selbst war in diesem schrecklichen Augenblick auf dem Marktplatz. Plötzlich sprang er vom Pferde, um es nie wieder zu besteigen. Er eilte auf das Rathhaus, und verlangte Pech und Schwefel, so viel nur

anzuschaffen sey. Ohnfehlbar hatte er zur Absicht, die Stadt in Brand zu stecken, und hinter dem Feuermeer sich zurück zu ziehn. Der Magistrat aber, welcher den Erfolg, wie er kommen würde, nun wohl schon einsah, machte Umzüge aller Art, und als nach einem allzulangen Aufenthalt Schill auf den Marktplatz zurück kam, fand er im Gedränge der Flucht, die sich schon entwickelt hatte, seine Pferde nicht wieder. Das Gefecht in den Häusern dauerte nur noch, und es blieb ihm weiter nichts übrig, als auch in ein Haus zu eilen. Sein Unstern wollte aber, daß er in eines gerieth, welches schon von aller Schillschen Einquartierung frei war, und die Bewohner schoben ihn wieder zur Thür hinaus. Im höchsten Grade ermüdet und abgemattet, wie er war, ergab er sich draußen auf dem Platz einem dänischen Officier. Dies ist historisch richtig. Der Officier überließ den Kriegsgefangenen, den er nicht kannte, zwei dänischen Reitern, und diese nahmen ihn zwischen ihre Pferde. Hier machte er zwei Versuche, zwischen den Pferden zu entweichen, und bei dem zweiten Versuch schossen ihn die dänischen Reiter nieder. Sie ließen den Leichnam liegen, nachdem sie oberflächlich ihn geplündert hatten. Ein Holländer plünderte weiter, fand den Orden, auf der Brust verborgen, trug ihn auf das Rathhaus, und man war nun schon fest davon überzeugt, daß der Chef der Partisanen gefallen sey. —

Kaum hatten die Holländer und Westphalen erfahren, daß dieses der Leichnam Schills sey, als sie mit einer Wuth, verrosteten Jahrhunderten würdig, sich über ihn herwarfen. Mit vielen Bajonetstichen und Säbelhieben wurde der Leichnam von ihnen entstellt, und die Wuth

ging so weit, daß sie bald ihn in die Höhe warfen, mit dem Bajonett ihn wieder auffingen, und so ein verruchtes Spiel mit ihm trieben. Diese Entstellung des Leichnams war auch die Veranlassung, daß sich weder Freund noch Feind in weiter Runde von der Gewißheit des Todes dieses merkwürdigen Abentheurers überzeugen konnte, und daß sich noch lange fabelhafte Gerüchte von seinem Fortleben und Fortwirken umhertrugen. Am Schluß dieser Biographie werden wir uns näher über die Identität des Todes ausweisen können.

Nachdem Schill von der Bühne verschwunden war, kam auch die größte Unordnung und Ermüdung unter die Seinigen. Ein großer Theil seiner regulären Carabinier zog sich, seines Cheffs beraubt, zu dem Frankenthore hinaus, stellte sich in Schlachtordnung, sandte aber einen Parlementair in die Stadt und begehrte den ungehinderten Abzug nach Preußen. Dieser wurde ihnen von den Holländern und Westphalen sehr gern verstattet, und durch zwei Officiere wurden sie zu der nächsten preußischen Garnison gebracht, von wo sie entwaffnet weiter abgeführt wurden.

Schills Leichnam wurde nicht dem ihn gebührenden Rang angemessen beerdigt. Der Feind war zu erbittert, als daß er die Reste eines Mannes, der eine bessere Entwicklung seines Schicksals verdiente, hätte ehren sollen. Daher wurden auch die Gefangenen des Schillschen Corps von den Franzosen und deren Verbündeten nicht als in ehrenvollem Gefecht entwaffnet betrachtet, vielmehr wurden sie nach einem ausdrücklichen Befehl des französischen Kaisers auf die Galeeren gebracht, muß-

ten späterhin auf Belle-isle Dienste nehmen, die nicht besser waren, als eine Sclaverei, und erst im Gefolge des großen, deutschen Krieges wurden sie am 28. April 1814 aus einer schmäligen Gefangenschaft befreit.

Zu den fabelhaften Sagen darüber, ob Schill wirklich in Stralsund gefallen sey, mag auch wohl der Umstand viel mit beigetragen haben, daß er selbst in den letzten Zeiten seines Wirkens ängstlich für sein Leben besorgt zu seyn schien. Als er nämlich von allen Seiten für vogelfrei erklärt und 10,000 Franken auf seinen Kopf gesetzt waren, gebrauchte er häufig die Vorsicht, daß er im Gemenge acht bis zehn Leute eben so gehen ließ, wie er sich trug, und selbst die Narbe, die im Gesicht ihn kenntlich machte, mußte von ihnen nachgemalt werden.

Nachdem der Leichnam Schills von mehrern Rathsherrn in Stralsund, von dem Wirth, bei dem er im Quartier gelegen und von seinen zwei Bedienten anerkannt war, requirirten die Eroberer Abends um 11 Uhr einen Wagen mit Stroh, und nun wurde der Leichnam ganz in der Stille vor dem Thore eingescharrt. —

So endete unwürdig ein Mann, den das Schicksal schon früher dazu bestimmt zu haben schien, an der Befreiung Deutschlands großen, thätigen Antheil zu nehmen, und der sich und viele dadurch in das Verderben stürzte, daß ihm die ersten Tugenden des Helden, Besonnenheit, Nüchternheit, Mäßigkeit und Ausdauer fehlten. In erhitztem Gemüth war der Plan, Deutschland zu entflammen, aufgegriffen, und mußte in der Aus-

führung seines Zwecks verfehlen, weil die Berechnung desselben nicht die richtige war und weil eine Masse von Abentheurern ein Land wohl erschüttern, nie aber willkührlich bestimmen mag! — — Die neuere Zeitgeschichte hat es gelehrt, daß das mehr als abentheuerliche Unternehmen des Major Schill nicht allein von ihm ausging, und daß er vielmehr den Einflüsterungen, Versprechungen und Zusicherungen einer geheimen für Deutschlands Rettung beschäftigten Verbindung folgte, und zu früh, zu vorschnell sich opferte. Allein, verlassen stand er da, und mußte fallen; nach dem Marsch, den er genommen hatte, als er über die Elbe ging, war er nicht zu retten. Mißglückte auch das Unternehmen, so war es für das allgemeine Interesse doch nicht ohne großen Erfolg, denn durch diesen Streifzug des Schillschen Corps war das ermüdete und verblendete Deutschland daran erinnert: daß eine Rettung und Befreiung möglich sey, und daß es nicht zu sehr der fremden Verführung und Arglist sich hingeben möge. — Schill hatte ein sehr anspruchloses Aeusseres. Er war mittler Größe, hager und selbst in seinem Auge lag nicht das Feuer, welches gewöhnlich den ausgezeichneten Mann verkündigt. Anspruchslos in seinem ganzen Wesen wurde er auch von der Eitelkeit der Soldateska seiner Zeit nicht hingerissen, und war daher einfach in seiner Kleidung, bescheiden in seinem Begehr. Dem weiblichen Geschlecht abhold und eben so sehr ein Feind des Spieles, hatte er eigentlich keine Liebhaberei, welche die Jugend von ernsthaften Sachen abzieht. Jagd und Pferde waren das, was man die angenehmen Launen eines ernsten Gemüths bei ihm nennen kann. Früherhin führte er auch ein sehr nüchternes, mäßiges Leben; erst in den letzten Momenten

seines Wirkens ermüdete die menschliche Natur, und er nahm zu Reitzmitteln seine Zuflucht, die ihm ein falsches Wesen, der klaren Besonnenheit fremd, unterlegten. — Merkwürdig wird Schill immer bleiben, und er verdient auch in den Annalen der preußischen Geschichte daurend aufgezeichnet zu werden; denn wenn er auch als Opfer fiel, wenn auch eine mächtige Hand ihn nicht begünstigte, weil der Erfolg das kühne Unternehmen nicht rechtfertigte; so war doch sein hoher Zweck adelns werth, so war er doch ein bedeutender Vorläufer anzukündigen, daß Deutschland sich schlagfertig halte, und es ist keinem Bedenken unterworfen, daß er als großer Heros glänzen würde, wenn es ihm das Schicksal vergönnt hätte, die Schlachten von Leipzig und Waterloo zu erleben. Bedauren wir daher sein Schicksal!

Interessant ist es zu wissen, daß der Kopf von Schill, nämlich das irdische Haupt, noch aufbewahrt wird. Es findet sich in der merkwürdigen Sammlung von Seltenheiten auf der Universität Leyden. Der Naturforscher Bruegmann hat für diese Universität und deren Sammlungen ein großes Verdienst, und wie diese Merkwürdigkeit, Schills Kopf dort zu finden, sich bestätige, darüber möge ein Augenzeuge sprechen.

„Dieses Kabinet erweitert und vervollkommnet sich" heißt es, *) mit jedem Tage, unter der Leitung des

*) Malerische Wanderungen durch Holland, von Theodor Peregrinus (v. Haupt) Thl. 2. pag. 214. sqq.

trefflichen Naturforschers Bruegmanns. Eine Merkwürdigkeit, die durch seine Verwendung hier aufgestellt wurde, interessirte uns. Es ist Schills Kopf in einer Vase mit Weingeist aufbewahrt. — Ungewöhnliche Menschen, deren Individualität und Schicksale aus der Schranke des gemeinen, alltäglichen Lebens heraustraten, müssen nach ihrem Tode in ihren irdischen Resten noch interessiren. Daß aber unter jene Menschenclasse Schill gehörte, dürften selbst seine Feinde nicht bezweifeln. Abgesehn von dem Zwecke, den er bis zu seinem letzten Athemzuge rastlos und mit beispielloser Kühnheit verfolgte, kann die Mit- und Nachwelt seinen Feldherrn-Talenten, seinem oft beinahe tollkühnen Muthe und seinem Ausharren, bis zur Kathastrophe seiner Laufbahn, ihre Verwunderung nicht versagen. Die Nachricht muß daher dem Leser gewiß interessant seyn, daß die körperliche Hülle eines Mannes, dessen Namen der Genius der Geschichte gewiß mit einem Griffelzuge der Vergänglichkeit entzieht, und der Nachwelt aufbewahrt, nicht ganz untergegangen, sondern daß der interessanteste Rest seines Staubes erhalten ist. — Schills Kopf ist in der hermetisch verschlossen Vase mit Weingeist so vollkommen wohl erhalten, daß es jedem, der diesen seltenen Mann im Leben oder auch nur im wohlgetroffenen Bilde sah, nicht schwer fallen kann, dessen Aechtheit zu erkennen. Um vollens keinem Zweifel Raum zu lassen, ist bei der Vase das Original des, bei Schills Tod in Stralsund sogleich aufgenommenen Verbalprozesses beigelegt; die Art, wie dieser Kopf dem Kabinet beigelegt würde, vollendet die apodictische Gewißheit. — Ein Chirurgien-Major erhielt von dem General Gratien in Stralsund die Erlaubniß, Schill's

Kopf vom Rumpfe zu trennen, und ihn, in Weingeist aufbewahrt, nach Amsterdam zu bringen. Dies geschah; der Kopf nebst dem Verbalprozeß wurde dem Königl. holländischen Gouverneur vorgezeigt, und Herr Professor Bruegmanns erhielt denselben auf sein Verlangen für das Kabinet zum Geschenk, mit der Erlaubniß, ihn darin aufzustellen. — Der Kopf ist vollkommen wohl erhalten. Die Züge sind alle noch ganz kenntlich, nur hier und da durch die Einwirkung des Weingeistes, etwas zusammengezogen, und dadurch, sowie durch die natürliche Blässe und Verzerrung der Gesichtsmuskeln eines jeden Sterbenden etwas entstellt. Der Kopf ist selbst im Tode noch schön und von hohem Interesse; ein schönes Oval mit griechischer Nase, etwas vorgewölbetem Kinn und sehr regelmäßigen Formen; die Augen sind geschlossen, weil der Weingeist sie angegriffen und zerstört, und dadurch dem Kopfe etwas Gräßliches gegeben haben würde, das er jetzt nicht hat. Ein kleines Knäbelbärtchen ist, wie die Haare, vollkommen erhalten; der Bart am Kinn ist etwas lang, weil Schill, an seinem Todestage wohl nicht Zeit gefunden haben mag, ihn abnehmen zu lassen. Auf der Stirn erblickt man eine ziemlich tiefe Säbelwunde, mit geronnenem Blute bedeckt, die Schill also wahrscheinlich schon einige Zeit vor seinem Tode erhalten hatte. Am Hinterkopf ist die Schußwunde sichtbar, die ihn tödtete.

Es gewährt ein eigenes, wehmüthiges Gefühl, vor dem interessantesten Reste eines tapfern, unglücklichen Mannes dazustehn, dessen übrige Hülle schon längst dem Staube wieder gegeben ist, und sich den Gedanken auszumalen: Schills Kopf wird mit dem Andenken

seiner Thaten und seines Schicksals, noch fortleben, wenn ihre Zeugen und Zeitgenossen längst zu den abgeschiedenen Generationen der Vorwelt heim gegangen sind."

III.

K l o p st o ck.

Es bildet ein Talent sich in der Stille.

Göthe.

Klopstock.

Der Sänger des Messias, der große Odendichter, der erste der Barden Deutschlands, darf von den Germanen mit vertrauungsvollem Stolz der Nachwelt übergeben werden. So lange die Historie der Deutschen einen Namen hat, wird sie den Namen „Klopstock" rühmend und ehrend nennen. — Durch seine schriftstellerischen Werke, diese Abdrücke seiner reinen, hohen, edlen Empfindungen, diese Resultate eines ernsten Nachdenkens, tiefer Wissenschaft und freier Geistesbewegung, hat er allein schon sich selbst ein ehernes Monument errichtet; außerdem aber, wenn er auch nicht ein so productiver Kopf gewesen wär, so ist er schon um deswillen höchst merkwürdig, weil er zunächst es war, der Licht und Glanz und Leben in die deutsche Literatur brachte, der den Stall des Augias ausräumte, der mit geistiger Riesenkraft und Entschlossenheit dem Schlendrian und gelehrten Dummdünkel sich entgegen warf, und der bei der herrlichen Lebendigkeit seines

Geistes es unternahm, die wilden Wespennester der literarischen Schulen aufzustören, damit keine Hemmung aufgeblasener Formenmenschen fernerhin das Genie oder den philosophischen Kopf in seinem Fortschreiten störe. Eben so merkwürdig ist Klopstock als erster bedeutender deutscher Sprachreiniger. Ohne eine Reinigungssucht zu haben, welche späterhin bei vielen seiner Jünger in Spielerei ausartete, war er der Gründer des classischen Styls einer der reichhaltigsten, volltönendsten, gewandtesten Sprachen. — Auch in deutscher Rechtschreibung begann er, das Ueberflüssige sonderen zu wollen; diese seine Versuche fanden aber keine Ansprache: In seinem Versbau ist er ganz Original. — Eine der ersten Säulen deutscher Originalität, Kraft und Ruhmes erscheint er, und der Erinnerung, der Verehrung, ist von seinem Vaterlande das noch nicht gewährt, was dem Dichter gebührt, den ferne Enkel den deutschen Homer nennen werden. Um Homers Geburtsort stritten sich sieben Städte, und leicht könnte dies dereinst mit Klopstock derselbe Fall werden, denn in seinem wirklichen Geburtsort wissen es wenige, daß es einen Sänger des Messias gab, daß er allein für dauernde Zeiten ihrem Ort einen Namen gewann, und keine Spur, dem unsterblichen Dichter ein Denkmal der Erinnerung zu stiften, findet sich hier. Ein neuer Beweis für das, nicht erfreuende: poeta in patria non valet! —

Friedrich Gottlieb Klopstock ist geboren am 2. Juli 1724, zu Quedlinburg. Diese, sehr blühende Gewerbsstadt liegt am Fuß des Unterharzes, und hatte seit 932, als Frauenstift eine Reichsfürstin zur Aebtissin und Regentin. Der Churfürst von Brandenburg

wurde späterhin Erbvoigt und Schutzherr; die Stadt mit ihrem Gebiet aber erfreute sich immer noch einer Reichsfreiheit, wovon hier um deswillen Erwähnung geschieht, weil der dadurch mehr freie, weltbürgerliche Ton die ersten Eindrücke auf Klopstocks früheste Jugendjahre machte, besonders wenn man das, was von Klopstocks Vater auf ihn überging, beachtet; — und solche Eindrücke sind die bleibenden. Das Schloß von Quedlinburg ist schön gelegen; der keilförmige Berg beut die lachende Ansicht gegen das ganze Harzgebirge hin, von der Mansfeldischen Grenze an bis über den Rammelsberg hinaus; um mit Klopstock selbst zu reden: „von dem Schloßberg ab liegt der ganze Harz vor dem Beschauer, wie ein Weihnachtsgeschenk." — In dieser still-romantischen Gegend geboren zu seyn, war vielleicht physiologisch und psychologisch betrachtet, förderlicher zu Erweckung der ersten Anklänge der Harfe dieses Barden, als wenn die Uranlage des einen waltenden hohen Genius durch das erste Leben und Weben in einer öden, nackten Haide- oder Sandgegend erdrückt worden wäre. Man bemerkt, daß die wild-romanesken Länder, die grotesken Gegenden auch die größten Geister erzeugten, und wenn von einer stillen Weihe der Natur hier die Rede seyn könnte, so sollte man annehmen dürfen, daß Klopstock solche hier bei dem ersten Erblicken der feierlich schönen Natur empfangen habe.

Klopstocks Vater, (Gottlieb Heinrich) mit dem Titel eines Kommissionsraths beehrt, war ein, der allgemeinen Meinung nach, wohlhabender Geschäftsmann. Außerdem aber war er auch bekannt als ein sehr origineller Mann, der in jener Zeit der Schwärmerei

und des finstern Glaubens eifrig daran hing, da[ß] hochwichtige Ahndungen gebe, und der, von der [Mög]lichkeit, daß die Geister der Verstorbenen citirt wer[den] könnten, schwärmerisch entzündet, durch Gaukler [al]ler Art sich täuschen, und so in seinem wahren Be[ruf] schäft sich stören ließ. Dieses Beispiel des schwärm[en]den Vaters, der aber zu dem hohen Schwung [sich] nicht erheben konnte, wird hier um deswillen angefüh[r]tet, weil die erste, hohe, ernste, fromme Spannung hierdurch in dem jungen Gemüth sich schneller entwickel[te] und mehr Stoff bekam. — Der Vater war aber, [wie] aus seinen Briefen, besonders aus der letzten Leben[s]zeit desselben hervorgeht, bei aller seiner Schwärmerei und in das Abgeschmackte fallenden Halbgelehrsamkeit und Ueberspannung doch ein sehr fein fühlender [und] rechtlicher Mann. — Daß der Teufel auf Erden [in] sichtbarer Gestalt umher wandele, und die Frommen [zu] verführen suche, davon war der Kommissionsrath Klo[p]stock fest überzeugt, und es war sein Lieblingsgespräch zu erzählen, in welchen Gestalten allen der Teufel ih[m] erschienen sey, um ihn zu berücken. Der kleine Knabe war ganz Ohr, wenn der Vater solche Wundergeschichten erzählte, und seine Phantasie beschäftigte sich mit dem weitern Ausmalen. So war das thöricht=abenteuerlich=Abergläubische dazu geeignet, dem Sänger des Messias die erste Glut für diesen Stoff einzuhauchen. Die Mutter des Dichters, Anna Maria, geb. Schmidt, war eine duldsame, biedere Hausfrau, der das Wohl ihrer Kinder am Herzen lag. Sie hatte ihrem Gatten zehn Kinder, fünf Söhne und fünf Töchter geboren, wovon der Dichter der älteste war.

Klopstock war etwas über fünf Jahr alt, als sein Vater mit seiner Familie sich nach Friedeburg im preußischen Antheil der Grafschaft Mansfeld begab, wo er das dortige Oeconomieamt in Zeitpacht genommen hatte. Die Lage der elterlichen Wohnung war schön, eine weite Aussicht beherrschend und die Gegend umher ist mehr ernst und groß, als lachend. Hier verlebte Klopstock ein sehr glückliches Knabenalter; sein Sinn für die Schönheiten der Natur bekam reiche Nahrung, und er schwärmte gern und viel im Freien umher. Der erste Unterricht, welchen er hier empfing, war nicht der vorzüglichste; der Vater that dafür, was er auf dem Dorfe für die erste Bildung des Sohns zu thun vermogte. — Die Pachtzeit war um, Klopstocks Vater hatte nicht den Gewinn gezogen, den er erwartet gehabt, und er kehrte mit seiner Familie nach Quedlinburg zurück. Der junge Klopstock war damals dreizehn Jahre alt, als er seine werthen Plätzchen und lustigen Gespielen verlassen mußte. — In Quedlinburg besuchte er nun das dortige Gymnasium, welches Männer zu Lehrern hatte, die für jene Zeiten nicht unrühmliche Stellen unter den Pädagogen einnahmen. — Der junge Klopstock zeichnete sich unter seinen Mitschülern bald aus, nicht sowohl durch ängstlichen Fleiß, Sittsamkeit und hervorleuchtendes Genie, als vielmehr durch eine große Lebendigkeit des Geistes, und durch Kraft und Gewandtheit des Körpers. In letzterer Hinsicht hatte das freie Naturleben in Friedeburg seinen Körper gestählt, und der Vater Klopstocks hatte den, für damalige Zeiten noch sehr seltenen Erziehungsgrundsatz zu dem Heil unsers Dichters gehabt, daß der Körper eher gebildet werden müsse, dann der Geist. Bei Raufereien und

Balgerein, wie diese unter der muntern Schuljugend nie ganz gehemmt werden mögen, setzte sich der rüstige Knabe bald in Respect, und eben so war er in Leibesübungen und bei den Spielen der Kraftvollste und Gewandteste.

Klopstocks Vater war mit der Anneigung seines Sohnes zu gelehrter Bildung sehr zufrieden, zumal er selbst ein Gelehrter zu seyn glaubte, wie solches aus seinen, mit vieler Eigenthümlichkeit geschriebenen Briefen hervorgeht, und er brachte den Knaben von dem Gymnasium in Quedlinburg auf Schulpforte, ohnfern Naumburg. Dieses Institut war damals der berühmtesten eines in Norddeutschland, und ganz dazu geeignet, im Geschmack der Zeit junge Geister zu erwecken und zu beleben. Bedeutende Männer sind aus dieser Anstalt, von der es zu beklagen ist, daß sie späterhin den freiern Zeitenschwung nicht beachtete, hervorgegangen. Der Zwang, in welchen die Lernenden dort eingeengt waren, ist groß gewesen. Die alten Sprachen wurden besonders betrieben, und der Eifer, Verse zu machen, erstreckte sich selbst auf die Laien, so daß Klopstock die Zahl der Verse, welche dort in einem Jahr gemacht wurden, auf zwanzigtausend angiebt. Klopstock war 16 Jahr, als er auf Schulpforte seinen gelehrten Cursus weiter fortsetzen, oder vielmehr eigentlich beginnen sollte. Er gesteht selbst, daß hier erst seine Entwickelungsperiode angefangen habe, und das, was tief im Innern des jungen Gemüths aus der Dämmerung hervorleuchtete, in unfaßbarem Zweifelschein, sich hier zu Wahrheit, Ausdruck und Gesang entwickelt und emporgeschwungen habe.

Schulpforte hatte an der Spitze der Anstalt sehr verdiente Männer, der Rector Freitag und der Conrector Stübel gewannen besonders Klopstocks ehrfurchtsvolle Liebe; noch im Jahr 1800 brachte er dem letztern ein schönes Todtenopfer. Beide wurden auf das hervorstechende Talent des jungen Klopstock bald aufmerksam, und beschäftigten sich genauer mit ihm. Klopstock gewann immer mehr Liebe zu dem Studium der alten Sprachen, vervollkommnete sich darin, und die gute Führung des Rector Freitag ermuthigte ihn. Auf das wilde, lustige Leben der Jugend verzichtete nun Klopstock, wenigstens in Intervallen, und war ganz mit Wissenschaft und Studium beschäftigt. Wenn er auch seine oft zu muntere Laune, wie er sie in Quedlinburg auf dem Gymnasium hatte ausschweifen lassen, hier noch hätte den Zügel schießen lassen wollen, so machte dies doch die strenge Disciplin und das fast mönchische Wesen, wie Schulpforte dafür bekannt war, unmöglich. — Durch die nähere Kenntniß der classischen Literatur war sein poetischer Sinn noch mehr erweckt und genährt, und er begann schon jetzt mit einigen poetischen Versuchen, welche die Schüchternheit der Jugend nicht auszustellen wagte. Der Rector Freitag war, für seine Zeit freilich nur, ein aufgeklärter Mann, und störte diesen frei sich erhebenden Flug des jungen Dichters nicht durch pedantische Schwerfälligkeit und Tadel. Klopstock hatte auch hier wieder das Glück, in einer reitzenden, schön antönenden Natur zu leben, denn Schulpforte ist so herrlich gelegen, daß viele Aussichten und Parthien der Umgebung zu hoher, frommer Schwärmerei einladen.

Wen die Charitinnen mit ihrer Gunst einmal beschenken, der entwindet sich nicht leicht ihrer Umarmung; sie halten ihn fest mit Rosenketten. So war auch Klopstock, als die ersten poetischen Versuche ihm selbst den köstlichen Genuß, den der frisch aufblühende Dichter bei dem reichen Strom des Gesanges, der ihm ward, empfunden hatte, gewährten, schon dahin entschieden, ein großes, episches Gedicht singen zu wollen. Nicht die Vermessenheit und der unzeitige Stolz, der manchen jungen Dichter irre leitet, sondern der innen kochende Feuerstrom des hohen Genius, der ihm ward, rissen ihn hin, mit voller Gewalt in die Saiten zu greifen. In der Wahl des Stoffes war er lange nicht mit sich einig. Kaiser Heinrich der Vogler erschien ihm zunächst werth des Gesanges. Er begann auch Versuche zu machen, und unzufrieden mit denselben, legte er späterhin sie wieder zurück. — Er war aber so so sehr von dem Gedanken, der Sänger eines großen, epischen Gedichts zu seyn, eingenommen, daß er sogar in seiner Abschiedsrede — Ostern 1745 verließ er Schulpforte — dieses Beginnens erwähnt. — — Er ging von hier nach Jena, um Theologie zu studieren, und entwarf schon hier mehrere bedeutende Stellen aus den ersten Gesängen der Messiade. Der hohe Gegenstand hatte zu der heiligen Epopee ihn begeistert; Erziehung und Vorbilder hatten dazu beigetragen, diesen frommen Schwung zu nähren, und dazu kam des jungen Dichters reiner, unschuldsvoller Wandel, um ihm Klarheit über seinen wahren Beruf zum Dichter jetzt zu geben. Nur ein so reines, frommes Gemüth kann den kühnen Gedanken, den Messias würdig besingen zu wollen, auffassen; nur eine solche Kraft des Genius,

nur eine solche Gabe der Musen kann diesen kühnen Gedanken festhalten und ausführen wollen.

Zu Ostern 1746 schon, verließ er Jena und begab sich nach Leipzig, um dort seine Studien fortzusetzen. Hauptsächlich war ein Hader einiger Studirenden mit den Professoren schuld an dieser Wechselung, die aber für Klopstock von den besten Folgen zu seyn schien. Denn in Leipzig machte er die nähere Bekanntschaft von J. A. Cramer, J. A. Schlegel, Zachariä, Rabner, Ebert, Gärtner, v. Gemmigen, Giesecke, K. A. Schmid und andern schönen Geistern damaliger Zeit, deren beifällige Urtheile über die ersten Gesänge seines „Messias" ihm sehr angenehm waren, und ihn noch mehr anfeuerten. Diese junge Gelehrtenrepublik war gewissermaßen unter Schwabe's Vorsitz, und Klopstock, der jüngste Schüler, übersah bald Meister und Gesellen. Die ersten drei Gesänge des „Messias" wurden auch bald in den „Bremenschen Beiträgen" abgedruckt, und erregten ein allgemeines, aber ungewisses Aufsehn. — Auch in Leipzig wurde ihm der Aufenthalt bald unangenehm, denn viele seiner gelehrten Freunde verließen die Academie, und so hob auch er seine academischen Studien auf. Ueberhaupt scheint das Studium der Theologie ihm nicht besonders am Herzen gelegen zu haben, und er hatte schon jetzt im Stillen darauf verzichtet, davon practischen Gebrauch machen zu wollen. — Im Jahr 1748 begab er sich nach Langensalza, in das Haus eines Verwandten, Weiß, bei dessen Kindern er die Stelle eines Hauslehrers übernahm. Hier in Langensalza lernte er bei M. S. Schmidt dessen Schwester Fanny (Klopstocks Cousine) kennen,

und es erglühete in ihm eine heiße Liebe für sie. Wie ätherisch dieses Feuer gewesen seyn müsse, als er den Gegenstand seiner Sehnsucht gefunden zu haben glaubte, ahndet man schon aus dem Kolorit, womit er in der frühern Elegie: „die künftige Geliebte" (1747) seine innere Sehnsucht beschwichtigt, verschönert hatte. Er liebte aber unglücklich, und diese durch Klopstocks Muse verherrlichte Fanny gab zu Ende des Jahrs 1753 einem fein bürgerlichen Kaufmann in Eisenach die Hand. — Es legte diese unglückliche Liebe das Düstere, die hohe elegische Schwärmerei zu dem ursprünglichen Gehalt des Dichters, und während er selbst sich unglücklich fühlte, erscheint er als Märtyrer, und die Welt hat dadurch gewonnen, denn durch jenen elegischen Anstrich hat der poetische Schwung des Dichters einen ganz besondern Reiz bekommen. — Noch in der Mitte des Jahrs 1751 schreibt er über diese unglückliche Liebe an Gleim, der für die Förderung der deutschen Literatur unsterbliches Verdienst hat, wenn auch bei seinen eigenen Dichtungen die Genialität der Reinheit der Form nachstehn muß, und der bei seiner herrlichen Humanität mit Klopstock bald den Berührungspunkt gefunden und mit ihm ein Freundschaftsbündniß geschlossen hatte: „Mein Gleim! Ich schwöre bei unserer Freundschaft, und wie kann ich Ihnen und mir etwas Theureres nennen? Bei dieser schwöre ich! so wird Sie nie wieder geliebt werden! Diese Wolke wird wohl über mein Leben ausgebreitet bleiben, und wenn ich sonst auch noch so glücklich seyn könnte!"

An eben diese Fanny schrieb er noch unter den 10. Julius 1750: „den Abend bin ich nach zwölf Uhr wie-

der aufgestanden, bin allein in dem Garten umhergegangen, habe gebetet und an Fanny gedacht. — Eine wahrhaft himmlische Stunde! Dieser unüberwindliche, dieser ewige Hang, Fanny ohne Maaß zu lieben, kann nicht vergebens in mir seyn. Ich habe dies ganz empfunden. Die Hoffnungen der Unsterblichkeit sind ganz mein gewesen."

Er verließ bald Langensalza wieder, ging nach Quedlinburg zurück, und machte von da ab einige literarische Reisen. Die Nothwendigkeit, sich zerstreun zu müssen, fühlte er tief, und der schwermüthigen Stimmmung sich zu entreissen, hielt sehr schwer. — Unterdeß war die Messiade immer mehr zu Tage gefördert, und machte auch immer mehreres Aufsehn. Theils vergötterte man den heiligen Dichter, theils aber traten auch die Orthodoxen schon auf, und zürnten laut über ihn, weil er durch seine Dichtungen die Religion entweiht habe. Diese orthodoxe Schwärmerei und Verblendung gingen so weit, daß ein Dorfpfarrer zu Klopstock kam, und ihn ausdrücklich bat: „er möchte um Gottes und der Religion willen den Abbadonna, (den abgefallenen Engel) nicht wieder seelig werden lassen." — Wenn der Adler den Fittig schwingt, und von den höchsten Höhen, wo er horstet, sein Gefieder herabsenkt zu der Erde, so umschwärmen ihn die Raben, und necken ihn; — so wurde denn auch Klopstock ob seines Messias von den sogenannten Schulen sowohl, als auch von den Freibeutern und Charletanen in der damaligen Gelehrsamkeit und Literatur mitunter sehr stark, und, wie gewöhnlich, hämisch, angegriffen; indeß, der Adler, dessen Auge allein die Sonne sieht, ohne von deren Strahlen

geblendet zu werden, schwingt sich hinauf in seinem Zuge zu den Höhen des Lichts, wirft mit seinen Schwingen die Raben herab, und sie müssen in ihrer Ohnmacht grollend gestehn, daß er ein geborner Adler sey.

Lessing, der mit Wahrheit, aber zuweilen auch mit einiger dictatorischen Anmaßung die deutsche Literatur von dem schwerfälligen Wust, der durch Gotsched und Consorten hineingeschwärzt war, zu reinigen und zu säubern strebte, war sehr bald auf Klopstock aufmerksam geworden, und er konnte dem jungen Dichter nicht besser die Anerkennung dessen Werths zu erkennen geben, als wenn er, sarkastisch sang:

„Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne selbst erhellet,
Und Klopstock, der schon stand, von neuem aufgestellet."

Klopstocks heilige Gesänge hatten in der Schweitz, welche sich damals einer neuen Belebung der Literatur rühmen durfte, die größte Aufmerksamkeit und Bewunderung erregt, und, besonders vielleicht, um der Erinnerung zu entfliehn, nahm er die Einladung, nach Zürich zu Bodmer zu kommen, an. Am 13. Julius des Jahres 1750 reisete Klopstock, von seinem Freunde Sulzer und Schuldheiß begleitet, nach der Schweitz, wohnte bei Bodmer, dem damaligen Patriarchen der schönen Wissenschaft, und der Sänger des Messias wurde hier fast wie ein Heiliger verehrt. Von seiner Reise nach der Schweitz schreibt er unter andern in seinem Tagebuche an dem Rheinfall von Schaffhausen: „welch' ein großer Gedanke, in der Schöpfung ist dieser Wasserfall! Sey gegrüßt, Strom, der du zwischen Hügeln herunter

stäubst und donnerst, und du, der den Strom hoch dahin führt, sey dreimal, o! Schöpfer in deiner Herrlichkeit angebetet!" Es fehlte nicht an Scenen der Verehrung und der Aussprache der Bewunderung, die oft an das Abgeschmackte und Lächerliche gränzten, und ein etwas erhitzter Biograph Klopstocks sagt über dessen Verhältniß zu Bodmer: „nicht nur, wenn der Seher mit dem Dolmetscher zu Tische saß, auch wenn jener sich in die Gesellschaft der Profanen mischte, brannte des Alten jüngeres Herz in seiner hochklopfenden Schweitzerbrust." — Von Zürich ab machte Klopstock viele Wanderungen, und manchen Alp erreichte sein Fuß, in mancher Sennerhütte erquickte er sich durch Milch, stärkte er sich durch kurzen Schlummer, und auch in der wilden Schweitz hat er manchen Gletscher in der Nähe betrachtet. Zu dem kühnen, freien Geist gesellte sich bei ihm ein großer Unternehmungsgeist, und eine körperliche Ausdauer, welche dieser Geist von dem trägern Organ oft ertrotzte. — In der freien Schweitz erwuchsen Klopstocks Ideen, für Freiheit und Vaterland zu einer reinen Klarheit; in seiner, seines Vaterlandes Freiheit suchte er immer mehr Stolz, Ruhm, Glück und Würde und Herrmann wurde sein Held.

Wie wohl sich Klopstock bei Bodmer gefiel, darüber schreibt er selbst (Zürich d. 25. Jul. 1750). „Schon vor etlichen Tagen bin ich hier angekommen. Ich habe schon die Freude ganz genossen, den ehrlichsten Mann in meinem Leben*) zu sehn, den ich, wenn ich sonst

*) Bodmer.

an ihn dachte, mir als einen entfernten, unvergleichlichen Freund vorstellen mußte. Freude, wahre Freude im vollsten Maaße ist mir zu Theil geworden. So viele wahre Menschen, die ich habe kennen gelernt und die mich lieben!"

„ „Das Glück bezahlt mir nicht" "
„ „Das Gold der ganzen Erde." "

„Wenn ich an die kleinen Freuden, an die schönen Gegenden, an den vollen Genuß dieser schönen Gegenden, an die jugendliche, an die stillere Lust der Gesellschaft, an die offene Freimüthigkeit des Umgangs, — wenn ich dies alles denke, wie viel ich schon davon genossen habe, und wie viel mir noch bevorsteht, wie sanft und mit wie vollem Herzen kann ich mich da dem Vergnügen ganz übergeben! Und wie vergnügt bin ich von Neuem, da ich weiß, daß Sie ꝛc alles in seinem ganzen Umfange empfinden, und Theil daran nehmen."

Fanny Schmidt aber war immer noch der Gegenstand seiner heißen Sehnsucht, und er strebte jetzt nach einer äußern Wohlhabenheit, ihr mit mehrerm Selbstvertraun die Hand bieten zu können. Originell genug nahm der große Dichter deshalb Theil an den Speculationen eines jungen Kaufmanns Rahn in der Mahlerei auf Seide, und versprach sich davon einen großen Erfolg bis nach Indien und selbst bis nach China hin. Sehr ergriffen von diesem Beginnen erklärt er sich darüber in einem Briefe an Fanny (Zürich den 10. September 1750) und freilich erinnern seine Ansichten von diesem Handelsgeschäft an die bekannte Fabel von dem

Milchmädchen. Von einer andern Seite aber ist der angezogene Brief merkwürdig. Klopstock schreibt darin: „Ich habe hier zwei Freunde gefunden, den König von Dänemark und einen jungen Kaufmann. Der König giebt mir ein jährliches Gehalt von hundert Thalern, den Messias zu vollenden. Es ist dies durch die Vermittlung zweier Minister, die mehr als nur Minister sind, geschehen, des Barons von Bernstorff und des Grafen von Moltke. Ich habe Wahrscheinlichkeit, diesen Gehalt zu vermehren, und mich nur selten in Kopenhagen aufzuhalten. Wie glücklich werde ich seyn, den Messias bei dieser Muße zu schreiben, wenn ich nicht, wie Sie wissen, durch die Liebe so unglücklich wäre! — Ich bleibe für's erste diesen Winter hier. Auf das Frühjahr reise ich nach Kopenhagen, dem König den Messias selbst zu überreichen. — Ich weiß, es ist Ihnen nicht zu ernsthaft, wenn ich hier mit Dankbarkeit an die göttliche Vorsehung zurückdenke. Wenn ich Ihnen auch ganz unbekannt wäre, und Sie nur die Geschichte eines Freundes hörten, Sie würden von dieser Vorsehung gerührt werden, und den großen Beherrscher derselben anbeten. — Aber, gütige Vorsehung! darf ich dich auch um das Größte bitten, was ich in dieser und jener Welt bitten kann; darf ich Dich bitten, daß Fanny meine Fanny werde? O! angebetete Vorsehung! darf ich Dich um dieses himmlische Geschenk anflehen? — Ich kann Ihnen nicht mehr sagen: denken Sie an meine vielen Thränen, an meine bangen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu seyn.

Sonderbar war die Bekanntschaft, welche den jungen Dichter dem Könige von Dänemark, Friedrich V. empfahl. Der Kabinetsprediger des Herzogs von Gotha Klüpfel, zeigte nämlich in Paris, dem dänischen Gesandten am französischen Hofe die drei ersten Gesänge des neuen deutschen Heldengedichts, und dieser, Graf Bernstorff war nach Durchlesung so entzückt davon, daß er den jungen Dichter dem Monarchen dringendst empfahl.

Klopstock mußte sich wohl in dem Verhältniß, in welchem er zu Bodmer stand, getäuscht finden, denn er schrieb von Zürich unter den 8. October 1750 an Gleim: „beneiden Sie überhaupt die hiesigen Republikaner nicht; es sind fast durchgehends Leute, die sich schrecklich tief bücken; denn fast alle, die ein Bischen von Familie sind, wollen in's Regiment, und Bodmer — ich will noch gegen Sie, mein Gleim, schweigen; ich habe mir in Betrachtung seiner ein System von Großmuth gemacht, von dem ich, wenn ich nicht auf's Aeußerste getrieben werde, nicht abgehn will."

Sehr natürlich konnte ein Feuerkopf wie Klopstock nicht lange bei dem in Idee und Berechnung, in Gefühl und genialen Urstoff ganz anders gebildeten Bodmer sich glücklich fühlen, und dazu kam, daß der Meister es bald bemerken mußte, wie der Schüler ihn übersehe; genug, dieses Verhältniß des Aufenthalts in der Schweitz, welches sich Klopstock so schön geträumt hatte, wurde bald abgebrochen, und Klopstock, wie er als Mensch und als Dichter uns erscheint, kehrte in seine Heimath zurück. Bodmer war desfalls unwillig auf ihn

und versuchte es, ihn in öffentlichen Blättern angreifen und erdrücken zu wollen; — allein durch den kleinen Steinhagel fällt der Münster nicht ein! der erste Ausfall gegen ihn geschah in einem in Zürich herauskommenden Wochenblatte: Crito. Klopstock ließ das Pamphlet unbeantwortet. Von Quedlinburg ab schreibt er an Gleim d. 6. März 1751 (wo er eben zurück gekehrt war) „Guten Morgen, liebster Gleim! — Hier bin ich! Kommen Sie ja bald zu mir, zu Ihrem Klopstock!" — Es verdient hier bemerkt zu werden, wie Klopstocks Vater, der bereits als origineller Mann angedeutet ist, eben diesem Briefe des Dichters außer mehrerem die Worte hinzufügte: „O! des Laconismi! Allein so geht's wenn Kinder ihren Aeltern nicht folgen wollen, und res actas agiren!" Man sieht hieraus, wie der Dichter dem fein-bürgerlichen Leben, in dem der Vater lebte, sich nicht hatte aneignen können und wollen, und daß der Vater den idealen Schwung des Sohnes nicht begriff. Klopstock theilte das Schicksal der größten, frommen Dichter, daß die nächsten Verwandten ihn kleinlich beachteten, während eine staunende Welt den großen Sänger bereits vergötterte, während er schon in den Annalen Deutschlands als Erster der Barden verzeichnet war. — An seinen edlen Gleim schreibt er von Quedlinburg ab unter d. 21. März 1751. „Wenn Sie mein Herz sähen, und wüßten, wie sehr es anders redte, als meine Vernunft jetzt reden muß, Sie würden mir kein Wort mehr sagen, mich nicht zu traurig zu machen." — Der Gedanke an Fanny beschäftigte ihn noch immer zu sehr, und der Dichter, dem schwer-prosaischen Leben entfremdet, — macht, wie das bei dem großen Klopstock sogar der Fall war, und wie es

bei Dichterlingen stets der Fall ist, an das weibliche Geschlecht despotisch-eitle Anforderungen. Die von ihm angebetete Fanny wußte mit feiner Gewandtheit den ungestümen Mann, den sie nun einmal nicht lieben konnte, entfernt zu halten, und Klopstock ging im Anfang Aprils 1751 nach Dänemark ab.

Diese Reise ging über Braunschweig und Hamburg, und hier machte Klopstock, durch den Brief eines gelehrten Freundes (Gärtner) empfohlen, die nähere Bekanntschaft einer Schönen, welche als Meta in seinen Gesängen verherrlicht wird, und welche eigentlich Margaretha Mollner hieß.

Als er vorher sich davon überzeugt hatte, daß er auf Fanny's Gegenliebe verzichten müsse, schrieb er ihr Worte, welche die Mitempfindung eines jeden Dritten wecken müssen. Er sagt darin: „den Abend, als ich Ihren Brief erhielt, riß ich mich endlich von meiner tiefen Traurigkeit los, und sah gen Himmel: warum bin ich so lange, so sehr auf diese Weise unglücklich? — Ich erschrack über meine Frage, und sah vom Himmel nieder. Darauf hatte ich einige Gedanken auf eine, mir so neue Art der Empfindung, daß ich beinahe darauf fiel, sie nicht völlig für meine Gedanken zu halten. Sie waren: und Du fragst so frühzeitig? Thut einen Blick, so weit ihr ihn thun könnt, einen Blick von menschlicher Aussicht, ein paar Schritte über das Grab. Deine Bestimmung? Kennst Du sie nicht? Sie war, Vielen die Menschlichkeit desjenigen, der unvergangener Anbetung und Nachahmung würdig ist, zu zeigen. Dein Herz mußte deswegen von Dir entwi-

delt werden. Wehmuth und Thränen mußte es ausbilden. Und wenn Du zugleich hierbei zeigtest, daß dir tiefe Unterwerfung und Anbetung der Vorsicht theurer sind, als eine Glückseligkeit, deren Dauer dir so unbekannt war; so ist für dich Lohn da. — Geh nun, und frage nicht weiter. Es ist jenseit des Grabes viel Seligkeit, und in den ewigen Hütten wohnt die Liebe viel himmlischer, als Du sie empfunden hast. Geh, und bete an, des Lohnes werth zu seyn.“ — Prüft man mehrere Stellen dieses Briefes psychologisch, so sollte man glauben, ein Werther habe ihn geschrieben. Doch Klopstock war zu lebendig, als daß er in dem Labyrinth eines schwarzen Gedankens sich hätte vertiefen, verirren können.

Schon in einem Briefe aus Kopenhagen (9. April 1752) an Gleim, drückt sich Klopstock über die Liebe zu dieser Meta Moller dahin aus: „Aber wo soll ich nun anfangen, mit Ihnen auch ein Bischen lange zu schwatzen? Wenn ich's nur wüßte, wo? Davon, daß ich ganz und gar nicht mehr unglücklich bin? Ja, davon will ich immer anfangen. Denn ich weiß, daß es meinem Gleim sehr lieb ist, dieses zuerst zu wissen. Wie aber dies alles zugegangen ist, sage ich Ihnen noch nicht ganz. Um ab ovissimo anzufangen, muß ich Ihnen etwas von meinem Charakter sagen, das Sie vielleicht schon wissen. In so wichtigen Sachen der Glückseligkeit, als die Liebe und die Freundschaft sind, kann ich unmöglich halb glücklich, oder nur halb unglücklich seyn. Daher bin ich so lange traurig gewesen, und daher, da ich aufgehört habe, traurig zu seyn, habe ich auch ganz und gar aufgehört. — Aber ist dies al-

lein, werden Sie vielleicht sagen, durch die Länge der Zeit und durch Ueberlegungen geschehn? — Ich weiß es nicht, mein liebster Gleim, ob es allein dadurch geschehn ist. Genug, ich bin jetzt unter allem, was ein ehrlicher Mann seyn kann, nichts weniger als unglücklich. Grübeln Sie nur nicht weiter nach, denn ich kann Ihnen jetzt doch weiter nichts sagen."

In dieser freudigen Herzensergießung meint der Dichter seine neue, enge, glücklichere Verbindung mit der schon erwähnten Meta Moller, einem sehr geistreichen Mädchen. Das Band der Liebe, welches Klopstock rasch mit ihr knüpfte, da Geist und Herz einander so nahe verwandt waren, mußte noch eine geraume Zeit verborgen bleiben, indem Familienverhältnisse eine öffentliche Erklärung zur Zeit noch hinderten. — Um so anziehender war aber der Briefwechsel, und dieser schwärmerischen Spannung des liebeberauschten Dichters, sind vielleicht manche Meisterstellen in seinem Messias, und unleugbar manches classische Gedicht zu verdanken.

In Kopenhagen war Klopstock sehr gut aufgenommen worden. Besonders rühmt er selbst den edlen Minister Bernstorf, in dessen Hôtel Klopstock viele freundschaftliche Gefälligkeiten genoß. Er schreibt in dieser Hinsicht an Gleim: „lieben Sie diesen großen Mann, er verdient es recht sehr. Welche Rechtschaffenheit in allen seinen Handlungen! Welch' ein Verstand, und welch' eine angeborne Bescheidenheit bei diesem Allen! Er hat sich diesen Winter mit einer jungen Holsteinschen Dame verheirathet, die die Sevigné liest und versteht.

Ich speise gewöhnlich die Woche einmal bei ihm, bin öfters in seiner Bibliothek, die an seinem Kabinet ist, und dann auch bei ihm so lange und so kurz, als er eben Zeit hat." — Das ganze Hofleben lernte er nun auch kennen; einen Klopstock aber konnte es unmöglich ansprechen. Nur bei Graf Moltke fand er sich auch heimisch, und er rühmt diesen würdigen Mann als seinen ehrenwerthen Gastfreund in mehrern Briefen an seine vertrauten Freunde.

Durch Moltke wurde Klopstock dem König von Dänemark, Christian V. vorgestellt, und es ist hier nicht der Ort, den laut gewordnen Tadel rügen zu wollen, daß Klopstock seinen Messias in einer vorangeschickten Ode dem Könige zueignete. Viele wollten deshalb, weil er einem Könige Dank zolle, ihn nicht als freigebornen, frei sich bewegenden Dichter betrachten und beachten, und zwar zu einer Zeit, wo das Urgefühl des Volkes der Germanen die Originalität im Gesang ersehnte. Klopstock aber folgte hierbei ganz dem Gefühl des Herzens, dem der Dankbarkeit. — Seines Sieges gewiß, ging er stets seinen eignen Weg, und er spielte von jetzt an mit den Schulen der Gelehrten!

Wie herzlich das Verhältniß Klopstocks mit dieser Meta war, wie rein, wie — man könnte sagen — naiv sie ihn liebte, davon diene eine Stelle ihres Briefes an ihn: (Hamburg den 8. August 1752) „Ich küsse Dich auch für alles, was Du an Fanny geschrieben hast. — Ach, Klopstock, an diese Zeit muß ich nicht denken. Mir kommen sehr oft die Thränen in die

Augen, wenn ich denke, was Du alles mußt ausgestanden haben. Ich kann das sehr gut fühlen. Könnte ich Dir doch das wieder belohnen! Jetzt kann ich es noch nicht, aber wenn ich erst Deine Frau bin, dann kann ich es, und dann will ich es thun."

Fast den ganzen Sommer 1752 brachte Klopstock in Hamburg bei seiner Meta zu; er hatte die Gelegenheit, wo der Hof nach Holstein sich begab, benutzt. Im Herbst kehrte er wieder nach Kopenhagen zurück, und verlebte hier auch das ganze Jahr 1753. Sein „Messias" war weiter vorgerückt; der Auflage wegen wurde aber Klopstock in Unannehmlichkeiten versetzt, die ihm, seinen Briefen nach, das Geschäft der Buchhändler sehr entwürdigten.

Im Sommer des Jahres 1754 kehrte er nach Hamburg zurück, und vermählte sich, ein freier Mann, mit seiner Meta am 10. Junius gedachten Jahres. — Daß ein so hochsinniger Dichter in dem Besitz einer solchen, in aller Hinsicht ihm ansprechenden Geliebten sich höchst glücklich habe finden müssen, das war zu erwarten. Er schreibt selbst darüber: „mein Leben bis dahin war nur ein Traum. Jetzt erst, nun Meta ganz mein ist, umfasse ich den Werth des irdischen Lebens, und preise den Gott der Himmel, der mir die Gefühle gab, in diesem wahren Leben ihn verherrlichen zu dürfen. Die Glorie des irdischen Daseyns ist mir geworden, die Siegespalme ist in meiner Hand, ich singe dir Jubellieder, Jehovah, Jehovah!" —

Mit dieser Meta führte Klopstock, der in den Ge-

fühlen der Liebe, Freundschaft und Frömmigkeit allen den Rang abzuringen strebte, eine sehr glückliche Ehe. Auch seine äußern Verhältnisse waren jetzt so sorgenfrei gestellt, daß sein Genius durch die engen Mühen des Erdenlebens in seinem Fluge nicht gehemmt wurde. — Im November 1756 verlor Klopstock seinen Vater. Ein so zartfühlender, hoher Schwärmer wie der Sänger des Messias, wurde durch die Nachricht von diesem Hinscheiden sehr erschüttert, und er schreibt darüber an seine Mutter (16. November 1756) „Unser Gott hat es so gewollt. Sein Name sey gelobt, daß er unserm Vater ein so schönes Ende gegeben hat! Er ist nun viel glücklicher als wir! — Er erinnerte sich gewiß seiner abwesenden Kinder, die ihn so sehr geliebt haben, und noch lieben; auf welche Art, mit welchen Worten that er das? Ich hoffe zu Gott, daß wir so leben werden, daß der Segen seines Gebots auf uns ruhen wird. Mein Schmerz ist zwar durch die Gnade Gottes ruhig; aber er wird lange dauern. Ich habe ihn sehr, sehr geliebt!“

In einem spätern Briefe an seine Mutter (25. December 1756) schreibt er: „ich habe noch immer einen stillen Schmerz über den Tod meines sehr, sehr geliebten Vaters empfunden. Gott hat mir zwar auch die Gnade gegeben, daß ich ihm für seinen ruhigen Tod gedankt habe; aber eine sanfte Traurigkeit darüber ist doch bisher noch sehr oft bei mir wiedergekommen. — Ihre umständliche Beschreibung seines Todes hat mich sehr gerührt. Ich weiß nicht, ob ich es würde ausgehalten haben, wenn ich bei seinem Ende zugegen gewe-

sen wäre, allein, wenn ich bei ihm hätte bleiben können, so würde ich dadurch viel gelernt haben. — Wie sehr wünschte ich, daß es mir jetzt möglich wäre, zur Erziehung meiner Geschwister etwas beizutragen; aber ich bin selbst in eingeschränkten Umständen.“

Diese letztere Stelle des Briefes, von einem so herzlichen, aufrichtigen, mäßigen Manne, wie Klopstock es war, der Mutter in diesem Verhältniß gesagt, sollte man der Ehrenrettung wegen, der Nachwelt eigentlich mit aufbehalten. Denn was soll die Nachwelt von einer Zeitperiode denken, wo der Stolz der Nation, ein Genius, der aus vielen Millionen immer wieder ersteht, mit den ängstlichen Bedürfnissen des Lebens sich mühen muß? — Doch, selbst Homer wanderte, ein Bettler, in dem reichen Hellas umher, und dieser Unbill wegen, ruht eine düstere Nacht auf seinem Jahrhundert; es ist vergessen mit all' seinen Ameisen; er aber, der Aeonide, währt ewig! — Eben so lebt Klopstock, der Sänger des Messias, der deutsche Barde fort in den Annalen, wenn die Geschichten hochberühmter Stammbäume seiner Zeit nicht einmal mehr zum Kaminfeuer tauglich sind.

Du guter, frommer, hoher, begeisterter Dichter, du edler, großer Mensch! Ein weit herberer Schmerz bedräuete dich schon! das Hinscheiden des Vaters war nur eine düstere Vorbedeutung; Unglück hängt sich an Unglück, und das Schwerzermalmende nahete düster und verhängnißvoll! —

Wie sonderbar und rein sein Zusammentreffen mit

Meta, die er in seinen Gesängen oft unter dem Namen Cidli feiert, gewesen war, davon diene nur noch folgendes. — Auf der Reise von Zürich nach Kopenhagen, wo Klopstock über Braunschweig gekommen war, hatte er hier seinen Freund Giesecke aus Hamburg getroffen, und dieser hatte zuerst ihn mit Meta Moller in der Art bekannt gemacht, daß er ihm erzählte, welch' eine enthusiastische Verehrerin des Dichters dieses angenehme Mädchen sey, und zugleich gab Giesecke ihm eine Addresse an sie mit. Originell genug hatte Meta Klopstocks geistige Bekanntschaft gemacht. Sie hatte nemlich ihn und seinen Messias zuerst durch Papilotten (Haarwickel) kennen gelernt. Bei einer Freundin findet sie nemlich die Haarwickel vom Messias, und jene Freundin sagt: das sey dummes Zeug, kein Mensch könne es verstehen! — Meta indessen fand in den wenigen Strophen, die sie hier zusammen stellen konnte, sich ergriffen, verschaffte sich das Buch, und vergötterte von dem Augenblick an den Sänger. — Klopstock kam nach Hamburg; in einem müßigen Augenblick fällt ihm die Addresse an Meta Moller ein; er läßt sich melden, wird angenommen, das zärtliche Verhältniß wird bald eingeleitet, und ehe Klopstock über die Belte nach Kopenhagen (1751) ging, war er schon fest mit dieser rein idillischen Meta verbunden. Daß sein nachheriger Briefwechsel mit ihr von 1751 bis 1754, der sehr eifrig betrieben wurde, nur in Bruchstücken vorhanden, ist ein großer Verlust für die Nachwelt.

Auf dem Kirchhof zu Ottensen, bei Altona, ruhn die Gebeine der Gattin Klopstocks; das Kind, welches

die Mutter nicht gebären konnte, wurde ihr im Sarge in den Arm gelegt; Klopstock selbst machte die Einschrift auf den Stein; hier ist sie; es bedarf eines weitern nicht, und trauernd geht der Biograph und der Leser hier vorüber, denn die Einschrift auf dem Stein deutet alles.

Saat von Gott gesäet dem Tage der Garben
zu reifen

MARGARETHA KLOPSTOCK
erwartet da wo der tod nicht ist
ihren freund ihren geliebten ihren mann
den sie so sehr liebt
und von dem sie so sehr geliebt wird
aber aus diesem grabe
„wollen wir mit einander auferstehn
du mein klopstock und ich und unser sohn
den ich dir nicht gebären konnte“
betet den an der auch gestorben begraben
und auferstanden ist

sie ward geboren den 16 märz 1728
verheirathet den 10 juni 1754
und starb den 28 november 1758
ihr sohn schlummert in ihrem arme

Bis zum Jahr 1771 wohnte Klopstock nun in Kopenhagen; mindestens war diese Stadt als sein fixer Wohnsitz in dieser Zeit zu betrachten. Er führte hier ein einfaches, fast düsteres Leben; außer seinen dichterischen Beschäftigungen war der Briefwechsel mit seinen entferntern Freunden seine angenehmste Unterhaltung. Vor allen achtete er Gleim, und dieser war mit Klopstock ganz einverstanden, wenn er ihm einst schrieb: „diese satyrische Stelle, mein lieber Klopstock! scheint sich auf die jetzigen Kunstrichtersecten zu beziehen! Daß ich an dieser Sectirerei nicht den mindesten Antheil habe, das wissen Sie; an den Grobheiten, die unter unsern Kunstrichtern Mode werden, habe ich so wenig Gefallen, daß ich wohl nie zu einer Fahne schwören werde. Alles, was ich thun kann, ist, mein Mißfallen darüber zu bezeigen; übrigens mache ich es wie Sie; ich lebe in der alten Künstlerunschuld, und behalte das Schlafrocks-Meinungen für mich." — Eben so lebte denn auch Klopstock in der Künstlerunschuld. Er nahm keine Parthei, sobald sie ihm als Parthei erschien; er eiferte für das Wahre, Große und Gute, und seines Werthes gewiß, bedurfte er einer Parthei auch nicht. —

Zu erwähnen ist es, daß sein „Messias" im Jahr 1769 vollendet war, und daß ihm von dem Verleger der geringe Ersatz, (wenn man es so nennen mag) von zwölf Thaler für den Bogen, dafür wurde. *) —

Klopstock hatte eine Zeit lang große Ansichten von der Förderung und dem freiern Umtrieb der Literatur in Deutschland; gerade damals war auch der Hof von Wien sehr dafür gestimmt, das südliche Deutschland auch auf die Höhe der wissenschaftlichen Kultur bringen zu wollen, welcher man einen Theil des nördlichen Deutschlands, der König Friedrich den Zweiten von Preußen zum Gärtner hatte, zueilen sah; Klopstocks Anerbieten wurde daher beifällig aufgenommen, und der Kaiser von Oestreich ließ ihm eine goldne, mit Brillanten besetzte Medaille überreichen; Fürst Kaunitz, der östreichische Minister des Innern, eröffnete auch einen Briefwechsel mit ihm, die beiderseitigen Berührungspuncte schienen aber zu entfernt zu seyn, die Sache blieb auf sich beruhn, und Klopstock verzichtete auf die Ausführung eines dem Zeitgeist noch nicht entsprechenden Planes. —

Von 1771 an lebte er in Hamburg in der Stille fort mit dem Charakter eines königl. Dänischen Legati=

*) Klopstock erklärt dies in einem Briefe an seine Mutter vom 8. April 1769.

onsraths, und eines markgräflich Badenschen Hofraths. Von beiden Höfen bezog er kleine Pensionen, während sein eigentliches Vaterland nichts für seinen großen Dichter, den Stolz seines Volkes that. Er selbst war aber auch dem System seines Geburtslandes so wenig hold, daß er besonders mit Gleim über König Friedrich des Zweiten von Preußen Werth oft in einen sehr lebhaften Streit gerieth; Gleim vergötterte, wo Klopstock tadelte. — Etwas literarisch war dieser Streit durch eine Brochüre Friedrichs „de la litterature Allemande. Berlin 1780“ geworden; denn nach dieser Schrift wollte Klopstock den König Friedrich für einen Störer der Förderung deutscher Literatur halten. Bis in seine spätern Jahre noch fand er Vergnügen am Reiten; er saß gut zu Pferde und war ein rascher Reiter; eben so gern vergnügte er sich auch im Winter mit dem Schlittschuhlaufen, und that es hier manchem jungen Menschen zuvor. Ueberhaupt muß man den pedantischen Nebenbegriff von Stubengelehrten, der sich freilich in der Regel bewahrheitet, wenn man den Mann selbst kennen lernt, von Klopstock ganz entfernen. Er war der aufgeweckteste Weltmann, wenn er unter Menschen war und nahm ohne alle Anmaßung dann warmen Antheil an dem Leben.

Noch in seinem Alter, im Anfang des Jahrs 1792 ging er mit seiner vieljährigen Freundin, von Winthem, für deren Tochter er schon 1770 das Vaterlandslied dichtete, eine engere Verbindung ein, und fühlte sich ruhig und gemächlich in dieser zweiten Ehe. In den Nachschriften zu seinen Briefen unterschreibt sie sich „Wintheme Klopstock,“ und er selbst, der Dich-

ter, nennt sie sehr häufig „sein Hannchen.“ — Der Biograph kann bei dieser Gelegenheit es sich nicht enthalten, dem Gang der Ereignisse vorzugreifen, und zu bemerken, daß diese zweite Gattin Klopstocks ihn überlebt hat, und daß der deutsche Held, der Patriarch unter den Helden der Deutschheit, Fürst Blücher, als er im September 1816 in Hamburg war, die Wittwe Klopstock besuchte, um den Manen des Patriarchen der deutschen Barden das schuldige Todtenopfer zu bringen. Hätte Klopstock noch selbst diesen Besuch des Helden erlebt gehabt, dann wäre in beider Umarmung das wahre Symbol für „deutsche Leyer und deutsches Schwerdt“ gefunden gewesen.

In spätern Jahren ging er auch an die Revision seiner Werke, um in einer vollendeten Ausgabe sich dadurch zu verewigen. Ueberhaupt hatte er jetzt nicht mehr mit den Mühseligkeiten des Lebens und mit den ängstlichen Sorgen zu kämpfen, die früherhin mitunter die Schwingen seines Genius gelähmt haben mogten.

Er erfreute sich eines glücklichen, sorgenfreien Alters, und den Tod des Gerechten, welchen er in dem Messias, im zwölften Gesang gefunden hat, starb er selbst am 14. März 1803. Heiter, sanft und still, wie sein Leben gewesen war, eben so war auch sein Hinscheiden. — Still, in sich vertieft, wie er in Stunden der Weihe auch im vollen Leben gewesen, eben so war er es in den Stunden, wo er den Tod heranschreiten sah. Es verdient bemerkt zu werden, daß der sterbende Sänger des Messias, der bei hellem Verstand und Einbildungskraft nur das Gedächtniß etwas

verloren hatte, sich, wie einst Sokrates, mit dem Gedanken an die Unsterblichkeit beschäftigte, und er ließ sich aus der Messiade die Schilderungen und Gemälde von Tod und Fortdauer nach dem Tode wieder in die Erinnerung bringen; der Greis wollte an dem Glauben, an dem Vertraun sich halten, welches der Jüngling schon brünstig gewonnen hatte. Sein Tod war der, welcher eigentlich das Taufgeschenk eines jeden Menschen seyn sollte, nämlich das stille Einschlafen des ermüdeten Lebenswanderers, (marasma senile) welches die Verbindung mit der Thräne bei dem Erwachen des Menschen (bei der Geburt) versöhnend löset. — Den Streit zwischen Tod und Leben hatte Klopstock, ein irdischer Mittler, durch seinen Messias geschieden, und seine Todesstunde war ein entscheidender Beweis davon, daß das Gefühl des Dichters reine, hohe, poetische gehaltreiche Wahrheit sey.

Bei Klopstock fand es sich auch, daß der große Dichter erst späterhin seine Werthschätzung findet. Kaum war Klopstocks Geist hinüber gegangen zu den höhern Räumen des Lichts, so beeilte man sich, gewissermaßen aus einer Art von Beschämung für die Exequien, und Deutschlands Dichter können sich nicht rühmen, daß jemals der letzte festliche Zug in so feyerlichem Pomp begangen sey, als bei Klopstock! —

Das Leichenbegängniß war eines der feierlichsten und festlichsten, das jemals einem deutschen Dichter wurde. Hamburg und Altona vereinigten sich zu dem feierlichen Pomp. Die in Hamburg residirenden Gesandten, Consuln und Geschäftsträger, alle Ephoren

der beiden Städte, die Geistlichkeit und die Künstler folgten in hundert und sechs und zwanzig Wagen der Leiche zu ihrer Ruhestätte. Eine Ehrenwache von hundert Mann zu Pferd und zu Fuß begleitete den festlich-schweren Trauerzug, und unterdeß klagte von den sechs Hauptthürmen Hamburgs das volltönende Trauergeläut. Die Schiffe im Hafen hatten auch die Trauerflagge aufgesteckt, als der Leichenzug vorüber wallte, und hierdurch wurde das traurig-festliche Gepränge noch feierlicher. — Der Tag, ein heiterer Frühlingstag (22. März) war diesem schweren Pomp sehr günstig. — Auf dem Kirchhof zu Ottensen wurde Klopstock, seinem sehnlichen Wunsch gemäß, neben seiner Meta beerdigt. Stollberg schrieb, was auf den Marmor — der Erinnerung für Klopstock gezeichnet, gesetzt wurde. —

Saat von gott gesäet dem tage der garben
zu reifen

---

bei seiner meta und bei seinem kinde ruhet
FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCK
er ward geborn den 2 juli 1724
er starb den 14 märz 1803

---

deutsche nahet mit ehrfurcht und mit liebe
der hülle eures grösten dichters
nahet ihr christen mit wehmuth und mit wonne
der ruhestäte des heiligen sängers
dessen gesang leben und tod jesum christum pries
er sang den menschen menschlich menschlich
den ewigen
den mittler gottes unten am throne liegt
sein grosser lohn ihm eine goldne
heilige schaale voll christhränen

---

seine zweite liebende und geliebte gattin
johanne elisabeth setzte diesen
stein anbetend den der
für uns lebte starb begraben
und auferstanden ist

Eben so, wie über der Einschrift auf Meta's Stein neigen sich hier zwei Garben darüber, und die Religion, an seinen Aschenkrug gelehnt, und jen Himmel blickend, nimmt den mittlern Raum des Monuments ein. Sie ist horelief gearbeitet, in kavarischem Marmor, und als ein Werk der Kunst zu betrachten. Eine Linde und Rosengesträuch beschirmen und beschatten das Grab des hohen Sängers und seiner Meta. Einst (im August 1759) war Klopstock zu dem Grabe seiner Meta gepilgert, und er setzte sich selbst schon damals seine Grabschrift mit den Worten:

„Hesekiel 37. 4."

„Und siehe, da rauschte es; und siehe, es regte sich; und die Gebeine kommen wieder zusammen, ein jegliches zu seinen Gebeinen."

„Ich bin gekommen, meine Freundin, meine Geliebte, meine Gattin, den du so sehr liebst, und von dem du so sehr geliebt wirst. Aber aus diesem Grabe wollen wir mit einander auferstehn, du, meine Moller, und ich und unser Sohn."

Jenes Denkmal Klopstocks, ein Heiligthum der Nation, fand man am 3. September 1814 durch bübischen Frevel umgestürzt und zersplittert. Hamburg und Altona, denen der Besitz der irdischen Reste des nordischen Barden ein Palladium seyn darf, beeilten sich,

für die Wiederherstellung des Monuments zu sorgen, und am 2. Juli 1815 wurde es festlich wieder eingeweiht. Es bedarf nur einer Stelle aus der bei dieser Gelegenheit in der Kirche von Ottensen gehaltenen Gedächtnißrede, um dem Unkundigen eine Andeutung darüber zu geben, was Klopstock eigentlich als Barde seinem Geschlecht und dem kommenden Geschlecht der Germanen war. Der Redner sagt über ihn:

„Ein Lehrling der Griechen, den des Genius Blick, als er geboren ward, mit einweihendem Lächeln sah, verirrt doch sein Epos, wenn er herabsteigt von den Höhen des Sinai und Golgatha, sich nicht auf den Olymp und Helikon und zu Hella's und Latinus Heroen. Schweigen seine Saiten dem einigen Gotte, und der beseligenden Religion; so sind Vaterland, Kampf für Germaniens Freiheit und ihre Helden Gegenstände seiner Gesänge. Ein deutscher Mann, im hohen, ernsten Sinne des Worts entbrennt sein Zorn gegen den Deutschen, der nicht liebt das Vaterland, seine Sprache, seine Art und Sitte, und er zürnt dem Ueberschätzer des Auslandes. — Zorn — ruft er — blickt mein Aug auf den, es haßt mein Herz den, der sein Vaterland verkennt. Du bist des Vaterlands nicht werth, wenn du's nicht liebst, wie ich! — Was that dir, Thor, dein Vaterland? Dein spott' ich, glüht dein Herz dir nicht bei seines Namens Schall! — Verkennt denn euer Vaterland, undeutsche Deutsche! Steht und gafft mit blöder Bewunderung großem Auge das Ausland an!" —

„Verbesserer unserer, durch pedantischen Unge-

schmack, kleinlichen und ungelenksamen Zwang gestellten Sprache, ward er Schöpfer ihrer höhern und kraftvollern Redeform. Hier wirkte er, wie selbst das Ausland bekennt, was die menschliche Kraft eines einzigen zu übersteigen schien, und ohne Beispiel ist in der Geschichte der Wissenschaften. — Zu ihrer Urreinheit führte er unsere Sprache zurück, gab ihr den verlornen, gleichartigen Charakter wieder; benutzte tiefforschend ihre Sprachähnlichkeit mit den Mundarten der Alten, indem er nach klassischen Mustern die Wortversetzung ordnete; der Worte Fügung und Folge vervollkommnete; sie lehrte der Griechen schönes Geheimniß in Bildung aus eignem, reichhaltigen Urstoff gezogner, neuer Worte; und dann in kühnem und muthigem Kampf Roms Koryphäen besiegte durch gedrungene Kürze und Kraftfülle des Verses. So gab er Deutschland eine Nationalsprache, und diese stralende Hoheit, gedankenvolle Einfalt und dichterische Kühnheit. — Dann die Leyer des Dichters stimmend zum Wohllaut der Gesänge, verwarf er überflüßige Wiederholung von Mitlauten und Buchstaben, die ebenmäßige Vertheilung der Sylben und die periodische Rückkehr der Wortendigungen zur Bezeichnung des Schlußreims des Verses, woran die Kunstwerke der ältern Dichter sich banden. Ueberzeugt, daß mehr auf der Sylben Gewicht, als auf der Sylben Zahl, der wohlklingende Fall des Verses beruhe, unterwarf er den schwankenden Accent den Regeln einer strengen Prosodie, entwickelte und sichtete sein Grundwesen, und schrieb ihm Gesetze vor. In dem so errungenen Bewußtseyn, den Sprachwohlklang der Alten erreicht zu haben, überlieferte er denn, in einem, den Jünglingsjahren kaum entwachsenen Alter,

gleich kühn in Wahl seines Gegenstandes, wie in der Lehre der Dichtersprache dem zwiefach erstaunten Deutschland einen Epos, dessen Held, der Messias, und dessen Verse der Hexameter der Griechen und Römer waren.

„Für die Hochgesänge wählte sein Genius ein Silbenmaß, welches das gewaltige Feuer des Sängers bändigen sollte. In den, über jede seiner Oden gesetzte Tonzeichen, horchen wir den Barden der seine Harfe stimmt, und schon geht die Begeisterung, die ihn ergreift, über in die Seele des Hörers. Er überläßt sich dann dem Entzücken, das ihn erfüllt. Bald ist sein Rhythmus „Allers geflügelter Tanz auf dem Meerkristall;“ bald „ein Flug der Gna“ stolz schwebend durch Aethers Höhen; bald das Getöse gestürzter Wogen des Hebrus, wälzend mit Adlereil des Zelten Leyer und sein fliegend Haupt voll Bluts mit todter Stirn. — Nichts hält ihn auf; glühend, stürmend in seinen dem Vaterlande, der Freiheit und dem Kampf für sie geweihten Hochgesängen unterwirft der Flug seiner Gedanken sich Sprache und Silbenmaß und triumphirt selbst über die sich angelegte Bande. Mit gehaltenen Saiten dagegen schwebt wieder sein Lied groß und hehr, rührend und tröstend tönt seine Harfe, wenn er Gott singt und Natur und Tod und Unsterblichkeit.

„Sie ist dein, heiliger Sänger, Mann der Religion, der Tugend, des hohen Seelenadels! Heil Deutschland, daß du ihm gegeben wardst!“

Es gebührt sich, bei anerkannter Würde fast ei-

nes mehrern nicht, als dieser wohlgesprochenen Worte, um in scharfen Zügen das anzudeuten, was Klopstock Deutschland war, und für Jahrhunderte ihm bleiben wird.

Diesem genialen Kopfe ward es zu Theil, zu einer Periode sich erheben zu dürfen, wo das gelehrte Deutschland das Bedürfniß fühlte, der Formenmenschen, die es beherrschten, sich zu entheben, und mit Freude bemerkte man, wie Klopstock, der wie ein Meteor empor stieg, keiner Schuld sich anneigte, denn ein Genie geht seinen eignen Weg, sonst würde es nicht Genie seyn! — Allerdings war die Messiade für den jungen Dichter ein sehr gewagtes Unternehmen, und regte alle Schulen, selbst den Klerus gegen den Sänger auf. Bodmer, der von Zürch ab ein despotisches Wesen über die deutsche Literatur noch übte, wagte sich nicht öffentlich und laut an den verwegenen Sänger; um so mehr aber suchte er im Geheim ihm Abbruch zu thun, jedoch vergebens. Selbst Lessing, der sonst so freie Mann, obwohl er dem Kastengeist seiner Zeit sich noch nicht ganz entwinden konnte, war darüber unzufrieden, daß Klopstock ohne ihn zu befragen, einen neuen Versfall im Hexameter sich bildete. Er ließ den Anfang des „Messias" in lateinischer Uebersetzung erscheinen, ohnfehlbar, um den Kontrast mit den Klassikern zu zeigen; seine boshafte Neckerei führte Lessing sogar so weit, daß er die Uebersetzung in lateinischer Prosa gab. Der Versuch glückte aber nicht, und Klopstock blieb ruhig und ungetrübt durch diese literarischen Plackerein seiner mit dem Feuer eines herrschenden Genius ergriffenen Ansicht unwandelbar getreu, und

verfolgte sie mit entschiedener Festigkeit. Er beobachtete und verfolgte die Meinung, daß alle Schulen der Gelehrsamkeit unbeachtet bleiben müssen, daß das Volk sich nicht täuschen läßt durch Pedantismus, Schwerfälligkeit und Partheigeist, daß es vielmehr das Wahre, Ansprechende auffindet und rühmt — und der Erfolg rechtfertigte dieses sein Beginnen; ohne einer Schule anzugehören, ohne eine solche bilden zu wollen, stand er bald als angestauntes, bewundertes, hochgefeiertes Muster da!

Als Odendichter reißt Klopstock hin, und ist ein unerreichbarer Sänger, wie kaum die Hellenen eines solchen sich rühmen können; — erst spätere Jahrhunderte werden, wenn die deutsche Sprache ein Gegenstand des Studiums wird, diese Oden gebührend bewundern, und als classische Muster sie verzeichnen. Nur eine kleine Auswahl verwandter Geister zollte für diese Werke der Unsterblichkeit dem großen Sänger den Dank der Anerkennung; diese Oden, der Stolz des gelehrten Deutschland, wurden ihm von dem Verleger nur mit 1000 Rthlr. bezahlt. Doch, ein Genius wird nie einen Höckerhandel mit den Kindern seiner Laune treiben! — In seinen spätern Jahren war Klopstock mit der Sammlung seiner Werke, ihnen eine größere Gediegenheit zu geben, beschäftigt, und auch hierbei zeigte er sich mehr als Schriftsteller, denn als eigennütziger Alter, mehr als Dichter, denn als Handelsmann oder fein-bedächtiger Hauswirth. Dem Genie sind diese engen Sorgen des Lebens fremd, es erwartet, und darf erwarten; daß dieses enge Leben in den offenkundigen Ehrenrechten es unterstütze!

— Klopstocks geistliche Lieder, die er zu einer Zeit dichtete, als die fromme Begeisterung ihn ganz hingerissen hatte, konnten nie Volkslieder werden, konnten nicht allgemeine Ansprache finden, weil sie zu reichhaltig sind, in wenigen Worten zu große Fülle der Einbildungskraft und eine zu stille Tiefe der Andacht in sich enthalten. Begeisternd für Wenige, sind sie nicht ergreifend für das Allgemeine; doch, wie hätte ein so hoher Geist zu dieser Berechnung sich auch herablassen mögen!

— Wenn ihm auch nichts dem jetzigen Zeitalter heilig machte – denn für die kommenden Jahrhunderte bürgt sein Messias für die Unsterblichkeit des Dichters — so wären es seine herzergreifenden, den Volksgeist aufrufenden, die Deutschheit emporhebenden deutsche Bardengesänge! — Ehre, Germanien, den ersten deiner Skalden mit deiner höchsten Ehre!! —

Der Messias wurde sogleich vielfach in Deutschland nachgedruckt, und, sogar in todte Sprachen übersetzt; selbst mit einer Uebersetzung in das Griechische wurden Versuche gemacht. Die mehrfachen Uebersetzungen desselben in das Französische und Englische, sind bekannt; die italienische Uebersetzung dürfte vielleicht die gelungenste, die holländische aber die mindest entsprechende seyn; sogar in schwedischer Sprache erschien eine Uebersetzung. Die Oden sind um deswillen mehr ein ausschließliches Eigenthum Deutschlands geblieben, weil sie ihrer gedrängten Kürze und ihres unnachahmlichen Versbau's wegen sich kaum in eine fremde Sprache übertragen lassen. — Klopstock und Gleim, so sehr

beide auch in manchen andern Hinsichten entgegengesetzte Meinungen und Grundsätze hatten, waren doch ohnbedenklich die ersten, die mit Kraft und Ueberwindung großer Schwierigkeiten das Werk förderten, die deutsche Sprache zu reinigen, ihr Nationalwerth zu geben. Klopstocks Hermann war das geniale Kind seines Strebens nach der Ehrenrettung Deutschlands. —

Von Klopstocks Privatleben läßt sich im Allgemeinen wenig, im Kleinen sehr viel sagen. — Es bedarf keiner Anführung, daß er mit einem seltnen Genie begabt war; es spricht sich in jeder Zeile seiner Werke aus, denn er bahnte sich überall den eignen Weg, ergriff das Große mit noch größerer Kraft, und achtete nicht auf das Geschrei der Splitterrichter, die ihn häufig sehr verunglimpften. Er war sich dieses hohen Genius, der in ihm wohnte, wohl bewußt, aber er war nicht stolz darauf. Gern hörte er vielmehr die Urtheile anderer an; er selbst war nie absprechend in seinem Urtheil. Die Feder in der Hand, hatte er aber oft einen Hang zur Satyre, worüber er gegen seine Freunde sich beklagte, daß er ihn habe, und den er auch zu unterdrücken suchte. — Er sagt selbst von sich; daß er für einen Lehrstuhl und für anhaltende Beschäftigungen nicht tauge, und so sind denn auch seine Dichtungen als von dem Genius aufgefangene Feuerfunken zu betrachten. — Das interdum dormit Homerus! ist ihm nach den ersten drei Gesängen des Messias, die mit vollem Feuer des jugendlichen Sängers geschrieben erscheinen, zum Vorwurf gemacht, und erwägt man die Länge der Zeit, ehe er den Messias beendete, erwägt man die Episoden und von sich selbst

und seinen Verhältnissen entnommene Andeutungen in den spätern Gesängen, so sollte man allerdings fast auf die Vermuthung kommen, daß er stellenweise diese Gesänge invita Minerva! geschrieben habe. —

So wenig wie Klopstock Lust und Beruf fand, anhaltend, anstrengend mit einer Arbeit sich zu beschäftigen, so waren auch seine Kenntnisse vielseitig, weitumfassend, aber es ist zu erwarten, daß ein solcher Sänger nicht mit mühseligem Fleiße in die kleinen Fugen einer Wissenschaft einzudringen strebte. Die großen Ansichten faßte er schnell auf, und sie genügten ihm; er hatte überhaupt mehr Gefühl und eigne, schaffende Gewalt, als erworbene Gelehrsamkeit.

In der neuern Geschichte waren seine Lieblinge: Washington, Charlotte Corday, Lafayette und Alexander von Rußland; auch bei dieser Auswahl spricht sich sein Sinn für gemäßigte Freiheit aus. — Selbst über Kriegskunst wußte er vieles, und es fehlte wenig, so hätte er uns eine Geschichte der drei schlesischen Kriege geliefert. — Die französische Revolution in ihrem ersten Werden hatte sein ganzes Seyn ergriffen, und es ist zu beklagen, daß wir den größten Theil seiner über diesen Gegenstand entworfenen Gedichte nicht mehr besitzen; er verbrannte sie, als die spätern Zeiten ihn überzeugten, daß er für einen unwürdigen Gegenstand sich beeifert habe. —

In seinem Privatleben war Klopstock übrigens sehr sanft und zart, doch aber auch sehr fest. Daß ein solcher Mann der treueste Freund gegen erprobte Freunde

war, bedarf keiner Erwähnung. — Mäßig im Genuß, verschmähte er die Freuden des Mahls nicht. Einfach im Aeußern, machte er keine Ansprüche an Rang und Glanz. Einer kräftigen Gesundheit erfreute er sich bis in sein spätes Alter; er rechnete das auf die starken, anhaltenden Bewegungen, die er sich machte. — Noch bis in die letzten Tage seines Lebens behauptete er, daß seine frühere Jugendkraft ihn nicht verlassen habe, und es war eine rührende Freude, den an Allem Theil nehmenden Greis zu sehen. Was ihn einmal ergriffen hatte, wofür er sich einmal interessirte — und das war vielseitigen Umfangs — dafür interessirte er sich ganz. — So sah man ihn nicht leicht eifriger sprechen und seine Feder war nie mehr zugespitzt, als wenn er, der Sprachreiniger, mit der Schule der kantischen Philosophie es zu thun hatte. — Leben und Dichten war bei ihm eines, und er gehört nach seinem eigenen Geständniß zu den Dichtern, von welchen schon das Alterthum redet, denen im Traum, um Mitternacht ihr Genius am holdesten zulächelt. Viele von diesen Epigrammen, worin Klopstock seinen Unwillen ausdrückt, hat er selbst bei der Sammlung und Auswahl seiner Schriften unterdrückt. Manches in der Sammlung seiner Werke mit Aufgenommene ist glücklicherweise noch gerettet worden. Von diesem Dichter ist jedes Wort heilig. Es sey erlaubt, einige, auf das Gesagte Beziehung habende, gerettete Epigramme hieher zu setzen.

Kant.

Nehmt ihm, was lange bekannt, zu oft und bestimmter gesagt ist,
Nehmt's Unerklärbare mit, aber nun bleibt ihm auch nichts.

„O du Blinder, wie falsch, was zu sagen du wagtest.“ Ich habe
Gröblich geirrt, weil ihm eure Bewunderung bleibt.

Ursach und Schuld.

Mundart heißet die Sprache dem kennenden Adelung; Maulart
Lallt er zur Strafe dafür, wenn er sich lehrhaft ergießt.
Ist die Ursach an etwas schuld; so ist euch die Schuld auch
Ursach an etwas: er hat gleichwohl das erste gelallt.

An Fr. Schiller.

Ward dir Blickes genug, Darstellung von der Beschreibung
Rein zu sondern; so stehn weisere Dichter dir auf:
Stände, wofern du hinab zu den Hainen Elysiens walltest,
Und dort redetest, selbst Ilions Sänger dir auf.

Schreibakademien.

Dieser schreibt mit der Hand, und der mit der Faust; mit der Pfote
Das da, und preiset die Faust, aber bekrittelt die Hand.

Der Ruf und die Ehre.

Ruf ist ein Leben, das athmet der Mund des Schwatzenden; Ehre, das in dem Herzen des Edlern schlägt.

Diese wenigen Epigramme, welche zu einer großen Anzahl derer gehören, die Klopstock dem Publikum vorenthalten wollte, und die er nur als Gedankenspäne, als Unterhaltung mit sich selbst betrachtete, überzeugen davon, daß es dem frommen Sänger des Messias an sarkastischem Witz durchaus nicht fehlte. Er fühlte das Strömen der satyrischen Ader, aber er suchte diesen feindlichen, störenden Ton zurück zu halten, und so fand man ihn denn auch im Gesellschaftsleben durchaus nie satyrisch. — Fern von allem gelehrten Selbstdünkel erkannte er fremde Verdienste sehr gern an, und huldigte ihnen ohne alle Anmaßung. — Sein Verhältniß mit Wieland, welches in den spätern Jahren offener und freundschaftlicher wurde, ist ein sprechender Beweis davon.

Von Klopstocks Aeußern ein klares Bild zu geben, war in der That sehr schwer. Oft hat er dem Mahler, dem Bildner gesessen, aber das Feine, Liebliche, welches um Lippen und Mund ihm schwebte, richtig aufzugreifen in reiner Wahrheit, und eben so den stil-

len Ernst des Dichters, der ihn nie ganz verließ, und der wie ein Sonnengewölk um Stirn und Augen lag, zu mahlen und doch dabei nicht in das Verzerrte oder in das Matte überzugehn, das ist in der That keine kleine Aufgabe. Ein so großes, inneres Leben kann nur durch das Anblicken des ätherischen Strahls, der innnen wärmt und glüht, aufgegriffen, der Erinnerung überliefert werden. *)

Tröstend ist es, was der Dichter von der Hoffnung über dem Grabe sagt. Seine Ode „an Fanny" spricht sein frommes Vertraun aus, und sey sie hier das letzte Blatt in dem, dem herrlichsten der deutschen Dichter, in bescheidener Liebe gewundenen Kranz!

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge nun
Lang über meines Lebens Schicksal
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast,

Und still anbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinaufblickst, wenn mein ersungener Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne,
Und von der Liebe zu dir, Messias!

---

*) Von all' den vielen Gemälden fand sich Klopstock im Jahr 1780 in diesem, wovon ein schöner Kupferstich dieses Heft ziert, am besten getroffen. d. H.

Nun auch verweht ist, oder von wenigen
In jene Welt hinüber gestreut ward:
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und deines Auges

Stillheit'res Lächeln, und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen, wenn du vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Des Nachruhms werther als ein unsterblich Lied,
Ach wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich, geliebt hast, laß den Stolz mir,
Einen Beglücktern, doch nicht Edlern!

Dann wird ein Tag seyn, dann werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag seyn, dann wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Dann wägt die Waagschaal' in der gehobenen Hand,
Gott, Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonieen!

Wenn dann du dastehst, jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir! säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse,
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen! *) Dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen

Und dich umarmen! dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.

Rinn unterdeß, o Leben. Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Zypresse ruft!
Ihr andern, seyd der schwermuthsvollen
Liebe geweiht! und umwölkt und dunkel!

---

*) Die Auseinandersetzung, wie Fanny's Bruder dem Verhältniß zwischen ihr und Klopstock störend war, gehörte nicht in eine Biographie, die das rein-historisch sich aussprechende Interesse geben soll.

Man kann übrigens nicht genug Einzelnheiten, welche zuletzt ein ganzes Gemälde von dem großen Dichter der Nation geben, aufführen. — Klopstock war munter und aufgeweckt; er scherzte gern, behielt aber dabei immer eine gewisse Würde, so daß er den Scherz nie zu weit trieb, und sein Spott war auch nie bitter. Gerade, wie er war, konnte er mit Vornehmern nie in eine nahe Bekanntschaft kommen. — Er zog sich immer von ihnen zurück, weil er die Herablassung als eine Gnade, die ihm widerfuhr, betrachtete, und dieses Wort war ihm gehässig. — Dagegen machte er gern mit ganzen Familien — und jemehr Kinder dabei ihn umschwärmten, desto besser — Streifzüge auf das Land, und hier konnte er mit den Kindern zum Kinde werden. — Noch in den spätesten Jahren erinnerte er sich mit besonderm Vergnügen seines Aufenthalts auf dem Gute des Grafen Holk, zu Eckhof, in dessen nachher verwildertem Park er unter einer von ihm gewählten Bragorseiche einen Altar ordnete, und die noch stehende Einschrift an derselben aufzeichnete.

Mit dieser Einschrift werde Klopstocks Biographie beendet. Sie lautet also:

„Einen Becher der Freude hat in der Rechten, der Linken
„Einen wüthenden Dolch die Einsamkeit, reicht dem Beglückten
„Ihren Becher, den Leidenden reicht sie den wüthenden Dolch
hin!“

An alle Buchhandlungen Deutschlands ist vor kurzem folgende merkwürdige Schrift versandt worden und daselbst zu erhalten:

Wetterfahnen.

Freimüthige Blätter für Fürst und Volk.

Ein Journal in zwanglosen Heften.

Erstes und zweites Heft.

Der Inhalt dieser beiden Hefte ist folgender:

Erstes Heft.

I. Die Wetterfahnen.

II. Portugals Verhältniß gegen Europa.

III. Ueber den Bundestag der Deutschen in Frankfurt.

IV. Die Grundsätze des Berliner Hofes in Ansehung der höchsten Gerechtigkeitspflege in Deutschland; oder die neuesten Actenstücke in dem Reichsgerichtlichen Prozeß des Freiherrn von Berlepsch wider die Königliche Hannöversche Regierung und die Kalenberg-Göttingische Ritter- und Landschaft zu Hannover.

V. Eine Stelle aus einer Predigt des Pater Abraham a Santa Clara in Rom, über die Würde der deutschen Frauen.

VI. Einige Worte über künstliche Theurung.

VII. Der Koch und die Köche.

VIII. Nachrichten von neuen Karrikaturgemälden.

Zweites Heft.

I. Ansichten von Nordamerika.

II. Frankreichs jetzige Lage.

III. Die afrikanischen Freistaaten.

IV. Befürchtungen und Hoffnungen deutscher Literatur.

V. Letzter Brief eines Selbstmörders aus politischer Schwärmerei.

VI. Ueber die Aufnahme der aus Frankreich Verbannten.
VII. Ansichten von Oestreich.
VIII. Schreiben an einen Finanzminister.
IX. Der Hofstaat Ludwigs XVIII.
X. Nachrichten von neuen Karrikaturgemälden.

Buch, das schwarze, des französischen Kaiserhofes. Eine Darstellung und Beleuchtung der Handlungen und Verbrechen, welche durch Napoleon und seine Gehülfen verübt worden sind. Dritte verm. und verb. Auflage. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

(Wir halten uns um so mehr berechtigt, diese Schrift als wichtiges Aktenstück zu empfehlen, da bereits mehrere kritische Blätter ihren Werth anerkannt haben).

Carl und Hermine, oder Liebe und Täuschung. Ein Warnungsspiegel für Mütter und ihre Töchter. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

(Eine interessante, aus dem wahren Leben gegriffene Erzählung, welche eben so belehrend als anziehend ist. Man findet in dem Ton des Ganzen einen Schriftsteller, der, rühmlichst bekannt, mit großer Lebendigkeit schrieb und Wahrheit in das Gemälde legte).

Cramer, F., Gedichte. 12. geh. 12 Gr.

(Diese kleinen Gedichte, voll Sinnigkeit und Zartheit, voll reiner Melodie und Ansprache, zieren die Toiletten der höhern Welt und werden auch den Musikliebhabern ein willkommenes Geschenk seyn).

Feldzug, abentheuerlicher und wunderbarer, eines jungen Kosackenofficiers. 8. 22 Gr.

(Wer Antheil an den Geschichten der Zeit nimmt, wird dieses Büchlein, dem eine wahre Geschichte zum Grunde liegt, nicht unbefriedigt aus der Hand legen).

Frantz, K. W., Vorschläge zur Verbesserung des musikalischen Theils des Cultus. 8. 5 Gr.

(Herr Prediger Frantz hat in dieser kleinen Schrift die Erfüllung eines Bedürfnisses in Anregung gebracht, durch deren Versäumniß der Vollständigkeit und Feierlichkeit des öffentlichen Kultus noch viel abgeht).

Gesellschaftsbüchlein, neuestes, für frohe Zirkel. Enthaltend die besten Lieder von Schiller, Voß, Langbein, Göthe, Tiedge, Theod. Körner, Matthisson u. a. m., und die vorzüglichsten Scherz- und Pfänderspiele. Nebst einem

Anhange der auserlesensten Karten- und anderer Kunststücke. 1ter und 2ter Theil. Vierte verb. u. vermehrte Auflage. 8. geh. jeder Theil 9 Gr.

Dessen 3ter Theil, die beliebtesten Räthsel, Charaden rc. enthaltend. 8. geh. 9 Gr.

(Dies Büchlein entspricht seinem Titel ganz und ist bereits seit vielen Jahren mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen worden. Vorliegende vierte Auflage hat durch die Aufnahme der beliebtesten Gesänge eines Theod. Körner rc. und vorzüglicher neuer Gesellschaftsspiele einen bedeutenden Zuwachs gewonnen).

Gleim, Emilie, Weihestunden froher Geselligkeit. Eine Sammlung von Räthseln, Charaden und Logogriphen der besten Schriftsteller Deutschlands. 8. geh. 9 Gr.

(Jedem gesellschaftlichen Kreise wird diese kleine Schrift willkommen seyn und die angenehmste Unterhaltung gewähren).

Happich, K., neue Exempeltafeln zur Uebung in den vier Grundrechnungen. Ein noch unbenutztes Hülfsmittel für Lehrer in Volksschulen. Mit großen, zwei Zoll hohen Ziffern. gr. 8. 16 Gr.

(Mit Vergnügen machen wir die Lehrer in den Elementarschulen auf diese neue, doctrinelle und leicht faßliche Zusammenstellung aufmerksam. Die Zifferntafeln sind so groß, bestimmt und schön abgedruckt, daß sie, im Schulzimmer angeschlagen, ohne Mühe von den Kindern gesehen werden können. Das ganze Werkchen ist eben so faßlich, als lehrreich, und füllt eine große Lücke in den Elementarschulen aus).

Hildebrandt, C., die Colonie auf St. Helena. Ein Roman in 2 Theilen. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Derselbe, der achtzehnte October, oder das eiserne Kreuz. Ein Roman in 3 Theilen. 8. 3 Rthlr. 12 Gr.

(In keiner Leihbibliothek sollten diese beiden höchst interessanten Romane fehlen, für deren Werth übrigens der Name des, durch seine frühern Schriften bereits längst rühmlichst bekannten Herrn Verfassers, hinlänglich bürgt).

Ignez und Leonelli, eine spanische Geschichte. — Lorenza, oder das Unschuldsopfer aus Kindesliebe. — Adelaide und Adelbert, ein Feenmärchen. — Franziscus, oder die Mitter[illegible]stunde im Klostergarten. Neue Ausgabe. 8. 18 G[illegible]

(Di[illegible] angenehmen Erzählungen, im Novellenton geschrieben, sind [illegible] dazu geeignet, einen angenehmen Zeitvertreib in den langen Winterabenden zu gewähren).

Leuchtkugeln. Ein Journal in zwanglosen Heften. 1 — 8 Heft. 8. à Heft 18 Gr.

(Dieses Journal enthält mehrere, die Zeit und ihre Umwälzung betreffende Aufsätze, worin mit großem Scharfblick und mit noch größerer Sachkenntniß über Politik, Staatsökonomie u. s. w. gesprochen ist. Besonders anziehend sind die Andeutungen für die Zukunft, die satyrischen Launen und die sarkastischen Epigrammen, welche leztere vor allem der Vergessenheit entzogen zu werden verdienen).

Magazin der Biographien denkwürdiger Personen der neuern und neuesten Zeit. Ein historisches Journal in zwanglosen Heften. Herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten. 1. Bandes 1s Heft, enthält: 1. Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg und Oels. 2. Luise, Königin von Preußen. 3. Theodor Körner. — Mit 1 Kupfer. gr. 8. 1 Rthlr. — 1. Bandes 2s Heft enthält: 1. Andreas Hofer. 2. Iffland. 3. Moreau. gr. 8. 1 Rthlr. — 1. Bandes 3s Heft enthält: 1. Bülow von Dennewitz. 2. Nelson. 3. Wieland. gr. 8. 1 Rthlr.

(Diese Gallerie ist rein historisch, dem Partheigeist, der Laune des Augenblicks entfremdet, und da lebende Personen, deren Character und Schicksal noch nicht der Welt offen und rein dargelegt werden dürfen und können, hier nicht abgehandelt werden, so ist das Ganze, als ein rein historisches Werk, jeder Bibliothek zu empfehlen).

Malinowsky, v., Elementarbuch der Insectenkunde, vorzüglich der Käfer. Nebst einer Anweisung, die Insecten zu erkennen, zu bestimmen, zu finden, aufzuspießen, zu

sammeln, zu stellen, aufzubewahren und zu versenden. Ein Geschenk für kleine Insectensammler. 8. geh. 1 Rthlr.

(Für die Jugend ein sehr angenehmes, unterrichtendes Buch. Das jetzt angenommene System der Klassification ist beobachtet und besonders nützlich sind die angegebenen Regeln über Aufstellung und Aufbewahrung der Insecten. Neue Bemerkungen sind dabei überzeugend vorgetragen.)

Meineke, J. J. F., die Verskunst der Deutschen, aus der Natur des Rythmus entwickelt, in Vergleichung mit der griechisch-römischen. Zum Schulgebrauch, wie auch für Liebhaber der Dichtkunst und Musiker.

(Der Verfasser hofft durch diese Schrift, dessen zweiter angewandter Theil Ostern 1817 erscheinen wird, ein Bedürfniß zu befriedigen, das mancher Schulmann, der Dichter zu erklären hat, so wie mancher Jüngling, der sich ganz in dem Geist eines Gedichts, welcher sich nicht bloß in der Materie, sondern auch in der, bei allen guten Dichtern, nichts weniger als willkührlichen oder bloß zufälligen, Form, ausspricht, hineinstudiren will, ungern empfunden haben mögte. Alle großen Dichter haben auf den Bau ihrer Verse eben so große Sorgfalt verwandt, als auf Gedanken und Ausdruck, weil ein fehlerhafter Versbau dem Ohre eben so unleidlich ist, als Mißtöne in der Musik. Die Regeln, welche sie dabei befolgten, sind in dieser Schrift angegeben, und aus den Gründen entwickelt, worauf sie beruhen).

Müller, H., der neueste deutsche Jugendfreund, oder Erzählungen für Knaben und Mädchen, zur Ausbildung ihres Verstandes und Herzens. 2 Theile. 8. geh. 1 Rthlr.

(Liebliche Erzählungen, welche dem Erzieher sowohl, als dem Kinde erfreuliches Geschenk seyn werden).

Derselbe, Friedensbüchlein. Eine Schrift fürs deutsche Volk. Mit erläuternden Geschichten. 8. 14 Gr.

(Eine sinnige, für Zeit und Zeitgeist uns gegebene Schrift, die der Volkspädagogik durchaus nicht entgehen dürfte).

Derselbe, Paulowna, oder das unglückliche Mädchen im Todtengewölbe unter dem brennenden Moskau. Ein

Schaudergemälde aus dem französisch-russischen Kriege 3 Bände. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

(Dieser, sehr anziehend geschriebene Roman, dem viel Historisch-Wahres im Urstoff zum Grunde liegt, führt uns in die Kriegsgeschichte der neuern Zeit leicht ein; er ist um so anziehender, weil einige, schauderhaft schön geschilderte Scenen aus Urkunden aus der Geschichte geschildert sind. Daher ist dies Buch als historisches Denkmal zu betrachten).

Nagel, J. F. G., Gedichte. 8. geh. 14 Gr.

(Eine Sammlung von Gedichten, die, in neuem Geschmack gegeben, wohlklingend und ansprechend sind. Besonders gefällt der Dichter in dem Romanzen- und Balladen-Ton. Diese Sammlung besteht nicht bloß in Versuchen; der Herr Verfasser ist schon früherhin rühmlichst bekannt geworden).

Nicolai, Carl, Ueber Selbstkunde, Menschenkenntniß und den Umgang mit Menschen. 2 Bde. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

(Der außerordentliche Beifall, mit welchem diese Schrift aufgenommen worden, beurkundet ihren Werth bereits hinlänglich. „Mit vollem Recht," sagt ein Recensent, „dürfen wir selbige den geehrten Werken eines Knigge nicht nur zur Seite stellen, sondern selbst behaupten, daß sie unserm gegenwärtigen Zeitgeiste in vieler Hinsicht angemessener ist, und es wäre zu wünschen, daß selbige jede Privatbibliothek zierte." Dieses Werk eignet sich ganz vorzüglich zu einem angenehmen Weihnachtsgeschenk).

Derselbe, Umgangsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts. 8. 2 Bde. geh. Ord. Ausgabe 2 Rthlr. 6 Gr. Velinpapier 2 Rthlr. 20 Gr.

(In gedrängter Kürze giebt der Herr Verf., der als Schriftsteller im Gebiet der praktischen Philosophie sich bereits besonders ausgezeichnet hat, hier alle die feinen Regeln, deren das weibliche Geschlecht nach seinen verschiedenen Altersstufen und Verhältnissen bedarf. Das viele Neue, welches man in diesem Buche findet zeigt von vielseitiger, großer Kenntniß der Welt und von scharfer Beobachtungsgabe. Der Inhalt rechtfertigt durchgehends den Titel und ist befriedigend und sehr belehrend. Es ist ebenfalls zu Weihnachtsgeschenken zu empfehlen).

Nicolai, C., Erzählungen, Schwänke und Launen, 2 Bde. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

(Der Verfasser der Sonntagsnovellen und Festtagslaunen erfreut uns durch diese, theils mit lockerer, theils mit ernster Laune geschriebenen, durchaus originellen Erzählungen mit der Erfüllung seines Versprechens, „dem allgemeinen Beifall des Publici entgegen kommen zu wollen.“

Derselbe, Gemälde des weiblichen Lebens. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

(Ein edler, schöner, einfacher Styl. In leicht hingeworfenen Erzählungen ist hier so viel Wahres, Lehrreiches gesagt, daß diese Erzählungen, der Vorrede gemäß, ansprechend und belehrend seyn sollen).

Derselbe, die Riesensteinburg, oder deutsche Frauenwürde. Ein hist. rom. Gemälde der Vorzeit. 2 Bände. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

(Ein angenehm geschriebener Roman. Die Entwickelung leitet sich aus einer sehr schönen, neuen, in ein glänzendes Gewand gekleideten psychologischen Ansicht her).

Derselbe, Wilhelm der Eroberer, dramatisch bearbeitet. In zwei Abtheilungen. Mit 1 Kupfer. gr. 8. 1 Rthlr. 20 Gr.

(Der historische Stoff ist mit einer Genialität behandelt, die an Shakespeare erinnert. Das ganze Genie des Verfassers scheint in diesem sehr schönen dramatischen Gedicht zu liegen und bei diesem Genie ist die große Kenntniß der Alten, die neuern Dramaturgen und die schöne Diction zu bewundern).

Rußlands und Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosenherrschaft, unter Napoleon Buonaparte, in den Jahren 1812 --- 1815. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für die Jugend bearbeitet, 1ter Theil. 8 geh. 20 Gr.

(Dieses Werkchen ist von einem beliebten Schriftsteller für die Jugend geschrieben, der die nähern Verhältnisse jenes Rettungskrieges kannte; es ist instructiv und faßlich geschrieben, und es sollte eigentlich jeder Erzieher das heranwachsende, aufblühende Menschenalter der Germanen genau von dem unterrichten, was in dem Trimester 1812 — 15 geschah).

Seneka, L. A., Ueber das Verhältniß der wissenschaftlichen Bildung zur sittlichen, oder dessen 88ster Brief, übersetzt und erläutert von Dr. C. G. W. Lehmann. 8. 6 Gr.

(Dieses, von großer Gelehrsamkeit zeigende Programm, ist ein interessanter Beitrag für die elegante Philologie).

Wundergeschichten und Legenden der Deutschen. 2 Theile. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

(Ohne Fouqué nachzuahmen, hat der Herr Verfasser das Anziehende des Stoffs für Legenden glücklich aufgefunden. Diction und Sprache ist anziehend. Die Auswahl des Stoffes für diese Legenden ist sehr gut getroffen).

Mit obigen Büchern sind, außer allen übrigen Buchhandlungen Deutschlands, unten stehende vorzugsweise mit größern Vorräthen versehen und in selbigen sogleich zu erhalten:

Amsterdam, bei Herrn Müller et Comp. und Herrn Sülpke.
Basel, in der Administration der Flickschen Buchhandlung.
Berlin, Herrn Stuhr und Nicolaische Buchhandlung.
Bremen, Herrn Heyse und Herrn W. Kaiser.
Breslau, Herrn Wilh. Gottl. Korn.
Cöln, Herrn Kommerskirchen.
Copenhagen, Herrn Brummer, Herrn Ludewig und Herrn Bonnier.
Dresden, Walthersche Hofbuchhandlung und Herrn Arnold.
Elberfeld, Herrn Büschler.
Frankfurt a. M., Herrn Boselli.
Halberstadt, Büreau für Literatur.
Hamburg, Herrn Perthes und Besser.
Hannover, Herrn Gebr. Hahn und Helwingsche Hofbuchhandlung.
Königsberg, Herrn Unzer und Nicolovius.
Lübeck, Herrn von Rhoden.
London, Herrn Bothe.
Liegnitz, Herrn Kuhlmey.
Magdeburg, Herrn Heinrichshofen.
Mainz, Herrn Kupferberg.
Mannheim, Herrn Löffler.
München, Herrn Lindauer.
Paris, Herrn Treuttel und Würz.
Pesth, Herrn Hartleben und Herrn Kilian.
Petersburg, Herrn Pluchart.
Reval, Herrn Kosegarten v. Kieter et Sohn.
Riga, Herrn Deubner et Treuy und Herrn Meinshausen.

Sondershausen, Herrn Voigt.
Stralsund, Regierungs-Buchhandlung.
Tübingen, Herrn Laupp.
Wien, Herrn Schaumburg et Comp. und Herrn Gerold.
Wilna, Herrn Prof. Moriz Buchhandlung.

Zugleich macht die unterschriebene Buchhandlung schon jetzt ein resp. Publicum auf ein Werk aufmerksam, welches zur nächsten Ostermesse 1817 erscheinen wird, unter dem Titel:

Geschichte der Erfindungen von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit.

In alphabetischer Ordnung.

Von

J. A. Donndorff,

Bürgermeister in Quedlinburg, Inspector des Gymnasiums daselbst, mehrerer Academien und gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Vier Bände. gr. 8.

Der in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Name des Herrn Verfassers bürgt für die Güte dieses Werks genugsam, und die Verlagshandlung wird Sorge tragen, daß dies Werk, welches in 4 starken Bänden in gr. 8vo eng auf schönem weißen Papier gedruckt wird, schon zur Ostermesse

ganz complett erscheinen kann, damit das resp. Publicum nicht mit lang dauernden Fortsetzungen gequält werde. Obige Buchhandlungen nehmen deshalb schon jetzt Bestellungen darauf an.

Quedlinburg und Leipzig, Bassesche Buchhandlung.

Magazin
der
Biographien
denkwürdiger Personen
der
neuern und neuesten Zeit.

Ein
historisches Journal in zwanglosen Heften.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Zweiten Bandes zweites Heft.

Quedlinburg 1816,
bei Gottfried Basse.

I.

Kutusow.

Vox populi, vox Dei!

Prov.

Kutusow.

Fürst Kutusow von Golenitschef-Smolenskoi, zuletzt kaiserlich-rußischer Feldmarschall, Ritter des St. Andreas Ordens und anderer hoher Orden, hat sich selbst eine Trophäe gesetzt, welche vielleicht einzig in ihrer Art seyn mögte. Er ist bekannt und gerühmt worden in den Geschichten der neuesten Zeit, und kann, mögte man sagen, die Säule, der alte Berg genannt werden, an welchem das schwarze Ungewitter, welches von Frankreich daherzog, hangen blieb, sich schied, und in Wasser sich auflösete. — In Zeiten der dringendsten Gefahr des Vaterlandes, wo die Volksthümlichkeit in Gefahr ist, begehrt und sucht das Volk seinen Retter, und selten täuscht es sich in dieser Wahl der äussersten Noth. Vertrauend folgt es ihm, und entwickelt so

eine neue, frische, den Feind zermalmende Kraft. Der Mann, der durch Alter, Rang oder Nepotismus an die Spitze der Haufen gestellt sich fand, mag in Zeiten der Ruhe wohl gelten; verlassend und verlassen verliert er sich aber in dem allgemeinen Strom in Zeiten großer Gährung, und die Geschichte erinnert sich des Worthelden noch kaum, dem es an Thatkraft, an der Gewalt, das Volk zu begeisten, fehlt. Wenn aber in dem letzten Befreiungskriege Europa's von dem Druck der Herrschaft Napoleons, die schwer auf ihm lastete, ganz Rußland zum Führer, zum Retter des Vaterlandes, den Fürst Kutusow begehrte, den hochbetagten Greis, als Frankreichs und seiner Verbündeten Schaaren die russischen Linien durchbrochen hatten, der kühne Feldherr, Napoleon, bereits in Moskau, dem alten Hauptsitz der Czaaren, tief im Herzen des ungeheuren Reichs den Frieden zu dictiren beschließen durfte; wenn die Regierung in der äußersten Verlegenheit diesem allgemeinen Begehr nachgab, und dem alten Krieger mit liebkosenden Worten schmeicheln mußte, damit er wieder im Felde sich zeige; wenn dieser hochbetagte Greis das Schwerdt umgürtete, sich an die Spitze der Armeen stellte und durch seines Namens Ruf das ganze Land mit neuer Kriegslust erfüllte, und zu fast fabelhaften Siegen führte; — dann dürfen wir wohl den Früst Kutusow unter die ersten Helden des Jahrhunderts stellen!

Michaila Lowionowitsch Golonitschew Kutusow ist von alt-russischem Adel, und im Jahr 1745 geboren. Schon früh und zwar im Jahr 1759 trat er in den Kriegsdienst der rußischen Armee, und wurde

in den Linientruppen als Korporal angestellt. Im Jahr 1761 war er bereits Officier. — Ob er an dem russischen Märschen in den letzten Jahren des dritten schlesischen oder siebenjährigen Krieges noch mit Theil genommen habe, darüber sind die Lesarten verschieden. Die richtigere Angabe ist die, daß Kutusow damals bei der activen russischen Armee in Preußen stand; denn er sprach noch in seinem letzten Jahren von diesem Kriege, als wenn er dabei gewesen seyn müsse, und die Kriegsbewegungen König Friedrich des Zweiten von Preußen waren sein großes Studium. Eine besondere Gelegenheit, sich hier im Felde auszuzeichnen, konnte er übrigens nicht gehabt haben, da in den letzten Jahren dieses merkwürdigen Krieges die russische Armee mehr Zuschauer als selbstthätig war.

Langsam stieg er empor, keine Stufe überspringend, keinem blinden Glückszufall in seinem langen Leben etwas verdankend, und daher wußte er denn auch in spätern Jahren jedes Verdienst zu würdigen, und an seinen rechten Platz zu stellen. In den Feldzügen gegen Pohlen in den Jahren von 1764 bis 1769 finden wir ihn, und dann focht er gegen die Türken unter Romanzow Sadanoiskoy.

Sein musterhaftes Betragen, sein Kriegessinn und Kriegeslust erwarben ihm bald Auszeichnung. Schon im Jahr 1773 war er Befehlshaber eines kleinen Korps, und mit diesem Korps half er in dem Kriege gegen die Türken die Festung Schiumla stürmen. Er bewies sich hierbei persönlich sehr tapfer, und verstand, diesen

Geist der Tapferkeit seinen Untergebenen mitzutheilen; er erregte daher immer mehrere Aufmerksamkeit.

Die großen Ansichten des Krieges lernte er erst unter Potemkin, und besonders unter Suwarow, diesem ruhmwürdigen russischen Feldherrn, der nicht unter den Sternen geboren war, welche sein ausgezeichnetes Kriegstalent am Himmel glänzen zu sehen, erwarten durfte, kennen, und hier hatte er Gelegenheit sich auszuzeichnen. — In diesem Kriege war er bei den Gefechten von Turtulay, von Hirsow und von Koslubje. — Mit Suwarow ging er nach Uralsk, wo der Rebell Pugatschew einen, den Thron beunruhigenden Aufruhr angezettelt hatte. In diesem schweren, kleinen Kriege zeigte Kutusow viel Entschlossenheit, Besonnenheit und Feldherrngaben. Als im Jahr 1788 die türkische Festung Otzakow, am Einfluß des Dnieper in das schwarze Meer gelegen, mit stürmender Hand von den Russen genommen wurde, — ein Sturm, wo man nicht weiß, ob man mehr die heroische Wuth der Stürmenden, oder die entschiedene Tapferkeit der Vertheidiger bewundern soll — war Kutusow mit seiner Schaar einer der ersten, der in die unglückliche Stadt, welche allen Greueln der Erstürmung Preis gegeben wurde, hineindrang. — Suwarow war bei der Eröffnung des Türkenkriegs (1787) General-Gouverneur in der Krimm, und vertrieb die Türken, welche 7000 Mann stark bei Kinburn gelandet waren, nachdem der unter Suwarow kommandirende General Roel schwer verwundet war. Suwarow selbst wurde bald nicht minder verwundet, erhielt sich aber im Gange des Sieges den Oberbefehl, und ließ nicht eher nach, bis alle Türken erwürgt, oder in das

Wasser gesprengt waren. Eher wollte er von der Anlegung eines Verbandes nichts wissen. — Gleich darauf erhielt er den Oberbefehl über die Flotte im schwarzen Meer. Bei der Belagerung von Otzakow befehligte Suwarow den linken Flügel der Armee, und unter ihm diente Kutusow. Die Ausfälle der Türken waren furchtbar. Man wußte nicht, was mehr zu rühmen und zu fürchten sey, ob die Tapferkeit, Kühnheit, und ruhige Berechnung, oder die Kraft, Verzweiflung und stille Hülfe der Belagerten. Suwarow, Kutusow's Kriegesheld, schied von dem Schauplatz, denn eine feindliche Kugel hatte bei einem Ausfall ihn gefährlich am Halse verwundet, und der Held in so vielen Gefechten ließ sich nach Kinburn übersetzen, um sich von seiner Wunde nur nothdürftig heilen zu lassen Ein Pulverwagen, welcher dort aufflog, brachte sein Leben noch in große Gefahr.

Bei dem Sturm von Otzakow (den 18. August 1788) bekam Kutusow eine Wunde ganz besonderer Art. Der Tod, welcher hier an der Lebenslinie bei ihm vorbei ging, schien den Mann, der von dem großen Fatum noch zu großen Zwecken bestimmt war, nicht erreichen zu dürfen. Eine Flintenkugel flog ihm nämlich an der rechten Seite des Kopfes durch den Schlaf, und ging auf der linken Seite des Kopfes wieder durch, ohne daß die erhaltenden Lebensgefäße zerstört worden wären. Der Verlust des rechten Augen war eine Folge dieser Schußwunde. Kutusow wurde aber bald geheilt, und daß er schnell im Felde sich wieder zeigte, war ein sprechender Beweis seiner Kriegeslust, seines tapfern Sinnes. — Diese wunderbare Erhaltung des Generals

war es auch, welche das Volk glauben machte, er sey ein Liebling des Himmels, welcher zu höhern Zwecken noch erhalten werden solle.

Unter dem tapfern Suwarow, in Verbindung mit dem östreichischen Generalissimus, Prinz von Koburg, half er den Sieg von Foksan gegen die Türken erfechten, und eben so focht er unter Suwarow und Koburg am 31. December 1789 in der blutigen Schlacht von Rimnik; diese Schlacht war eine der blutigsten und entscheidendsten des ganzen Türkenkrieges, und erwarb dem russischen Feldmarschall Suwarow von seiner Kaiserin den Beinamen Rimnisky und den Rang eines Reichsgrafen. — Kutusow zeichnete sich nun unter Suwarow besonders aus bei Erstürmung der Festung Ismail. Die Türken hielten dieses Bollwerk für unüberwindlich, und die Russen, diese bekannten, gefährlichen Festungsstürmer, wagten sich daran. Tapfer war die Vertheidigung der Türken in der Festung, und nach den glaubwürdigsten Berichten ließen die Russen über 20000 Mann unter den Wällen der Festung todt liegen. Endlich, nachdem der Sturm vielfach abgeschlagen war, wurden die Wälle mit dem Säbel in der Faust erstiegen, und die Russen, ergrimmt über einen so hartnäckigen Widerstand, Rache suchend für ihre unter den Wällen gefallenen Brüder, säbelten fünf und zwanzig tausend Mann der Besatzung nieder. Auch die wehrlosen Einwohner wurden nicht geschont, und nur eilftausend Menschen in der Stadt überlebten diesen blutigen Tag. Seit der Eroberung von Magdeburg durch Tilly hatte Europa von einer solchen Kriegeswuth nichts vernommen, und dieser schreckliche Tag war nicht

dazu geeignet, den Helden des Tages, Suwarow, in dem gebildeten Europa zu erheben. Seine Monarchin erhob aber ob dieser That mit Recht ihren Feldherrn, und eben so wurde Kutusow, der bei dem Erstürmen der Festung Ismail der Tapfersten einer gewesen war, bald darauf zum Generallieutenant erhoben, und befehligte von jetzt an ein besonderes Korps. — Nun konnte er sich freier bewegen, und eröffnete seine Feldherrnlaufbahn damit, daß er die Türken bei Monastywischtsche auf das Haupt schlug. — Als bald darauf der Frieden mit der Pforte unterhandelt wurde, nahm Kutusow hieran sehr thätigen Antheil, und zeigte große Talente, Gewandheit und Thätigkeit im diplomatischen Fach. Geehrt und geachtet von der Regierung, geliebt von seinen Untergebenen kehrte er heim.

Der Friede war aber von kurzer Dauer. Die französische Revolution hatte auch Polen mit dem Freiheitsschwindel angesteckt, und in dem unpolitischen Kriege Rußlands, Preußens, Oestreichs gegen die polnische Republik, stand Suwarow wieder an der Spitze der russischen Occupations-Armee. Kutusow, der 1793 als russischer Großbotschafter nach Konstantinopel gegangen und hier mit der besondern Auszeichnung, welche der Person gelten sollte, aufgenommen war, nahm auch an diesem furchtbaren polnischen Kriege Antheil. Besonders blutig war nämlich, — denn wenn das Blutpanier aufgepflanzt war, so kannte Suwarow keine Schonung! — die Einnahme von Praga, der stark befestigten Vorstadt von Warschau am 4. November 1794. — Alle Stürme waren von den tapfern Polen abgeschlagen, aber Suwarow wollte so vieles Blut nicht

umsonst geopfert haben. Den bloßen Säbel im Munde erklimmten die Russen mit ihren Bajonetten die Verschanzungen, und hieben, als sie im innern Raum waren, in Zeit von vier Stunden 13,000 Feinde nieder. Außer diesen Schlachtopfern nordischer Wuth und Grausamkeit hatten sich viele der unglücklichen Einwohner des schönen Praga über die Weichselbrücke nach Warschau retten wollen; zweitausend derselben stürzten bei dem großen Gedränge von der Brücke, die ihrer Geländer beraubt war, herab in die Weichsel, und wurden eine Beute des rauschenden Stroms. — An diesen Schreckensscenen eines, von beiden Seiten mit großer Erbitterung und Grausamkeit geführten Krieges, nahm Kutusow nicht geringen Antheil, und während er, Suwarow vor Augen habend, immer mehr die Liebe und das blinde Vertraun des Soldaten gewann, hob auch die Regierung ihn immer mehr und mehr hervor. Er hatte den Oberbefehl über die erste Division der Armee von der Ukraine, und dieser Division wird besonders die Einnahme von Warschau zugerechnet.

Gleich darauf führte er das Generalcommando in Finnland, und Kaiser Paul der I. bestimmte ihn bald darauf zum Generalgouverneur in Litthauen, wo Kutusow in Willna mehrere Jahre, — vielleicht die angenehmsten seines Lebens — verlebte, und im Studium das nachholte, was er in einer stürmischen Jugend, stets dem Augenblick preis gegeben, nicht hatte erlernen können. Das Erlernen der deutschen Sprache und Mathematik, um bis zu der kunstvollen Tactik hinauf zu reichen, war hier sein besonderes Studium, und er schämte sich nicht, seine frühere Unkunde darüber zu ge-

stehen; vielmehr ließ er sich sehr gern belehren, und so rauh und furchtbar er, den Degen in der Faust, auch war, so anspruchslos, bescheiden, lernbegierig war er in dem Bürgerleben.

Eine kurze Zeit nur wurde Kutusow's Aufenthalt in Willna unterbrochen. Kaiser Paul nämlich rief seinen Gesandten am Berliner Hofe, den Fürst Repnin zurück, und sandte Kutusow dorthin. Dieser Gesandschaftsposten war für die Verhältnisse der damaligen Zeit nicht mißlich, und hatte für Kutusow den Vortheil der Erweiterung seiner Kenntnisse von andern Ländern. — Er wurde bald auf seinem Posten als Generalgouverneur von Litthauen wieder zurückberufen, und größer fast noch im Frieden als im Kriege, erwarb er sich immer mehr und mehr das allgemeine Vertraun der ganzen russischen Armee dadurch, daß er ein wahrer Vater des Soldaten war. Eben so liebreich bezeigte er sich gegen den Bürger, und wahre Größe verkündet sich bald, und wird ausgesprochen von Mund zu Mund. Er war mit dem Zeitgeist fortgegangen, und strebte dahin, den Zeitumständen angemessen die Kultur Rußlands zu fördern. Wohlthätig ist in dieser Hinsicht sein Entschluß gewesen und anerkannt; ein großer Vortheil aber war es auch in dieser Hinsicht für seine edle Absicht, daß sein Gouvernement so gelegen war, als es ist.

Kutusow war schon hochbetagt und wollte schon von dem öffentlichen Leben sich zurückziehn, als im Jahr 1805 der Krieg zwischen Rußland und Oestreich auf der einen, und Frankreich auf der andern Seite begann. Den Vorbereitungen, dem großen Zweck des Krieges

zu Folge, schien er auch große Kraftanstrengungen erfordern zu wollen, und der junge Kaiser von Rußland, Alexander, suchte, wohlberechnend, für den wichtigen, vielleicht entscheidenden Feldzug, Generale auf, die das Vertraun der Armee besaßen, und die sich bereits einen Namen in den russischen Kriegsannalen gewonnen hatten. So wurde denn auch Kutusow wieder in das Eisenfeld gefordert, und er folgte gern dem Ruf des Vaterlandes. — Er stand hier an der Spitze des ersten Korps der russischen Armee von 40,000 Mann und eilte so schnell als möglich gegen den Inn; er kam aber zu spät, troz aller Anstrengungen an, als der östreichische General Mack die niederbeugende Kapitulation von Ulm bereits eingegangen war. — Kutusow, wohl besonnen, zog sich schnell zurück, und nahm das kleine östreichische Korps unter Baron Kienmayr auf. Durch seine gute Bewegung, durch seine große, militärische Besonnenheit war er es, der den schnellen Andrang der siegestrunkenen französischen Armee vorzüglich zurückhielt. — Am rechten Donauufer, wohin er sich zurückziehn mußte, wurde er von dem schnell verfolgenden Feinde hart bedrängt; er wich und wankte aber nicht, und erschien hier als ein Retter in der Gefahr. Besonders stand er am 18. und 19. November 1805, gegen den französischen Marschall Mortier in hitzigem Gefecht. Am zweiten Tage war das Gefecht bei Dürrnstein, wo Kutusow den Angriff der Franzosen, angeführt vom Marschall Mortier, gänzlich abschlug, und zugleich die große Kunst des Feldherrn, in der rückgängigen Bewegung selbst noch dem Feinde Achtung einzuflößen, zeigte. Der Sieg in diesem Gefecht auf Seiten der Russen war entschieden, und der Kaiser von Oestreich sandte dem

russischen Feldherrn gleich darauf als Beweis seiner Erkenntlichkeit und der Würdigung des Verdienstes die Insignien des Marien-Theresien Ordens.

Mit einem wohlgerüsteten, streitlustigen russischen Armeekorps kam er in Mähren an, zu der Zeit, als gleich darauf eine entscheidende Schlacht, gegen Frankreichs Andrang geliefert werden sollte. Kutusow mißrieth in dem Kriegsrath diese Schlacht, und meinte — dies sind seine eigne Worte, „einem solchen Feinde müsse man das Land auf dem Präsentierteller zeigen." Sein Vorschlag, einer großen Dislocation sich zu unterwerfen, und ganze Provinzen für den Augenblick aufzuopfern, um den verwegenen Sieger in unwirthbare Gegenden zu locken, wurde verworfen, und am 2. December 1805 entwickelte sich die Schlacht von Austerlitz. Der Erfolg dieser Schlacht ist bekannt. Die französische Armee, von Kaiser Napoleon selbst geführt, trug hier einen entscheidenden Sieg über die verbündeten Russen und Oestreicher davon, und zwar schlug Napoleon in dieser Bataille besonders die Russen, die noch im Aufmarschieren, im Kolonnenmarsch begriffen waren, durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen, an der Spitze, so daß kaum die russischen Garden und das erste Armeekorps sich entwickeln konnten. Unter den Augen seines Monarchen hielt Kutusow mit seiner alten, bewährten Tapferkeit so lange Widerstand, als es möglich war, und die Ordnung, in welcher er sich zurückzog, trug nicht wenig dazu bei, daß nicht die ganze Armee zersprengt wurde. Sein Verdienst in dieser Schlacht wurde auch von Freund und Feind allgemein anerkannt, und die Soldaten betrachteten ihn als ihren Erretter. Er selbst wurde

in dieser Schlacht durch einen Streifschuß am Arm leicht verwundet, achtete aber in der Hitze des Gefechts diese Wunde nicht. — Wie sehr auch der Feind den General-Lieutenant Kutusow ehrte, davon nur ein Beispiel. Nach der Schlacht wünschte ein gefangener französischer Obrist Kutusow zu sprechen, weil er nur an diesen General sich wenden wollte. Der Adjudant, Kutusow's Unwillen fürchtend, scheute sich, den Obrist zu melden. Indeß er wagte es, da er den General ruhig fand, äußerte aber zugleich seine Besorgniß. „Wozu das?" erwiederte Kutusow. „Kann ich Unglücklicher was dafür, daß das Schicksal jetzt Rußland dem stolzen Frankreich gegenüber gestellt hat?„ Mit den Worten „ich Unglücklicher" deutete Kutusow ohnfehlbar auf ein schweres Ereigniß, welches ihn selbst betroffen hatte. In dieser Schlacht war nämlich sein Schwiegersohn, ein junger Mann von den besten Hoffnungen, den Kutusow wie sein einges Kind liebte, gefallen. Der schnelle Waffenstillstand und darauf erfolgende Friedenschluß nach der Schlacht von Austerlitz war durchaus nicht nach dem Sinn des tapfern Helden, und er erklärte laut, wie er es unbegreiflich finde, daß Rußland hier, auf dieser Stelle Frieden schließen könne. Diese lauten Aeußerungen sollen ihm die Mißbilligung des Hofes zugezogen haben.

Bei der russischen Armee, welche gegen Ende des Jahrs 1806 Preußen zu Hülfe kam, welches Frankreich den Krieg erklärt, von den französischen Waffen an der Saale zu früh überrascht, am 14 October 1806 auf das Haupt geschlagen war, und seine Dislocation bis an die Weichsel nahm, finden wir den ergrauten rus-

sischen Feldherrn nicht sogleich; der Schmerz, es selbst sehen zu müssen, wie die vereinten Mächte dem französischen Waffenandrang nicht widerstehn mogten, und wie die französischen Adler bereits am Niemen aufgepflanzt waren, wurde ihm erspart. — Im Jahr 1808 erhielt er dagegen den Befehl über die Moldau-Armee, um den Krieg an der Donau zu beenden. In diesem ermüdenden Kriege gegen die Türken war Kutusow ganz auf seinem Platz. Unermüdlich, stets besonnen, rasch, tapfer und hart sogar, wenn es seyn mußte, fügte er den Heeren der Osmannen beträchtlichen Schaden zu, schlug sie am 22. Junius 1811 bei Ruschtschuck in einer mörderischen Schlacht und erzwang einen, dem russischen Kaiserreich vortheilhaften Frieden mit der Pforte. Europa wandte zu jener Zeit mehr auf die Verhältnisse zwischen Frankreich und England, die Gesammtheit von Deutschland und Spanien sein Auge, so daß von jenem Krieg an der Donau eigentlich wenig ausführliche Berichte zu uns gekommen, beachtet und erhalten sind; allein so viel wissen wir: jener Krieg wurde von beiden Seiten mit einer großen Erbitterung, Tapferkeit und Grausamkeit geführt, und große Opfer fielen von beiden Seiten.

Nach Beendigung dieser Expedition kehrte Kutusow als Gouverneur von Kiew heim, und es war sein Wunsch, die letzten Tage seines Lebens nunmehr in Ruhe zuzubringen. Die Anstrengungen und Ermüdungen des Krieges, auch die mehrern Wunden hatten übrigens auf die Erschöpfung seiner eisernen Gesundheit keinen bedeutenden Einfluß gehabt. Alt an Jahren war er jung an Leib und Geist, und nahm an den Geschich-

ten des Tages, an dem politischen Interesse Rußlands, an den Freuden des Lebens noch immer den wärmsten Antheil.

Rußlands politische Lage war jetzt so, daß ein entscheidender Krieg nothwendig zu seyn schien, denn es hatte sich in viele Verhältnisse verwickelt, welche nicht von Dauer seyn konnten. Vieles davon war der Zusammenkunft der Kaiser in Erfurt im September 1808 zuzurechnen. Das Kontinentalsystem Napoleons, dem Rußland hiernach beigetreten war, verwickelte es in Feindseligkeiten mit den Seemächten, denen England gebot; auch die Pforte war unzufrieden, als Rußland die Bedingungen des Waffenstillstandes von Stebosia nicht erfüllt hatte, söhnte sich mit England am 5. Januar 1809 aus, und Oestreich konnte es nicht vergessen, daß Rußland in dem französisch-östreichischen Kriege von 1809 an Frankreich Hülfsvölker gesandt, und dafür in dem Wiener Frieden vom 14 October 1809 in Ost-Gallizien den Tarnopoler Kreis erhalten hatte. Alle große Vortheile von der Verbindung mit Frankreich, wozu noch das Zurückhalten der ganzen Moldau und Wallachei, die neuere Wegnahme eines Theils von Finnland u. s. w. gehörte, sollte Rußland dadurch vergütigen, daß es sich streng dem Willen Napoleons in Hinsicht des Kontinentalsystems, unterwerfe. Napoleon verlangte, daß Rußland den englischen Handel in seinen Häfen gänzlich stöhre — eine Maaßregel, welche Rußland das Grab gegraben haben würde — er verlangte, daß der russische Kaiser die durch die Ukase vom 19. December 1810 bestimmten innern Einrichtungen des Handels ändere — er verlangte,

daß Rußland ein ruhiger Zuschauer der Neuerungen sey, welche Napoleon zu Ende des Jahrs 1810 mit Despotentrotz und Willkühr in dem nördlichen Deutschland vornahm — und viele andere Verunglimpfungen und Anmaßungen Frankreichs kamen dazu, Rußland zu erzürnen und auf sein wahres Interesse, auf das Schicksal, welches ihm bei längern Zögern bevorstand, aufmerksam zu machen. Vor ganz Europa beleidigte Napoleon, ein verzogenes Kind des Thrones und der Gewalt, den russischen Kaiser persönlich dadurch, daß er dessen nahen Verwandten, den Herzog von Oldenburg, unrechtmäßiger, despotischer Weise seines Landes beraubte, und Rußland sah außerdem, wie Preußen behandelt wurde, wie Oestreich enclaviert war, wie die französische Willkühr in Deutschland galt, wie aber in dem stolzen Spanien eben diese Willkühr eine Empörung der Gesammtheit bewirkt hatte, — so konnte und durfte Rußland nicht länger ruhig seyn, wenn es nicht bald die Gränzen Frankreichs an der Donau und an der Weichsel sehen wollte. — Rußland schloß sich daher wieder an England an, öffnete ihm unter Einschränkung seine Häfen und Seemündungen, führte gegen Frankreich eine stolzere, empfindlichere Sprache, suchte sich mit seinen augenblicklichen Gegnern in ein stilles Einverständniß zu setzen, und bereitete sich zum Kriege. Seiner Lage gewiß, erwartete Rußland den Feind an seinen Gränzen.

Napoleon hingegen, als er bei Rußland den Gehorsam nicht fand, welchen er erwartet hatte, rüstete sich schon im Jahr 1811 mit einer Macht, wie sie Europa noch nie aufgestellt hatte, diesen Gehorsam von Rußland zu erzwingen. Er war jetzt auch in der Lage,

mit seiner ganzen Macht sich gegen Rußland wenden, und es demüthigen zu können, und dann war er Herr von Europa! Denn Italien war jetzt ganz unter seiner Gewalt, Spanien zeigte zwar einen Widerstand, der aber nicht von Dauer seyn konnte, Deutschland war theils entnervt, theils ermüdet, theils für die französische Sache durch Bethörung gewonnen, übrigens aber von Frankreich, wenn auch nicht besetzt, doch in dessen voller Gewalt; der Rheinbund, eine Masse von französischen Satrapen beeilte sich, Hülfsvölker unter den französischen Waffenschutz zu stellen, und was England, den Hauptfeind Frankreichs betrifft, so beschäftigte man es bedeutend auf der pyrenäischen Halbinsel; auch auf den brittischen Kolonien im Mittelmeer hatte Napoleon eine Aufmerksamkeit Englands zu erregen gewußt, eben so in Nordamerika; selbst in Irland waren französische Emissärs, welche das Volk zu Aufruhr entzündeten, und um den Nerv der brittischen Staasbewegung abzuschneiden, machte Frankreich mehrere, jedoch vergebliche Versuche, die englischen Staatspapiere in Mißcredit zu bringen.

Ein Heer, das einer Völkerwanderung aus dem vierten Jahrhundert zu vergleichen ist, indem es alles, was zu großen Karavanen gehört, bei sich führte, und nahe an 500,000 waffenfähige Männer zählte, führte Napoleon an die russischen Gränzen, die Weichsel entlang. — Der Grund zu einer Kriegserklärung ist leicht gefunden. Französischer Seits war der Grund die Oeffnung der russischen Häfen für die Engländer; russischer Seits hingegen wurde die Beleidigung, so dem Herzog von Oldenburg geschehen, besonders hevorgehoben, um

die Bewaffnung zu rechtfertigen. Napoleons Plan schien dahin bestimmt zu seyn, daß er, des Rheinbundes, und Pohlens gewiß, mit Rußland schnell Frieden machen werde, nachdem er dasselbe durch rasches Vorrücken in Schrecken gesetzt, und daß er dann in Gemeinschaft mit Rußland den Landweg nach Ostindien aufsuchen wolle; alle Anstalten und Vorrichtungen der französischen Armee schienen hierzu genommen zu seyn. — Am 24. Juni 1812 betrat Napoleon selbst feindlich das russische Gebiet. Napoleon rechnete hierbei auf die Hülfe von Schweden, (welches aber schon am 18. Julius 1812 zu Orebro ein Bündniß schloß,) 2. von der Pforte, (welche aber schon am 28. May 1812 den Frieden zu Bucharest mit Rußland schloß, nachdem Rußland einige Aufopferungen machte, die es bei der drohenden Gefahr von Frankreich her nicht gemacht haben würde;) 3. von Persien (welches aber nach dem Frieden von Bucharest sich zum Ziel legte) 4. von Preußen, (welches durch einen Tractat vom 24. Februar 1812 zur Hülfsleistung für Frankreich vermogt, bald darauf, zu gelegener Zeit sich nicht nur den französischen Händeln künstlich genug entzog, sondern auch schnell nun seine Waffen gegen Frankreich wandte) 5. von Oestreich, (welches durch einen Tractat vom 14. März 1812 zur Hülfe vermogt, den gefährlichen Alliirten bald im Stich ließ.) Außerdem allen hatte Napoleon die ganze disponible Macht des ungeheuren Frankreichs nach dem Norden hingeführt, der ganze Rheinbund lieferte an Mannschaften, was er vermogte, aus dem französisch-spanischen Kriege wurden sogar die besten Truppen, die tapfersten Generale nach dem Norden beordert, ganz Italien lieferte seine Krieger, selbst

eine Menge von Marine-Soldaten, Schiffszimmerleuten und Professionisten aller Art begleitete die Armee, ganz Polen war in Aufruhr und beeilte sich zu Werbungen für Napoleons Sache, der als ein Wiederhersteller der polnischen Freiheit sich verkündigte; — nie war in Europa eine größere, glänzendere Armee erschienen. — Mit dieser ungeheuren Macht von einer halben Million streitbarer Männer drang Napoleon in weit gedehnter Linie schnell in das noch nicht zum Kriege ganz vorbereitete Rußland ein, und er rechnete dabei auch thörigt genug auf sein altes bewährtes Glück und auf die Hülfe der Natur, so daß er die nöthigen Magazine diesem furchtbaren Zuge, der schnell, verheerend und verwüstend sich fortwälzte, nicht folgen ließ.

Glück und Zufälle aller Art begünstigten die französische Waffenmacht bei dem Vordringen in Rußland; Uebermuth erzeugte aber fehlerhafte, oder eigentlich gar keine bestimmte Operationspläne, und diesen Uebermuth zu strafen, furchtbar zu strafen im Angesicht von ganz Europa, dazu war der alte Kutusow, wie wir sehen werden, von dem Schicksal bestimmt. — Als Napoleon im May 1812 durch Sachsen gegangen war, und am 22. Junius den Krieg gegen Rußland erklärt hatte, hatte der russische Kaiser, der schon am 28. April Wilna verließ, zwei große Armeen der eindringenden französischen Macht entgegengestellt, jede etwa 80,000 Mann stark, also bei weitem nicht hinreichend, an der Gränze des ungeheuren Reiches offensive dem Feinde entgegen zu gehen. Das General-Commando dieser Armeen führte der Feldmarschall, Fürst Barclay de Tolly unter den Augen des Kaisers selbst,

und General Kutusow war für das erste dazu bestimmt, das in Podolien und Volhynien gegen Oestreich aufgestellte Observationscorps zu führen. Wie ernsthaft dieser Kampf von beiden Seiten seyn würde, das ging aus den beiderseitigen Erklärungen hervor. Der französische Kaiser sagte unter andern: si l'envie me prenoit de planter mes aigles sur le palais de l'amirauté de Petersbourg, qui m'en empécheroit? und der petersburger Hof bemerkte spottend: ce petit avanturier voudroit manger toute l'Europe, mais l'Espagne et la Russie lui resteront au gosier! —

Nothwendigkeit gebot der russischen Armee einen Operationsplan, den man nur in höchster Noth, vielleicht auch nur im Norden ergreifen, festhalten und ausführen mag. Kaum 80,000 Russen konnten sich unmittelbar im Felde den rasch eindringenden Franzosen entgegen stellen, sich daher zurückzuziehn, das eigne Land zu verwüsten, und so den Feind in unwirthbare Gegenden zu locken, um ihn dann zu vernichten, das alles gebot eine schwere Nothwendigkeit, welche freilich dem Betheidigten so wenig begreifbar ist, als sie den Soldaten, der stets in rückgängiger Bewegung seyn muß, ermuthigt. — Der vordringende Feind fand überall, wo er hinkam, nichts als verwüstete Felder, verlassene Dörfer; in den kleinen Städten und Flecken fanden sich nur etwa noch einige unsaubere Juden vor, welche ihre Dienste aller Art der französischen Armee anboten; alle russische Familien waren tief in das Innere des Landes geflüchtet, und wer von diesen Flüchtigen der Unterstützung bedurfte, dem wurde sie gewährt. Der russische Vertheidigungsplan war nicht bestimmt

mit Consequenz für den Moment geordnet gewesen; nur an den Ufern der Dwina waren Vertheidiungslinien angelegt, und die Festungen Pleskow und Smolensk in Vertheidigungsstand gesetzt.

Der Rückzug der Russen war verwüstend; eben so verheerend war die Verfolgung der Franzosen da, wo sie noch etwas zu zerstören vorfanden. — Es ist hier nicht der Ort, diese Kriegsbegebenheiten weiter aus einander zu setzen; Kutusow als Oberbefehlshaber der russischen Armee aufzufinden, dessen bedarf es nur. — Barclay de Tolly erreichte mit der russischen Hauptmacht, nachdem er hinter sich alles verwüstet und keine Schlacht angenommen hatte, am 28. August Wiazma, eine blühende Handelstadt Rußlands. Der Feind folgte ihm auf den Fersen, und Barclay beendete hier seine Feldherrn-Laufbahn damit, daß er die Magazine vernichten, die Stadt anstecken, und die Armee über den Strom defiliren, die drei Brücken aber sodann abbrechen ließ. Er nahm nun eine feste Stellung bei Zarewo-Szalomiczi, und erhielt hier die Nachricht, daß Fürst Kutusow in dem Oberbefehl über die ganze Armee ihn ablösen solle.

In dieser schweren Zeit begehrte das Volk, wie schon bemerkt worden, einen Helden, einen Vorfechter, zu dem man Vertraun fassen könne, und alle Stimmen begehrten Kutusow. Er war ein Mann des Volks geworden und der Ruf des Vaterlandes belebte den Greis mit Kräften der Jugend. Er wurde nach Petersburg berufen, in den Fürstenstand erhoben, das Generalcommando wurde ihm ertheilt und von ihm angenommen, und in der Mitte Augusts ging er zu dem

heer ab. Auf dieser schnellen Reise kam er durch Moskau, diese große, uralte Hauptstadt der Czaaren. Vorher hatte zu Kasan der Metropolit ihn eingesegnet zu dem heiligen Vorhaben, und ein geweihtes Bild der heiligen Jungfrau ihm als Ordenszeichen gegeben. Um so mehr war nun Kutusow dem Volk ein Retter, ein Schutzheiliger, und die Armee ermuthigte sich. Wo er durchzog, wurde er verehrt wie ein Heiliger, und hier sah man, wie das Vertraun zu einem einzigen Mann ganze, große Länder wieder beleben, zu Kraft und That aufrütteln kann.

In Moskau hatte Kutusow, seines Zwecks, als Oberfeldherr gewiß, mit dem Militär-Gouverneur, Graf Rostopschin lange, geheime Besprechungen, welche späterhin dem Kriege die entscheidende Wendung gaben, die er nahm. Außerdem aber ordnete er hier für die nöthigen Fälle sogleich alles an. Als dieses geschehen war, und zwar mit einer Vorsorge, wie nur der in den Waffen ergraute, für die Waffen geborne Feldherr sie haben kann, begab er sich am 29. August in das russische Hauptquartier bei Zarewo-Szalomiczi. In diesem Augenblick waren die beiden russischen Armeen unter Barclay de Tolly und Bagration als eine Armee unter Kutusow's Oberbefehl zu betrachten. Beide Generale waren in dem Hauptquartier, und empfingen Kutusow, der sie gewissermaßen ablösete, oder unter dessen Oberbefehl sie mindestens gestellt waren, mit der Achtung, welche dem anerkannten Verdienst gebührt.

Kutusow fand bei den Ansichten von Fortsetzung des Krieges, die er mit in das Feld brachte, die Stel-

lung der Armee nicht vortheilhaft. Die Truppen waren ermüdet, sie bedurften der Erholung, und man mußte sich den Verstärkungen in den südlichen Provinzen nähern. Er setzte daher das ganze Heer schon am 30. August in Bewegung, stellte es aber schon am folgenden Tage bei Borodino auf der Straße nach Moskau wieder auf. Hier bot er, Moskau zu schützen, die Schlacht an, zumal er die Verstärkungen von Milorадowitsch und Markoff an sich gezogen hatte. Die Stellung, der Augenblick war günstig, und der neue Feldherr mußte den entmutheten Truppen seinen Beruf durch eine Waffenthat schnell bekunden. Kutusow hatte einen Platz gewählt, der von Hügeln und Holzungen durchschnitten war. Neben der Straße lag Borodino, und hinter diesem Dorf zieht sich ein Hohlweg hin. Die Kaloya ist hier ziemlich bedeutend und strömt drei Werste abwärts in die Moskwa. An diese Schutzwehren sollte der rechte russische Flügel und das Centrum, von Barclai de Tolly und Bennigsen geführt, sich lehnen, und der linke Flügel von Bagration geführt, an Somenowka sich hinziehend, wurde durch schnell aufgeworfene Redouten geschützt, weil hier die Natur weniger zu dessen Sicherstellung gethan hatte. Vor dem russischen linken Flügel ließ Kutusow einen Hügel befestigen, der eigentlich außer Verbindung mit seiner Schlachtlinie war, dessen Erstürmung aber dem Feinde schwere Opfer kosten mußte.

Am 5. Semptember war man mit diesen Verschanzungen noch nicht fertig, als der Feind, es bemerkend, daß die russische Armee nun endlich eine Hauptschlacht annehme, sein lange ersehntes Ziel errreicht zu haben

glaubte, und von seinem rechten Flügel Reiterei und Fußvolk in starken Massen vorschob. Der Andrang ging also auf den schwächsten Theil der russischen Stellung, auf den linken Flügel, was Kutusow schon befürchtet hatte.

In geringer Entfernung von der russischen Linie nahm die Arriergarde unter Generalieutenant Kanowinzin, etwa 10,000 Mann stark, um vier Uhr Nachmittages den ersten, lebhaften Angriff der Franzosen auf. Unter dem Schutz jener Redouten des linken Flügels zog sie sich nach einem mörderischen Gefecht von einer Stunde auf Bagrations Hauptlinie in bester Ordnung zurück. Kutusow sandte eiligst beträchtliche Truppenmassen zum Schutz der Redouten vor, und unterdeß hatte Mürat, Befehlshaber der französischen Reiterei starke Reitermassen über die Kaloya setzen lassen, und eben so hatte Poniatowsky mit den Polen einen schnellen Flankenmarsch gemacht, um das gewöhnliche Manövre Mürats, den Feind schnell zu umgehen, auszuführen. Die russischen Redouten und besonders die vorerwähnte, freiliegende Verschanzung hielten den ungestümen Andrang dieser französischen Massen auf. Nun befahl Napoleon, daß diese russische Verwallung um jeden Preis genommen werden solle. Die Polen stürmten mit gefälltem Bajonet an; die russischen Kanonen spieen Tod und Vernichtung; die Pohlen mußten weichen. Nun rückte die Division Compans an; auch sie wurde mit großem Verlust zurück geworfen. Der französische Feldherr, überzeugt, daß hier keine Opfer geschont werden durften, schickte Massen auf Massen vor, endlich bei dem fünften Sturm, bemächtigten sich die Franzosen des noch

nicht verpallisadirten Grabens, und bald donnerte das Geschütz nicht mehr. Das Handgemenge war allgemein; Bajonet, Schwerdt, selbst die Faust waren die Waffen gegen einander, und es wurde auf diesem kleinen Punct mit einer Wuth gefochten, welche alle Beschreibung übertrifft. Der russische Soldat ist bekannt dafür, daß er keinen Fuß breit weicht und sein Leben theuer verkauft, und dieser nordischen Tapferkeit war der französische Ungestüm und der Nationalhaß der Polen gegenüber gestellt. Der Tod hielt hier ein festliches Mahl! — Unterdeß war Bagrations Fußvolk auch von den polnischen Linien heftig angegriffen, er warf sie aber zurück, nahm ihnen ächt Kanonen, und blieb in seiner Stellung. Es war Abends sieben Uhr, als die russische starke Verschanzung vor der Front genommen war, und Kutusow befahl, daß der ganze linke Flügel sich an die Hügel zurückziehn, und an die Redouten lehnen solle, welche unterdeß in der Nacht noch vollendet wurden. — Die Einnahme jener Verschanzung hatte den Franzosen 3000 Todte gekostet; die sehr große Anzahl der Verwundeten ist nicht bekannt geworden. Auch die russische Armee hatte dabei einen Verlust von 2000 Mann erlitten, und zehn Kanonen zurücklassen müssen.

Die Nacht war still und dunkel; aber sie wurde erhellt durch die brennenden Dörfer und Städte, weit umher. Eine Feuersäule nach der andern stieg empor, und was Kutusow auf seinem Marsch, wo er dem Feinde das Feld hätte räumen müssen, nicht hatte anzünden lassen, das steckte jetzt die Wuth der französischen Armee in Brand. Wie ein Pharus leuchtete besonders

durch die Nacht der Brand der hohen Thürme des Klosters Koloksköy. — Kutusow war die Nacht hindurch beschäftigt, Anordnungen zu geben, daß sein linker Flügel mehr und mehr geschützt werde. Durch Ueberläufer und Gefangene wurde er davon überzeugt, daß hier die größte Gefahr zu befürchten sey. Neue Verhaue wurden in der Nacht noch angelegt.

Der Tag brach an, die Heere standen einander gegenüber, nur einzelne Kanonenschüsse unterbrachen die dumpfe Stille. Der 6. September ging aber unter den Vorbereitungen, welche beide Theile zu der Hauptschlacht machten, vorüber. Den genommenen Hügel ließ Napoleon neu verschanzen, und mit 200 Stück Geschütz besetzen. Gegen den russischen linken Flügel ließ er Batterien von 400 Feuerschlünden aufwerfen, und in der Front und gegen den russischen rechten Flügel hatte die französische Armee so viel schweres Geschütz, daß nahe an 1000 Kanonen Tod und Verderben zu speyen droheten. In unabsehbarer Linie standen hier nahe an 200,000 Franzosen sammt deren Verbündeten, und Kutusow's Armee zählte kaum 120,000 Streiter. Besonders war der französische rechte Flügel gegen Bagration, den unwandelbaren, verstärkt, und da hier das Gefecht am mehrsten wüthen würde, so waren von den französischen Hülfsvölkern, die Polen, Wirtemberger, Westphalen und andere hier in die erste Linie gestellt.

Kutusow, seiner Seits, richtete auch von Stunde zu Stunde immer mehr sein Augenwerk auf die Verstärkung seines linken Flügels. Vier Armeecorps stellte er hier

auf, und über die Spitze dieses Flügels detachirte er unter General-Lieutenant Tutschkow die Moskowitische Miliz und mehrere leichte Truppen, zusammen 14,000 Mann, mit der Ordre, auf der alten Straße von Smolensk dem Feind in die rechte Flanke zu fallen, wenn dieser den linken, russischen Flügel umgehen wolle. Außerdem wurde der linke Flügel noch durch eine neu aufgeworfene Redoute von 30 Kanonen geschirmt, und in dem Centrum war das schwere russische Geschütz auf wohl gelegenen Anhöhen in furchtbaren Massen aufgepflanzt.

An diesem Abend vor der Schlacht durchging der Greis Kutusow, umgeben von den Generalen, die Reihen der aufgestellten Truppen. Die Popen gingen ihm mit frommen Gesang voran, und trugen das höchstheilige, aus Smolensk gerettete Marienbild. Die Soldaten fielen nieder, und beteten, als dieser feyerliche Zug an ihnen vorüber ging. Getröstet, ermuthigt erhoben sie sich, und ein jeder fühlte Heldenkraft in seiner Faust. So viel vermögen die Zeichen der Religionsverehrung über den gemeinen Mann!

Zu derselben Stunde, als Kutusow seinen Umzug hielt, und die Todesweihe feyerte, sandte Napoleon an die Armeecorps eine verschlossene Ordre, welche erst am folgenden Morgen eröffnet werden solle; denn er fürchtete, daß auch hier wieder die russische Armee eine entscheidende Schlacht nicht annehmen, und mindestens abbrechen werde. Schon um drei Uhr am folgenden Morgen übersah er die französischen Stellungen. Um sechs Uhr ging die Sonne rein und strahlend auf.

„Sehet da, die Sonne von Austerlitz!" — rief Napoleon seinen Garden zu, und es wurde nun der Tagesbefehl von gestern eröffnet. „Soldaten! „heißt es darin," da ist die Schlacht, die ihr so sehr begehrtet! Der Sieg ist nun in eure Hände gelegt. Ihr bedürft einer entscheidenden Schlacht. Der Sieg wird uns Ueberfluß, gute Winterquartiere und schnelle Rückkehr in das Vaterland verschaffen. Betragt euch, wie zu Austerlitz, zu Friedland, zu Witepsk und Smolensk, und die späteste Nachwelt wird eurer heutigen Thaten mit Stolz und Bewunderung gedenken. Man wird von euch sagen: er war mit in der großen Schlacht unter den Mauern von Moskau."

Von diesem Aufruf war die ganze französische Armee befeuert, und Poniatowsky brach an der Spitze des rechten Flügels gegen sechs Uhr Morgens auf, mit der gemessenen Ordre, es koste was es wolle, den linken Flügel der russischen Stellung zu umgehen. Marschall Davoust (Prinz Eckmühl) folgte ihm mit dem Gros des Flügels, und stellte an seiner Spitze die Division Compans auf. Das erste Korps, von Mürats Reiterei unterstützt, bildete nun das erste Treffen, und das dritte Korps unter Marschall Ney sammt den deutschen Hülfsvölkern, stellte sich im zweiten Treffen des Mittelpunctes auf. Eugen Beauharnois, Vicekönig von Italien, führte den rechten Flügel, meist aus Italienern und leichten Truppen bestehend, gegen das Dorf Borodino. Die ganze russische Armee war unter den Waffen, des Angriffs gewärtig, und Kutusow hatte bereits Maasregeln zum Heil der Armee, des

Vaterlandes genommen, der Erfolg der Schlacht möge auch seyn, welcher er wolle.

Morgens um acht Uhr (am 7. September) begann die Schlacht auf dem linken russischen Flügel, dem gegenüber General Sorbier mit einer Batterie von sechszig Kanonen ein furchtbares Feuer begann, Marschall Ney rückte zu gleicher Zeit mit einem mörderischen Feuer gegen das Centrum an, und der Vicekönig von Italien setzte in derselben Zeit mit der dreizehnten und vierzehnten Division über die Kaloya gegen Borodino. Beide Linien waren schnell im furchtbarsten Feuer; mehr als tausend Feuerschlünde spieen Feuer. Fürst Bagration hatte den schwersten Stand, doch hatte ihn Kutusow auch nach Möglichkeit verstärkt; der Angriff der Franzosen war hier aber so wüthend, daß selbst die Reiterei bis an die Mündung der Kanonen heran stürmte. Drei volle Stunden währte der Angriff auf diesen Flügel mit einer Tapferkeit, wobei man der französischen Führung sowohl als der französischen Unerschrockenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Jetzt ließ Napoleon schweres Geschütz, zusammen 50 Stück, gedeckt durch die Division Morand und ein ganzes Kavalleriekorps, vorrücken. Nach einem sehr mörderischen Gefecht, wo ganze Rotten stürzten, war Bagration genöthigt, die Redouten zu räumen, und sich auf die zweite Linie zurückzuziehn. Der Verlust der Franzosen bei diesem Zurückdrängen war von Bedeutung; unter den Häuptlingen nennen wir nur Caulincourt und Montbrün. Napoleon aber achtete des großen Verlustes nicht, wandte sogleich die eroberten Redouten gegen den Feind, ließ hierhin die Reserven anmarschiren, und

ein stolzes Jubilo wurde in militärischen Signalen durch die ganze französische Linie gegeben.

Da erhob sich Kutusow, und die Bedrängniß seines linken Flügels wahrnehmend, sandte er sogleich starke Massen aus der zweiten Linie dorthin. Eine neue Batterie von 25 Kanonen fing an mörderisch zu spielen, und diese Batterie richtete unter den feindlichen Massen eine ungeheure Verwüstung an. Zugleich bekam Bagration Ordre, wieder vorzurücken; Kerntruppen aller Waffengattungen waren ihm schnell von Kutusow zur Verstärkung zugesandt. Dieses Vorrücken der Hauptmacht des russischen linken Flügels war furchtbar; die feindlichen Verschanzungen wurden mit stürmender Faust genommen, und die eroberten Kanonen nun gegen den weichenden Feind gerichtet. Mürat stürmte mit seiner Reiterei hier an und ein schreckliches Gemetzel begann. Mürat selbst war umzingelt; Wirtembergische Reiter retteten ihn aus dem Waffengewühl. Die russischen Kürassiere auf beiden Flanken thaten Wunder der Tapferkeit, und — ein seltnes Beispiel in den Kriegsgeschichten — diese Reiterei setzte über den Graben, erstürmte die Verwallungen, und hieb ein französisches Regiment, welches die Redouten vertheidigen wollte, nieder. Kutusow ließ unterdeß starke Infanteriemassen in keilförmiger Bewegung zwischen das feindliche Centrum und den rechten Flügel hineindrängen, und während hier das Handgemenge von beiden Seiten allgemein wurde, gab er das Signal, daß Tutschkow mit seinen Moskowiten aus dem Versteck hervorbreche. Es geschah, und jetzt war es nicht mehr, wie Schiller sagt, eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen!

Der rechte russische Flügel war durch Kutusow's Anordnungen, und durch die Verschanzungen an Borodino dem Feinde unzugänglich gemacht. Zwar versuchte der Vizekönig von Italien mit aller Kraft, die ihm zu Gebot stand, diesen Flügel zu umgehen; allein alle Anstrengungen waren vergebens. Als Kutusow nun bemerkte, daß die gute Stellung der Redouten und das durchschnittene Terrain den Feind hier zurück halten müsse, schwächte er schnell diesen Flügel, und zog die Reiterei desselben in den Mittelpunct zu Unterstützung der Garden, welche jetzt in die erste Linie rückten. Jetzt wüthete die Schlacht auf allen Puncten, und nicht leicht ist wohl mit solcher Erbitterung, von diesem Augenblick an auch mit solcher Fessellosigkeit gefochten worden. Jeder Einzelne war sein Feldherr, und an ein Kommando nicht mehr zu denken. Kraft rieb sich gegen Kraft, die Taktik hatte ihre Kunst zu Ende gebracht. Zu dem Pulverdampf, welcher über beiden Heeren lag, kam noch ein dichter Nebel bei der herannahenden Nacht, so daß viele in der Verwirrung und Ungewißheit von Freundes Hand gefallen seyn mögen. Mehr als 40,000 Reitersäbel klirrten gegen einander, und dazu das Feuer aus nahe an 2000 Feuerschlünden und das kleine Gewehrfeuer und die Bewegung von 200,000 Bajonetten! — Kutusow blieb in dieser schrecklichen Katastrophe einer vollständigen Schlachtentwicklung ganz der besonnene, in den Waffen ergraute Held, der seine Berechnung für alle Fälle bereits gemacht hat. Seine Adjudanten flogen von beiden Seiten hin; keine unangenehme Nachricht konnte ihn in ein, dem Feldherrn unziemliches Feuer setzen, und mit einer Kälte, die vielleicht

nur ein Russe haben kann, theilte er die weitern Ordres aus zu dem großen Trauerspiel.

Auf beiden russischen Flügeln waren die französischen, wiederholten Angriffe abgeschlagen. Nur im Centrum gelang es dem Marschall Ney, der sich dadurch den Namen eines Prinz von der Moskwa erwarb, durch unerhörte Tapferkeit der Franzosen die russischen Redouten zu erstürmen, und einige Kolonnen vorzuschieben. Kutusow, hiervon benachrichtigt, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf diesen Punct die besten Streitkräfte zu richten, und zwar erschien Mürat zur Unterstützung Ney's mit dem ganzen Andrang seiner Reiterei; allein Kutusow warf dennoch die Franzosen aus der vorgeschobenen Stellung wieder zurück. Die im Centrum von Ney genommenen Redouten wieder zu nehmen, war nicht möglich, und die Nacht brach völlig ein, als die Schlacht also stand. Von beiden Theilen wurde sie abgebrochen, und beide Theile schrieben sich den Sieg zu. — Beide blieben auf dem Schlachtfelde stehen. —

Kutusow schickte von dem Schlachtfelde einen Siegesboten nach St. Petersburg, und dieser kam eben an, als in der Kathedrale das Tedeum am Geburtsfest des Kaisers gefeiert wurde. Der ganze Hof war in der Kirche; der Kaiser erbrach die Depesche, las sie selbst laut vor, und noch einmal erschallte nun das Tedeum, wie es vielleicht nie brünstiger gesungen worden ist. Der Kaiser ließ sogleich dem ganzen Heer Dank sagen, und belohnte wahrhaft kaiserlich für diese Waffenthat. Jeder Gemeine, der an der Schlacht von Borodino

Theil genommen, erhielt von der Regierung fünf Rubel zur Erquickung ausgezahlt, und die übrigen Geschenke und Erhebungen anzuführen, das gehört nicht hieher.

Kutusow beklagte den Verlust des tapfern Bagration, Tutschkoff's und Konowintzies, die in der Schlacht gefallen waren, und außer diesen, waren allein fünf Generallieutenants, worunter Woronzow, schwer verwundet. Allein 25000 Pferde lagen todt von einem Flügel zum andern, und an Todten und schwer Verwundeten kann man nach den richtigsten Zählungen rechnen, daß in dieser schrecklichen Nacht von beiden Theilen zusammen 60,000 das Schlachtfeld, an den Boden hingestreckt, bedeckten. — Beide Armeen blieben, wie gesagt, in der Nacht auf dem Schlachtfelde, und es kam darauf an, wer am folgenden Morgen es behaupten würde; denn das Festhalten des Schlachtfeldes entscheidet die Folgen einer Hauptschlacht. Der französische Oberfeldherr war dafür bekannt, daß, wenn auch die Nacht die Schlacht abbrach, er mit der möglichsten Anstrengung menschlicher Natur von seinen Kriegern das Schlachtfeld behaupten ließ; noch war es in frischem Angedenken, daß er durch eben diese Ausdauer die Folgen der Schlacht bei Eylau benutzt hatte. — Kutusow erfuhr in dieser entscheidenden Nacht, daß die französischen Linien überall auf dem Schlachtfelde bivouaquirten; er überzeugte sich selbst davon, indem er die ganze Linie entlang ritt, was er ungehindert thun konnte, da die verwegenen Kosacken die französischen Vorposten harcellirten, und als Kutusow selbst sich von der Absicht des Feindes, am folgenden Tage die Schlacht wieder anzubinden, genau überzeugt hatte, so ordnete er noch

in derselben Nacht den stillen, unbemerkten Rückzug vom Schlachtfelde. Der Hettman Platow wurde von ihm beordert, diesen Rückzug zu decken mit seiner leichten Reiterei.

Man hat es Kutusow zum Vorwurf machen wollen, daß er zu früh die Schlacht an der Moskwa abgebrochen, daß er mit Anstrengung aller Kräfte, die ihm zu Gebot standen, in der Nacht das Schlachtfeld nicht hätte räumen sollen. Allein es mag seyn, daß ein junger Feldherr, welcher der Bewährung seines Namens noch bedarf, ausgeharrt haben würde. Kutusow aber fand es für dienlicher, dem Augenblick nachzugeben, und den großen Plan zu verfolgen, dessen Ausführung der Seele des nordischen Helden vor Augen lag. Er kannte zu dem seinen Gegner, wußte, daß derselbe von Polen her bereits starke Reserven an sich gezogen habe, und mit neuen Kräften die russische Armee angreifen werde. Wurde aber diese Armee, — was nunmehr zu befürchten war — an dem zweiten Schlachttage von den Franzosen geschlagen, — dann hätte ganz Rußland keinen festen Anlehnungspunct mehr gehabt, und selbst St. Petersburg wär der Gefahr ausgesetzt worden, von den Franzosen in Besitz genommen zu werden. Darum zog Kutusow es vor, diese Armee, diesen Stamm des Vaterlandes dem Vaterlande retten zu wollen, und darum wählte er mit großer, wohl berechneter Besonnenheit den Rückzug.

In dem Kriegsrath, welchen Kutusow in der Nacht versammelt gehabt, waren lebhafte Widersprüche ob dieses Rückzugs, denn Moskau, die alte Residenz

der Czaaren, diese ungeheure Stadt wurde dadurch dem Feinde Preis gegeben. Kutusow indessen rechnete auf den Uebermuth des Feindes, auf die Treue der Russen, auf den glücklichen Erfolg, welcher eine schwer festgehaltene Nothwendigkeit begleitet, und machte das verwegene va Banque, Moskau bei seinem Rückzuge dem verwegenen Feinde Preis zu geben. Sein Plan, welchen er schon früher mit dem Gouverneur von Moskau, Rostopschin, verabredet gehabt, schien jetzt in Ausführung kommen zu sollen, und Kutusow handelte auch nach den großen Ansichten eines großen Kriegers; die großen Opfer konnte nur ein großer Erfolg rechtfertigen. Hier wand der Held seinen Lorbeer, denn von dem Seyn oder Nichtseyn Rußlands war jetzt die Rede, und was ein kleinerer Geist für entsetzlich gehalten haben würde, erkannte er, die großen Ansichten im Auge habend, für nothwendig.

Die Bewegung, welche er machte, gab allerdings Moskau dem Feinde Preis, und entblößte sogar auch vielleicht Petersburg. Durch das alles würde der Uebermuth des Feindes immer größer, die Hoffnung der Russen selbst immer kleiner, die geheimen Unterhandlungen Rußlands, mit den offenkundigen Verläumdeten Napoleons immer lauer und kälter. Kutusow, der eiserne, unwandelbare Kutusow, der Verabredungen, welche er mit Rostopschin in Moskau genommen hatte, gewiß, ließ sich durch nichts irre machen, und in einem Bericht an den Kaiser aus dem Dorfe Zilino vom 16. September rechtfertigt er sein Verfahren. Es ist in einer so wichtigen Sache werth, ihn selbst zu hören.

„Nach dem schwergefochtenen Tage und ruhmvollen Siege von 7. September," sagt er darin „glaubte ich meine Stellung bei Borodino aufgeben zu müssen. Der verhältnißmäßig geschwächte Zustand des Heers, nach einer so mörderischen, wenn gleich siegreichen Schlacht, ließ eine zweite Schlacht mit dem verstärkten Feinde als das tollkühnste Unternehmen erscheinen. Ihm auszuweichen, änderte ich meine Stellung, und marschirte auf Moskau. Während meines Marsches waren täglich Scharmützel mit dem feindlichen Vortrab. Da ich aber in der kurzen Entfernung zwischen Tula und Kaluga kein vortheilhaftes Terrain finden konnte, und die erwarteten Verstärkungen noch nicht eingetroffen, so verfolgte ich meinen Marsch, ohne einen allgemeinen Angriff abzuwarten."

„Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß der Feind zwei starke Kolonnen, die eine über die Straße von Borowsk, die andere auf der Straße von Zwenigorod vorrücken ließ; um unser Hintertreffen von der Seite von Moskau anzugreifen. Nicht nur traten nun die bereits angegebenen Gründe gegen das Wagniß einer Hauptschlacht ein, sondern eine verlorne Schlacht vor den Mauern von Moskau, würde diese Stadt der zügellosesten Wuth eines siegenden Feindes Preis gegeben, unzählige Schlachtopfer gemordet, und Moskaus Reichthümer und Befestigungen als Hülfsmittel künftiger Entwürfe in Bonaparte's Hände gebracht haben. Dies voraussehend, hielt ich mit meinen geschicktesten Generalen Kriegsrath. Ich theilte ihnen meine Meinung über die Resultate mit, welche der gegenseitige Zustand der Heere erwarten ließe; ich unterrichtete sie, wie die

Bewohner der alten Hauptstadt der Czaaren bereits über die Wahl zwischen Pflichergebenheit gegen das Vaterland und Knechtschaft unter dem Joche des Länderstürmers entschieden hätten. Einige Generale stimmten meiner Meinung über diese Thatsachen nicht bei, doch die meisten gaben mir Beifall, und wir beschlossen, dem Feinde den Einzug in Moskau frei zu geben."

„Ueberzeugt von der Zweckmäßigkeit dieser Maßregeln, hatte man schon vorläufig die Vorräthe des Arsenals, die öffentlichen und Privatschätze der gesammten Stadt an einen sichern Platz geflüchtet. Mit seiner Habe entfloh der größte Theil des Volkes. Moskau ist, wo diese sind; die Stadt ist ein unbewohnter, leerer Steinhaufen. So darf ich Ew: Majestät versichern, daß der Eintritt der Franzosen in Moskau weder Rußland besiegt, noch die Hauptstadt der Czaaren ihnen gewonnen hat. Allen russischen Herzen muß die Aufopferung der ehrwürdigen Kapitale eine tiefe Wunde schlagen; allein was ist eine Stadt gegen das Reich!"

„Bereits bin ich im Besitz der vollständigsten Hülfsquellen zu Versorgung des Heers. Ich halte die Tulaer Straße besetzt, und decke mit meiner ausgedehnten Truppenlinie die reichen Südprovinzen, welche unsern Soldaten die Sicherheit für den Winter gewähren. Hätte ich eine andere Stellung genommen, oder Moskau behaupten wollen, so hätte ich diese Provinzen dem Feinde übelassen müssen. Auflösung unsers Heers und Untergang des Reichs wär davon die Folge gewesen. Ich habe jetzt die sichere Verbindung mit Tormassow's und Tschitschagoff's Truppen. Ich kann

meine Gesammtmacht in einer ununterbrochenen Linie aufstellen, welche, indem sie auf der Straße von Tula und Kaluga anfängt, mich in den Stand setzt, die Operationslinie des Feindes zu durchschneiden, welche sich von Smolensk nach Moskau erstreckt. So wird, ihm im Rücken, jeder Sukkurs abgeschnitten, und ich hoffe, er soll auf diese Weise, seine stolzen Pläne aufgebend, die Hauptstadt bald räumen."

„Zugleich habe ich dem General Winzingerode Befehl gegeben, Twer zu besetzen, und auf der Straße von Jaroslawl ein Kosackenregiment zu lassen, um diese Stadt vor den Streifpartheien des Feindes zu sichern. Ich selbst bin in der beschriebenen Stellung zwischen dem Feinde und unsern fruchtbarsten Provinzen nahe bei Moskau. Ich beobachte seine Bewegungen, und decke die Hülfsquellen des Reichs. Dabei wiederhole ich nochmals: so lange Ew. Kaiserl. Majestät Heer existirt, und es wird existiren, so lange noch streitfähige Russen leben, der Verlust von Moskau ist nicht der Verlust des Reichs." rc.

In einer trüben Ruhe war Kutusow's Armee theilweise durch Moskau defilirt, von dem Feinde hart verfolgt, um sich, wie der Feldherr in jenem Bericht sagt, zwischen Tula und Kaluga aufzustellen. Dieser Plan Kutusow's war sehr wohl berechnet; größer, als man es vielleicht zu würdigen vermag. Die reichen Provinzen des südlichen Rußlands durch diese Aufstellung schirmen zu wollen, das wäre gewöhnlich, in der Tagesordnung gewesen. Allein Kutusow rechnete weiter. Napoleon, der in seinen frühern Kriegen die Hauptstädte zu besonderm Augenmerk genommen hatte, ließ diesesmal St. Petersburg links liegen, und warf sich mit seiner Armee, welche einer Völkerwanderung ähn-

lich sah, nach dem Süden hin, und wenn man hinzu fügt, daß er mit der Pforte in gutem Einverständniß war, so glaubte Kutusow Napoleons Plan dahin, daß er Rußland in Moskau zum Frieden und Beitritt, den Durchmarsch nach Ostindien sich zu erzwingen, bestimmen wolle, aufgefunden zu haben. Als stolzer Nationale wagte er das Aeußerste, da er in der Flanke der französischen Armee hinter Moskau sich erst wieder aufstellte; aber der Nationalcharacter der Russen war ihm eine Gewährung für die Sache, so er führte.

In der Nacht des 13. Septembers hatte der Durchmarsch des russischen Heers durch Moskau begonnen, und Kutusow hatte in der Allgemeinheit die Stimmung des Volkes so gut gefunden, daß er die Stadt sich selbst überlassen konnte. Nachdem die Anordnungen für die Verwüstung der Stadt, wenn der Feind sich nähere, gegeben waren, rückte auch Graf Rostopschin auf Kutusow's Anordnung dem Heere nach. Die französische Avantgarde unter Mürat nahete der Stadt, durch Parlementär's aber erklärte sie Kutusow für geräumt, und die Franzosen nahmen Besitz davon. Auf einem Vulkan, den Kutusow und Rostopschin angelegt hatten, quartierten sie sich in Moskau ein! —

Der Erfolg rechtfertigte das Beginnen. Eine Beschreibung von diesem schrecklichen Brand gehört mehr für den Dichter, als für den Biographen. In der einfachen Erzählung verliert die reine Wahrheit wie sie wirklich war. Nur so viel sey gesagt, daß vierzehn Nächte hindurch der Brand von Moskau fern hin, seitwärts die Lagerplätze der Armee Kutusow's erleuchtete, und daß er bei dem Jammergeschrei der vielen Tausende von Flüchtlingen, bei dem stillen Murren seiner Armee dennoch, seines Planes gewiß, still, ruhig und beson-

nen blieb. Ein solcher Feldherr fühlt bei der allgemeinen Noth gewiß mehr, als alle die Kinder des Jammers, die ihn anrufen, aber er bleibt unwandelbar, wie ein Fels im Meer. — Er blieb in seiner Stellung zwischen Tula und Kaluga, zog die Verstärkungen aus dem Süden an sich, und erwartete, daß Napoleon in dem brennenden Moskau wie ein Phönix sich vernichten müsse, während der französische Kaiser erwartet hatte, daß Kutusow mit der russischen Armee nach der Richtung von Asien hin seinen Marsch genommen habe. — Kutusow, dessen Hauptquartier unterdeß stets in Krasnoi-Prokrow blieb, hatte bereits unter Doktorow ein bedeutendes Korps auf Mosaisk wieder vorgeschoben, und seine Kosacken umschwärmten schon im halben Monde die französische Stellung, um ihr die Zufuhr abzuschneiden. Auf der andern Seite drängte sich das Korps von Winzingerode, bei Twer postirt, auch bis Mosaisk vor, so daß Napoleon mit seiner ganzen, großen Macht in dem brennenden Moskau sich eingeschlossen, und in dieser bösen Jahrszeit von allen Bedürfnissen entblößt sah. Ein so böses „Schach!“ als der alte Kutusow ihm jetzt bot, hatte ihm noch niemand geboten. Dieser hatte die reichen Gegenden hinter sich, alles, was die Waffen bewegen konnte, gab sich zu den Waffen, und dieses Moskau kann man als Napoleons Kulminationspunct betrachten.

Der französische Kaiser sah selbst die Mißlichkeit seiner Lage in Moskau nunmehr wohl ein. Er hatte geglaubt, dort einen glänzenden Frieden dictiren zu wollen, und fand sich jetzt schwer getäuscht. Er sandte daher den Graf Lauriston, ehemaligen französischen Gesandten am Petersburger Hofe, in das russische Lager, dem Anschein nach, um wegen Auswechslung der Ge-

fangenen zu unterhandeln, eigentlich aber um den Frieden einzuleiten. Kutusow benahm sich gegen Lauriston mit vieler Würde, und, indem er zuletzt die Unterredung abbrach, sagte er: „an die geringste Unterhandlung, auch der Gefangenen wegen ist nicht zu denken, so lange noch ein einziger Mann der Franzosen und ihrer Verbündeten unter den Waffen auf russischem Boden ist!“ — Mit dieser unbefriedigenden Antwort kam Graf Lauriston zu dem französischen Kaiser zurück. Zwei Tage darauf sandte dieser ihn wieder in das russische Hauptquartier zu Kutusow mit einem eigenhändigen Brief Napoleons, der an den Kaiser von Rußland gerichtet war, und zugleich trat nun Graf Lauriston mit seinen weitern Vorschlägen eines Waffenstillstandes hervor. Kutusow erwiederte kurz weg: „der Brief soll sogleich abgesandt werden; allein der Monarch so wenig, als irgend ein Russe, wird jetzt an eine Unterhandlung denken. Der Krieg fängt für uns erst an!“

Uebrigens brach Kutusow, während er in seiner schönen Position immer mehr Verstärkung an sich zog und immer mehrere Streitkräfte blidete, die Unterhandlungen mit dem Feinde nicht ganz ab. Er war eben so schlau als Politiker, als man die Besonnenheit des Feldherrn zu rühmen hatte. Den Aufenthalt der Unterhandlungen, damit die französische Armee nicht zu schnell die Weichsel wieder aufsuche, bewirkte Kutusow darum, weil er auf die Jahrszeit rechnete, auf welche Napoleon nicht gerechnet zu haben schien. Kutusow hatte sehr richtig gerechnet, denn Napoleon mußte, ohne vertrieben zu werden, mit seiner ganzen Macht Moskau wieder verlassen, um die Weichsel zu gewinnen. Die falschen Vorschiebungen über Moskau hinaus täuschten den alten Krieger nicht. Als er sich überzeugte, daß die

französische Hauptmacht Moskau verließ, brach er auf, und begleitete sie auf der Flanke, um ihr so viel als möglich Abbruch zu thun. — Auf den Rückzug, welchen der französische Kaiser aus Moskau unleugbar meisterhaft begann, brachte Kutusow die Divisionen des Feindes, bei Tarutina am 18 October wieder zum Stehn. Die Russen, unter Bennigsen, dem Kutusow den Auftrag gegeben hatte, waren hier bei weitem der französischen Macht, die Mürat mit großer Tapferkeit in das Feuer führte, überlegen. Der französische Feldherr verlor bei diesem Gefecht 38 Stück Geschütz, 2000 Todte, und zog sich sehr geschickt nach Medyn zurück.

Am 27. October war bereits Moskau von den Franzosen geräumt, Kutusow ordnete die Rückkehr der Behörden an, und sagt in seiner Proclamation auf dem Zuge, den er jetzt nimmt, an die Moskowiten: „Die entsetzlichen Ausschweifungen, welche der Feind während seines Aufenthalts in der Stadt beging, sind allgemein bekannt, und haben in der Tiefe jedes russischen Herzens den Trieb und Wunsch nach Rache entzündet. Doch muß ich noch hinzusetzen, daß der Feind in ungebändigter Wuth einen Theil des Kremls in die Luft gesprengt hat, wobei jedoch durch ganz besondere Einwirkung der göttlichen Vorsehung die heiligen Tempel und die Kathedrale gerettet worden sind. Laßt uns dann eilen, diese ruchlosen Feinde zu verfolgen, während andere russische Heere mit uns zu dessen Vernichtung wirken. Wir sehen, wie er bereits in voller Flucht sein Fuhrwerk zerstört, und ungern sich von den Schätzen trennt, die er den heiligen Altären entwendete. Hunger, Desertion und Verwirrung gehen jetzt dem Zuge Napoleons voran, und ihm folgt das laute Murren der ganzen Armee. Während die Feinde unter die-

sen Vorbedeutungen abziehn, tönt die Stimme des russischen Monarchen herüber. Hört sie, Soldaten, Bürger! Er spricht: löscht die Flammen Moskau's im Blut der Räuber! — Russen! so laßt uns denn diesem feierlichen Befehl gehorchen. Hat unser gemißhandeltes Vaterland den Frieden in dieser gerechten Rache erkämpft, so können wir uns von dem Kampfplatz zurückziehn, und hinter unsern weit ausgedehnten Gränzen eine rühmliche Stellung einnehmen zwischen Frieden und Ruhm. Russische Krieger: Gott ist mit uns!!!" —

Dieser Aufruf, und mehrere ähnliche waren von großem Erfolg. Ganz Rußland schien unter den Waffen zu seyn, und je mehr der Muth der Russen zunahm, desto schneller wurde die Flucht der Franzosen und ihrer Verbündeten. Bei Malo-Jaroslawl warf sich Napoleon noch einmal mit seiner ganzen Kraft auf den linken Flügel der russischen Armee, um ihn zu werfen, und sich dadurch den Rückzug auf Smolensk zu schützen. Kutusow aber schien diese Bewegung vorausgesehn zu haben, und vereitelte durch ein sehr kunstreiches Manövre den Plan des Feindes. Nicht einmal der Generalstab des ergrauten Feldherrn wußte, was er eigentlich bezwecke, und viele, die sich auch klug und tapfer dünkten, schüttelten unzufrieden den Kopf. Kutusow blieb in der Flanke und hatte die Gegend von Smolensk bereits gewonnen, ehe Napoleon über Krasnoe mit seinem umschwärmten, ermüdeten Heer dort ankommen konnte. — Jetzt bot Kutusow von neuem die Schlacht an, und sie ist merkwürdig in den Kriegesannalen, weil beide Armeen die entgegengesetzten Fronten bildeten. Am 18. und 19. November erreichte Kutusow endlich seinen Zweck, denn an diesen furchtbar blutigen Tagen schlug er die Franzosen, vernichtete

allen Schimmer, der noch an der Armee Napoleons hing, befreite dadurch Europa und erhob Rußland zu einer Größe, auf welcher es sich noch nie gesehn hatte. In diesen Tagen zeigte der Nestor der Helden, was lange durchgeführte Besonnenheit endlich vermag! — Die Corps des Prinz Eckmühl und Fürst von Elchingen wurden vernichtet, und 20,000 Gefangene, 110 Kanonen, das ganze Gepäck waren die Beute dieser Schlachttage. — Die erbeuteten französischen Adler ließ Kutusow am nächsten Morgen auf dem Schlachtfelde vor den aufgestellten Regimentern senken, und sandte sie dann nach Petersburg an den russischen Monarchen. Diese Schlacht bei Smolensk vernichtete die ganze französische Macht in Rußland, und deren Entscheidung gab schon jetzt ganz Rußland das volle Selbstgefühl wieder. Das befreite Volk erhob den Erretter des Vaterlandes zum Himmel, und Kaiser Alexander ernannte den Graf Kutusow zum Fürst Smolenskoy.

Kutusow seiner Seits, des Landes Beschaffenheit wohl kennend, verfolgte den übereilt fliehenden Feind, den er von jetzt an nicht mehr in der Flanke hatte, sondern den er nun vor sich her trieb, nur langsam, weil er wußte, daß er am Ufer der Berezina ihn wieder finden würde. So erreichte er Wilna, wo ihn sein Kaiser mit der Achtung empfing, welche dem unleugbaren Retter des Vaterlandes gebührt.

Die übereilte Flucht des französischen Heers über die Berezina, die gänzliche Auflösung desselben, das alles ist bekannt genug, und an diesem kleinen Kriege der Verfolgung nahm Kutusow auch keinen thätigen Antheil. Seine Gesundheit war erschöpft, und übrigens stimmte er nicht für Eröffnung eines neuen Feldzuges, sondern nur für Deckung der russischen Gränzen. Der

russische Kaiser fand sich aber in der Nothwendigkeit, nunmehr aus der Defensive in die Offensive gegen Frankreich überzutreten, und der Kriegesschauplatz wurde nach Preußen, Schlesien, Sachsen verlegt. — So schwer es dem Fürst Kutusow fiel, so konnte er doch dem Andringen der ersten Männer seines Vaterlandes nicht widerstehen, und übernahm daher den Oberbefehl über die russische Armee, welche das erste Pannier der Freiheit an der Gränze von Norddeutschland aufpflanzte. Die ersten Proclamationen, welche er bei seinem Eintritt in Deutschland erließ, sind herzergreifend, kräftig und schön; sein Geist lebt darin; sie waren aber auch, man mögte sagen, sein Schwanengesang. Denn er kam nur bis Bunzlau, auf dem Zug der Armee gegen Dresden. — In jenem Städtlein endete Kutusow am 28. April 1813 sein thatenreiches Leben. Er starb an der Erschöpfung der menschlichen Natur, und konnte in dem Feldzuge, dessen Ende zu erleben er nicht das Glück hatte, als eine Monstranz betrachtet werden, die dem Volk vorgetragen wurde. Sein Geist war bis auf den letzten Augenblick lebhaft und rege; aber sein Körper war in dem hohen Alter durch die Ermüdungen eines steten Soldatenlebens trotz der eisernen Natur gänzlich erschöpft worden.

Die Nachricht von seinem Tode war eine Trauerpost für die ganze Armee, und der Name „Kutusow-Smolenskoy„ wird noch lange bei den Russen in Erinnerung bleiben. Sein Leichnam ist nach Rußland gebracht, und mit feierlichem Pomp in Petersburg beigesetzt. — Für Deutschland wird Kutusow immer merkwürdig bleiben, weil er der erste war, der Napoleons Siegesglück mit reichem Erfolg sich entgegen stellte.

I.

Sheridan.

Sans la vertu, sans son secours,
On n'a point de bien véritable:
Elle est toujours aimable,
Il faut l'aimer toujours!

Quinault.

Richard Brinsley Sheridan, der als Mitglied des königlichen Geheimenraths des Großbrittannischen Reiches, (Member of the privy Council) und als Schatzmeister des Herzogthums Cornwallis sein Leben beschloß, er, der ein Liebling fast aller Parthein in Großbrittannien zuletzt wurde, und der als öffentlicher Redner ein Muster für geübte Staatsmänner schnell sich hinstellte, und als solches beachtet und gewürdigt wurde, verdient auch in dem Auslande näher gekannt zu werden. Denn seine Schicksale sind fast abentheuerlich, und wenn ein ehemaliger Schauspieldirector in der Gallerie großer Staatsmänner eine der ersten Stellen einnimmt, so sollte man fast der Meinung sich nicht enthalten können, daß die große Weltbühne mit der Bretterbühne viele Aehnlichkeit und einen allgemeinen Berührungspunkt habe, nämlich: Täuschung! Vielleicht mag es aus diesem hier angedeuteten Berührungspunct zu entnehmen

seyn, daß es Sheridan, nachdem er auf der Bretterbühne den vollständigen Unterricht eingenommen hatte, leicht wurde, das größere Publicum auf der politischen Bühne an seinen schwachen Seiten zu erfassen und sich eigen zu machen. Neben Fox, Pitt und Burke sich stellend, von einer großen Parthei ihnen sogar in vieler Hinsicht vorgezogen, ist er in den brittischen Annalen rühmlichst verzeichnet.

Richard Brinsley Sheridan war der dritte Sohn des Thomas Sheridan; dieser war Doctor der Theologie, ein auszeichneter Geistlicher und Schullehrer,*) und ein genauer Freund Swifts, des Dechanten zu St. Patrick, dieses berühmten Schriftstellers mit der scharfen, spitzigen Feder und mit dem Reichthum von attischem Salz. Sheridans Vater starb zu Margate den 14. August 1788. Sheridans Mutter, Mistreß Francis Sheridan ist durch mehrere schriftstellerische Arbeiten rühmlichst bekannt geworden, und war als gelehrte Dame eine seltne Erscheinung; darum erregte sie bald Aufsehn, und gewann sich allgemeine Achtung. Die Novelle „Sidney Bindulph" worin die reinste Moral in einem sehr anziehenden Styl gelehrt wird, ist ihr Werk, und diese Schrift hat Sheridans Mutter, welche in Blois in Frankreich, an der Loire gelegen, am 17 September 1706 starb, weit überlebt. Sie hatte eine wissenschaftliche Reise nach dem südlichen Frankreich gemacht, von welcher sie nicht zurückkehrte. Mehrere ihrer Schriften sind in das Französische und in das Deut-

*) Nach einigen Erzählungen soll Sheridans Vater ein berühmter Schauspieler und großer Schriftsteller gewesen seyn. — Diese Angaben sind aber durchaus irrig.

sche übersetzt. — Von einem solchen Vater und von einer solchen Mutter die erste Bildung und Erziehung erhalten zu haben, ließ großen Erwartungen an den jungen Richard Brinsley Raum; allein auch bei ihm trat die Erfahrung wieder ein, daß große Köpfe in der Periode der Körperentwicklung für stupid, einfältig gehalten werden, und daß sie dann mit ihrem schnell entfesselten Talent den Alltagsköpfen mit Riesenschritten voraneilen.

Schon in seinem siebenten Jahr war Sheridan mit seinem ältern Bruder Charles Francis (der sich als Kriegssecretär in Irland, und als Verfasser der Geschichte der Revolution in Schweden einen ehrenwerthen Namen gewonnen hat) dem Mr. Whyte, zu Dublin, einem Freunde seines Vaters, zur Erziehung anvertraut. Keine Fähigkeiten zeigte hier der Knabe, keine Lust zum Lernen, und nur mit größter Strenge konnte er dahin gebracht werden, wenigstens sein Gedächtniß zu üben. Eine große Indolenz schien bei ihm vorherrschend zu seyn zu der großen Betrübniß der Mutter. — Nachdem Richard Brinsley achtzehn Monat auf der Schulanstalt des Herrn Whyte gewesen war, wurde er derselben wieder entnommen, und kehrte im Jahr 1759 zu seinen Aeltern, welche damals in Windsor lebten, zurück. — Sheridans Vater sowohl, als auch ganz vorzüglich seine Mutter gaben sich die größte Mühe nunmehr ihn selbst zu unterrichten, und außerdem genoß er noch des Unterrichts von bedeutenden Schullehrern, welche sich beeilten, dem Vater Sheridans gefällig zu seyn. Allein alle Bemühungen der Aeltern, dem Geiste des Sohnes Schwingen zu geben, schienen vergebens zu seyn, und doch war er den Studien bestimmt!

Im Jahr 1762 war er durch Versuche und Bemühungen aller Art so weit vorgeschritten, daß er auf die gelehrte Schule von Harrow geschickt werden konnte. Allein auch hier waren seine Fortschritte anfänglich höchst gering, und die Lehrer der Anstalt betrachteten nun gleichfalls ihn als einen jungen Menschen, der keine große Ansprüche in dem öffentlichen Leben nach seiner wissenschaftlichen Ausbildung würde machen können.

Doctor Parr, ein Lehrer der Anstalt, glaubte demohnerachtet, mehrere Anlagen in dem jungen Menschen tief versteckt ahnden zu dürfen, als man allgemein glaubte, und es gelang ihm auch wirklich, den jungen Sheridan zu beleben. Des Doctor Parr Name verdient genannt zu werden, weil ohne ihn, ohne seine stille Beobachtung vielleicht ein großes, vorherrschendes Talent nie zu Tage gefördert seyn würde. Parr suchte nämlich den Ehrgeitz seines Zöglings zu beleben, und dies gelang ihm über alle Erwartung. Die Strenge hatte Bitterkeit, Stumpfsinn erzeugt; jetzt aber, wo der Ehrgeitz belebt war, wo der Jüngling, der das Gefühl für Freiheit tief im Herzen trug und nährte, vor Strafe nicht mehr zu zittern brauchte, jetzt erhob er sich in der angebornen Kraft, und machte in kurzer Zeit Fortschritte, die Erstaunen erregen mußten. Es giebt eine Periode in dem Leben der Jugend, wo Kunst und Wissenschaft mit starken Armen den lebendigen Geist festhält; man kann diese kurze Periode die der Geisterweihe nennen, denn wer sie nicht aushält, wird der Prosa des Leben's überantwortet. Sheridan aber hielt diese Weihe aus, denn auf einmal belebte ihn, als der aufgeregte Ehrgeitz die tief schlummernden Talente emporgerüttelt hatte, der Genius für das Große, welcher ihn in seinem Leben nie wieder verließ. — Die Erwe-

ckung des Ehrgeitzes kann zu manchem Mißgriff Veranlassung geben, weil eine schiefe Richtung entsteht, wenn die Kräfte und Naturanlagen dem Ehrgeitz nicht nacheilen können; bei Sheridan hielten sie aber, einmal geweckt, ihm das Gleichgewicht, und bald bedurfte es der Anreitzung des Ehrgeitzes nicht mehr, indem das angestammte Talent der Natur jetzt vorherrschend zu walten begann. — Ein sehr getreues Gedächtniß zeigte Sheridan, und dieses Gedächtniß wurde nach der Ansicht der englischen Schulen, die Volksredner zu erziehen streben, noch mehr bei dem öffentlichen Unterricht geübt; ohne Uebung aber verschwindet nach und nach der Mechanismus der schnellen, treuen Wiedergabe des Empfangenen, und Sheridans Gedächtniß wurde nach den für nothwendig erachteten Prinzipen sehr stark geübt. In den alten Sprachen machte er starke Fortschritte; als er aber auf der Schule nun so weit war, daß ihm kein anderer den Vorrang mehr streitig machen konnte, hatte sein Ehrgeitz seinen Zweck auch erreicht, sein Fleiß ließ nach, und er fiel in die frühere Schläfrigkeit des Geistes zurück. Sheridans Vater fand den Sohn, den er nach fünf Jahren von der Schule zurücknahm, so ausgebildet in den Studien, daß er es für unnöthig hielt, ihn vorher noch auf einer Universität seinen Kursus machen zu lassen. Der junge Sheridan wurde auch bald als Auscultant bei Middle-Temple angenommen. Daß dieses, ohne daß Sheridan vorher einen academischen Cursus gemacht hatte, geschah, ist ein sicherer Beweis dafür, daß er schon mit großen Kenntnissen versehen, die Schule verlassen haben mußte, weil zu der Annahme in Middle-Temple in der Regel der academische Cursus gehörte. — Der junge

Mann war von seinem Vater für die Rechtswissenschaft bestimmt.

Der junge Sheridan war schon auf dem Wege, ein glänzendes Glück zu machen, wenn der erwachte Ehrgeitz und eine andere Leidenschaft es zugelassen hätten, daß er zu der Intrigue, zu der Schmeichelei, zu der feinen Schlauheit sich hätte herablassen können. Er war kaum zwanzig Jahr alt, als er schon in den Gesellschaften vom besten Ton der Liebling war, und sein schnell treffender Witz, seine drolligen Einfälle vergnügten; er wurde gesucht. Dieses Aufsuchen seines Umganges verband er aber, der stolze Jüngling mit dem Begriff, als wenn er den Possenreißer machen solle; sein Stolz erwachte, und er zog sich von den glänzenden Zirkeln zurück. Er weihete sich nun ganz wieder den Wissenschaften. Auf dieser kostspieligen Laufbahn als junger Rechtsgelehrter konnte ihn sein Vater bei einem Jahrgehalt von 200 Pfund nicht vollständig erhalten, und Richard Brinsley Sheridan nahm daher zu schriftstellerischen Arbeiten — eigentlich, wie er späterhin oft erklärt hat, invita Minerva, und ohne starken innern Beruf zu fühlen — seine Zuflucht. Da er die Schriftstellerei nun auch nur als einen Erwerbszweig betrachtete, so wählte er auch die Abtheilungen, welche am leichtesten und reichsten in England damals lohnten; er wurde nemlich Journalist und Schauspieldichter. Jenen Antheil, den er an Flugschriften hatte, leugnete er überall öffentlich, es war aber der, welcher ihm Einkommen verschaffte. Mit seinen Schauspielen hingegen trat er öffentlich auf, und jeder Versuch, jede Anstrengung, den Beifall des Publici zu gewinnen, mißglückte. Sheridan hatte bei seinen kleinen dramatischen Stücken das komische Fach gewählt; allein hierin

gefallen und Eindruck machen zu können, dazu kannte er die Eigenthümlichkeiten des Volkes, die Manieren und überhaupt den Character der Nation noch viel zu wenig. Er selbst war auch mit diesen Versuchen sehr unzufrieden, als der Beifall seiner Erwartung nicht entsprach, daher vernichtete er einen Theil seiner Handschriften in der Aufwallung literarischen Unmuths, und nahm sich vor, für Momus nie wieder die Feder anzusetzen. Doch Drang und Talent war in ihm; zu seiner Zeit mußte er den voreiligen Schwur vergessen, und seinem ursprünglichen Beruf folgen; das war zu erwarten, und lag in der Natur der Dinge, in der Fügung des Himmels, welcher der Mensch aus menschlicher Laune dennoch vergebens sich zu entwindeh strebt.

Die Leidenschaft der Liebe wurde jetzt in ihm wach, ergriff ihn mit ihrer ganzen Gewalt, und entzog ihn geraume Zeit seinen literarischen Ausarbeitungen, durch welche er, von dem Ehrgeitz mehr, als von der Laune getrieben, Ruhm und Reichthum hatte erwerben wollen. Auf den ersten Theatern glänzte damals Miß Linley, welche eben so sehr durch ihr Spiel, als durch ihre Schönheit und Gesang bezauberte. Einer so allgemein beliebten, und bezaubernden jungen Schauspielerin konnte es nicht fehlen, bald einen Schwarm von Anbetern um sich versammelt zu sehen, und Männer vom ersten Rang rühmten es, wenn Miß Linley sie bemerkt hatte. Sheridan war auch unter der großen Zahl ihrer Verehrer, und vielleicht hatte der Ehrgeitz des jungen Mannes, hier seinen Nebenbuhlern den Rang abzulaufen, eben so vielen Antheil an seiner Leidenschaft, als die Liebe selbst. — Miß Linley war damals Prima Donna (erste Sängerin) auf dem Drurylane-Theater, und ihr Vater galt für einen der beliebtesten

Komponisten. Sheridans Bewerbungen wurden ernsthafter, aber sie fielen dem Vater in das Abentheuerliche, weil er ohne Brodt, ohne nahe Aussicht zu einem ehrenden und nährenden Amt war. Sheridan ließ sich durch die zurückweisenden Antworten nicht abschrecken, und trug bei einem zwar etwas wilden und wüsten Leben, welches er jetzt bei literarischer Unabhängigkeit und bei jenem Uebermuth, der sich bald dem jungen Genie zugesellt, doch immer die Farbe der Miß Linley.

Ein junger Herr, mit Namen Mathews, hatte in der Zeitung von Bath die Ehre der Miß Linley angegriffen, und ihren Ruf als zweideutig gezeichnet. Eine so pöbelhafte Beleidigung bedurfte eines Rächers, und Sheridan warf sich zu demselben auf. Er forderte den Sir Mathews auf den Degen, und dieser gestellte sich. In der Fechtkunst mogte er dem jungen Sheridan ohnfehlbar weit überlegen seyn, allein bei diesem ersetzte der Feuereifer, mit welchem er die Sache seiner Geliebten verfocht, das, was der Kunst abging, und er blieb Sieger in diesem Zweikampf. Er zwang seinen Gegner zum Widerruf, und diesen Widerruf ließ Sheridan gleich darauf in den öffentlichen Blättern bekannt machen, wobei es denn freilich nach seiner gewohnten Art, an einigen sarkastischen Nebenbemerkungen nicht fehlte. Sir Mathews fand sich hierdurch schwer beleidigt, und war jetzt der Herausforderer. Sheridan nahm einen Zweikampf, der dieses mal mit der größten Erbitterung von beiden Seiten gefochten werden würde — das war vorauszusehn — sehr gern an. Mathews und Sheridan schossen sich erst auf Pistolen, und da die in den Ehrengesetzen bestimmten sechs Schuß von beiden Theilen ohne bedeutende Verletzung gethan waren, so griff man zu dem Degen. Die Hitze der Fechter hatte

den Zweikampf ganz aus der Regel gebracht, und beide verwundeten einander, so daß sie niedersanken. Ihre Erbitterung war aber so groß, daß, während sie schon am Boden lagen, sie mit dem bloßen Degen noch auf einander losschlugen, und die Sekundanten hatten Mühe, diese ergrimmten Kämpfer zu trennen.

Eine so ritterliche That mußte wohl die Miß Linley, welche schon längst wider den Willen ihres Vaters mit Sheridan in vollkommnem Einverständniß gewesen war, zu den größten Opfern hinreißen. Heimlich entwich sie mit Sheridan, der verfolgt werden sollte, weil der Zweikampf bekannt geworden und Sir Mathews tödtlich verwundet war. Sheridan ging mit seiner angebeteten Linley nach Frankreich, ließ sich hier mit ihr in der Stille trauen, und nachdem in England die Sachen so geordnet waren, daß er sicher dorthin zurückkehren mogte, ging er mit seiner jungen Gattin wieder an Bord, zog mit ihr wieder nach England zurück. Jetzt weigerte sich auch der Vater der Miß Linley nicht mehr, seine Einwilligung zu geben, und die an sich ungesetzliche Heirath Sheridans wurde nun nach den Formen der Kirche öffentlich vollzogen.

Sheridan trat bei seiner Rückkehr nach England wieder in das Fach ein, dem er sich gewidmet hatte. Durch schriftstellerische Arbeiten wollte er sich Rang, Namen und Erwerb gewinnen, und seine übrigen Arbeiten nicht gerechnet, widmete er sich doch wieder dem theatralischen Fach, denn es war das, welches den mehrsten Erwerb brachte. Seine nunmehrige Gattin erhielt als eine der beliebtesten Sängerinnen von den verschiedenen Theatern die glänzendsten Anerbietungen. Die Directoren des Pantheon boten ihr z. B. für zwölf Vorstellungen tausend Pfund und ein Benefize, welches

man eben so hoch anschlagen durfte. Sheridan wich aber von dem edlen Stolz, der den großen Mann auch in widerwärtigen Schicksalen ziert, und von seinem Lebenswege ihn nicht stören kann, nicht zurück, und seine Gattin trat nie wieder auf, obschon sie durch ihr großes, anerkanntes Talent in der Musik und Melodie durch die Uebung desselben in der Oeffentlichkeit ihrem Gatten ein sehr gemächliches Leben hätte bereiten können. Sein edler Stolz, wonach er in eignem Kraftgefühl des Talentes der Gattin als Erwerbzweiges nicht bedurfte, verdient hohe Bewunderung. Zu bemerken ist hierbei, daß auf dem Drurylane-Theater nunmehr die jüngere Schwester der Miß Linley, die nach ihrer Verbindung mit Sheridan selbst sehr gern dem Debütiren auf der Bühne entsagte, die Stelle der ältern Schwester einnahm. Diese jüngere Schwester hatte einen getheilten Beifall des Publici, und hatte kurz nach ihrem öffentlichen Auftreten das sonderbare Schicksal, daß sie bei einer Arie: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt," auf der Stelle todt niederfiel.

In der Lage, in welcher Sheridan sich jetzt befand, litt er oft an den ersten Bedürfnissen des Lebens Noth, und doch hätte er durch das Talent seiner Gattin sich ein gemächliches Auskommen bereiten können. Allein er wollte es nicht, bei seinem hoch angewachsenen Ehrgeiz, daß ein anderer etwas für ihn thue. Er nahm daher mit seiner ganzen Kraft zu den literarischen Arbeiten wieder seine Zuflucht. Kleine Gedichte hatten ihm einen Namen gegeben, er selbst aber war mit der Art, wie er zu diesem Namen gekommen, nicht zufrieden. Seine Abentheuer hatten ihn auch bekannt gemacht, und er glaubte jetzt Aufmerksamkeit auf der Bühne erregen zu können. Er schrieb zunächst das Stück: die Nebenbuhler (the Rivals) welches am 17. Januar 1775

zuerst auf die Bühne kam, jedoch fand es erst Beifall, als es mit bedeutenden Abänderungen wiederholt ward. Das Nächste, was er auf die Bühne brachte, war die Farçe von St. Patricks Day oder the Scheming Lieutenant, ein Stück welches Sheridan in 48 Stunden ausgearbeitet haben soll, und welches für den gebildeten John Bull berechnet war, bei demselben auch Beifall fand. Die Laune des Publici wohl berechnend, entwarf er seine Dueua, eine Oper, welche in London in ganz kurzer Frist 75 mal gegeben wurde, — und Sheridans Ruf als Dramaturg war nun begründet. — Wohl berechnet war es allerdings bei ihm, daß er das hervorsuchte, was anspricht und dem Volk gefällt; daß er aber zu sehr dieser ungeregelten Volkslaune in seinen theatralischen Ausarbeitungen fröhnte — dieser Sclavendienst wies von dem freien Sitz der Musen für immer ihn zurück.

Sheridans Stücke machten mehr und mehr Glück, und er selbst machte dadurch einen bedeutenden Erwerb, so daß seine häuslichen Umstände sich immer mehr und mehr verbesserten. — Als der bekannte Garrick die Direction des Drurylane-Theaters im Jahr 1776 aufgab, um auf seinem reizenden Landhause bei London den Spätsommer seines Lebens in Ruhe zu enden, war Sheridan in dem Stande, die Unternehmung dieses Theaters in Verbindung mit einem Dr. Ford an sich zu kaufen. Außerdem soll, andern Nachrichten zu Folge, sein Schwiegervater stiller Gesellschafter gewesen seyn. Der Ankaufspreis war 30,000 Pfund. Mit großem Eifer legte sich nun Sheridan auf das dramatische Fach, weil sein eignes Interesse es erheischte, und auch der Mechanik des Theaters nahm er sich sehr an. Seine Bühne bekam bald einen neuen Schwung, und er hatte

fast beständig ein volles Haus, in welchem sich keine Gegenparthei bildete. Er selbst feiner Kenner, sorgte aber auch für eine gute Auswahl der Stücke, die auf das Repertoir kamen, und da er selbst dramatischer Schriftsteller war, und bald der beliebtesten einer wurde, so warf er sich auch leicht zum Tonangeber auf, und es gehörte zu dem guten Geschmack, sein Theater fleißig zu besuchen. Es wurde ihm bei seinen Verbindungen mit den ersten Gelehrten und schönen Geistern leicht, die besten Schauspieldichter an sein Interesse zu fesseln, und von seiner eignen Dichtung erschien jetzt the Trip to Scarborough auf seinem Theater. Das Stück gefiel allgemein, aber den Preis über alle Lustspieldichter Englands sollte Sheridan erst noch davon tragen. Kurz darauf nemlich schrieb er: the School for Scandal (die Lästerschule) und brachte das Stück am 8. May 1777 zum erstenmal auf das Theater. Der Beifall war rauschend, über alle Erwartungen groß, und Sheridans Name wurde von den Liebhabern der Kunst durch ganz England hoch gefeyert. Wo er sich blicken ließ, gab man ihm Beweise der Verehrung seines Genie's, und außerdem brachte besonders jene „Lästerschule" ihm auch bedeutende Summen ein. Dieses allbekannte, vielfach auf allen Bühnen Englands gegebene Stück steht bei vielen Theatern noch jetzt auf dem Repertoir, ist mehrfach in das Deutsche, in das Französische übersetzt, und wird noch jetzt, so wie das frühere „die Nebenbuhler" häufig auf deutschen Bühnen gegeben; — ein sicherer Beweis für den Gehalt der Dichtung, Einkleidung und Entwickelung, da die Lustspiele der Britten als solche, kein nationelles Interesse in dem Auslande eigentlich haben können.

— Sheridan schrieb nun in schneller Folge noch mehrere Lustspiele, welche zwar beifällig aufgenommen wurden, allein ihrer örtlichen Beziehungen des Augenblicks wegen die Aufmerksamkeit des Auslandes nicht auf sich ziehn konnten. — Im Jahr 1779 am 20. Januar starb Garrick, der Roscius der englischen Bühne, und Sheridan feyerte dessen Tod auf dem Theater durch eine sinnreiche Feyerlichkeit, welche mit einer von ihm in sehr edlem Styl ausgearbeiteten Trauerrede endete. Das Ganze machte aber zu Sheridans großem Kummer den erwarteten Eindruck nicht auf das Publikum, es ließ vielmehr kalt; vielleicht, weil Garrick schon seit Jahren von der Bühne sich zurückgezogen hatte, der Mimen Kunst aber vorübergehend ist und das Publikum also auch nicht den regen, unmittelbaren Antheil mehr an ihm nahm; vielleicht aber auch, weil das englische Theaterpublikum für dergleichen Theaterscenen an sich keine Laune mitbringt. Der schwere Character des Britten begehrt auf der Bühne die Extreme von Ernst und Scherz, und Sheridan hatte hier den Ton nicht genau genug gekannt; theatralische Spielerei mit Trauergepränge wird dort verworfen, und dieser verunglückte Versuch war es besonders, der Sheridan das Streben, dem er sich bis jetzt gewidmet hatte, gehässig machte! Sein Ehrgeitz erwachte stärker als je! Dem Künstler, den er im hohen Sinne des Wortes bewundert hatte, wurde die Todtenfeyer nicht, die nach Sheridans Ansichten ihm gebührte; Sheridan vernachlässigte fortan das Theater, verachtete die Laune des Publici, und setzte dadurch seinen eignen Vortheil dennoch sehr zurück.

Es fehlte nicht viel, und das kräftige Gemüth Sheridan's wäre in dieser Zeit von dem Spleen über-

fallen worden. Dazu kamen oft die drückendsten Nahrungssorgen. So reich auch seine Einnahme war, so sehr er seine Vermögensumstände hätte verbessern können, so quälten ihn doch oft die drückendsten Sorgen und Geldverlegenheiten; das gewöhnliche Schicksal großer Köpfe, welche den Werth ihrer selbst zu lebhaft fühlend, den Werth des Geldes nie kennen, oder mindestens nie achten lernen. Alle Anstrengungen, alle Beeiferung Sheridans hatten ihm troß des lauten Beifalls keine Förderung geschafft, und zu Anfang des Jahrs 1780 hatte er sich bereits bestimmt dafür entschieden, seinen ganzen Antheil an dem Theaterwesen aufzugeben, und in der Politik sein Heil zu versuchen.

Diese sprach seinen Ehrgeiß auch mehr an, und dazu kam, daß sein Freund, der bekannte Parlementsredner Carl Jacob Fox den talentvollen Sheridan seiner Parthei der Opposition im Parlement zu gewinnen suchte, indem er von diesen Talenten etwas Bedeutendes erwartete. — Dieser Fox hatte mit Sheridan im Gesellschaftsleben manche Berührungspuncte, z. B. Hang zum Spiel, Verschwendung ohne Gränzen, Lebenslust in allen Beziehungen, dabei aber auch große Lebenskraft, große Lebensregsamkeit, und einen ungemäßigten Ehrgeiß, der sich bei großem Talent hinter dem Ehrgeiß versteckte. Fox war schon 1770 von Lord North in das Ministerium gezogen, und zu einem der Kommissarien ernannt; er war aber bald mit dem Minister in Streit gerathen, und hatte schon 1772 sein Amt niedergelegt. Noch einmal zog Lord North kurz darauf den gefährlichen Redner Fox in das Ministerium, allein sie entzweiten sich sehr bald wieder, und Fox wurde durch ein Billet des Lord North, des Inhalts: „der König hat für gut befunden, eine neue

Kommission für die Schatzkammer zu ernennen, und ich finde Ihren Namen unter den Kommissarien nicht;" — entlassen. Der ehrsüchtige Fox war dadurch höchst erbittert; er schwankte zwischen Regierung und Volk, zwischen Ober= und Unterhause, und konnte sich eben jetzt der Furcht und Achtung beider erfreuen, als er Sheridan in den Kreis seines politischen Wirkens zog. —

Sheridan hatte schon ein Jahr vorher, ehe er Anspruch an das öffentliche Leben machen wollte, im Stillen die Redekunst geübt, weil er sich wohl davon überzeugt hatte, daß der Redner nicht geboren wird, sondern erst gebildet werden muß. Bei den ersten Bewerbungen um eine Parlementsstelle fiel Sheridan indessen durch. Das war zu erwarten, da in dieser großen Volksrepräsentation bei der Wahl der Begriff eines Schauspieldirectors nicht eben empfehlend für ihn seyn konnte; außerdem aber war in eben dieser Zeit gerade sein Schirmvoigt, Fox, nicht von directem politischen Einfluß. — Sheridan ließ sich aber dadurch, daß er bei der Wahl zurückgewiesen war, nicht abschrecken, und im Jahr 1780, wo ein neues Parlement sich versammelte, erreichte er seinen Zweck. Als Repräsentant der Stadt Stafford trat er in das Parlement ein, und was er durch seinen Namen, durch seine Bewerbungen zu dieser Wahl nicht vermogt hatte, das entschieden und bewirkten seine Freunde, deren Sheridan in allen Kreisen des Lebens sehr viele hatte, durch das Zusammenbringen einer bedeutenden Summe, welche, wenn man die damaligen Parlementswahlen kennt, nöthig war.

Kaum war Sheridan nunmehr erklärtes Parlementsmitglied, so war er auch bald einer der hitzigsten und der kräftigsten Redner für die Opposition. Er er=

klärte sich sogleich für das Unterhaus, für die Volkspartheі, und die Worte, welche er auf der Tribune sprach, waren Donnerworte. Es ist zu bedauern, daß sie nicht alle verzeichnet sind, und mehrentheils in der Erinnerung der Hörer nur noch wohlthätig, erwärmend nachhallten. Zwar wurde er anfänglich, ehe er sich nicht fest fühlte, noch nicht überlaut gegen die Minister, doch war er sogleich, als er in das Parlement getreten, in der Intrigue einheimisch, und suchte an die Spitze derer zu kommen, welche mit der damaligen Ministerialregierung unzufrieden waren. Er besuchte daher in dieser Zeit häufig Volksversammlungen, politische Klubbs, und in Flugschriften, gegen das Ministerium gerichtet, war es unverkennbar und fand bei der Volkspartheі allgemeinen Beifall, wenn Sheridan die Feder angesetzt hatte. So hatte er großen Antheil an der Zeitschrift, the Englishman, die mit großer Erbitterung gegen Lord North und seine Administration ausfiel, und zwar mit einer Lizenz, welche nur in einem so freien Staat, als England, Raum gewinnen kann. So lange North an der Spitze der Geschäfte stand, konnte Sheridan in seinen Bewerbungen, wenn er sich auch dem Ministerium furchtbar zu machen suchte, doch seinen Zweck nicht erreichen. Als aber im Jahr 1782 die Rockinghamsche Parthei ihr Haupt erhob, gelang es Sheridan, die Stelle eines Untersecretärs im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu erhalten. Generalsecretär dieses Departements war damals bereits sein Freund Fox.

Der Tod des Marquis von Rockingham, welcher bald darauf unerwartet erfolgte, zerstörte Sheridans hochfliegende Pläne wieder. Graf Schelburne, nachheriger Marquis Landsdown wurde erster Lord der Schatz-

kammer, und durch diese Wahl wurden die Aussichten der Opposition vernichtet. Es bildete sich daher eine merkwürdige Koalition mit den alten Gegnern, und in seinen politischen Flugblättern griff Sheridan die neue Administration sehr hart an. Besonders geschah dies auch mit in einer, damals allgemeines Aufsehn erregenden Zeitschrift, the Jesuit, woran im geheim mehrere Oppositionsglieder Theil nahmen, und worin die Personen ersten Ranges ohne alle Schonung durch Beleidigungen aller Art verunglimpft wurden. So groß nun auch die Preßfreiheit in Großbritannien war, so waren die Beleidigungen doch zu groß, und der Drucker der Zeitschrift wurde zur Untersuchung gezogen und zu einjähriger Einsperrung verurtheilt, weil er den Verfasser der Pamphlets nicht nennen wollte, selbst also die Schuld tragen mußte. Außergerichtlich nannte man übrigens allgemein Sheridan als den Schriftsteller, aus dessen scharfer Feder jene schwer beleidigenden Worte geflossen waren. — Jene Koalition des Lord Fox und Lord North trug auch bald einen entschiedenen Sieg davon, denn Lord Schelburne und William Pitt wurden im März 1783 außer Thätigkeit gesetzt, und an ihre Stelle traten wieder Lord North und Fox, wobei der Herzog von Portland als Premier-Minister, der Form nach, das Portefeuille hatte. — Pitt nemlich (da so eben dieser bekannte Name genannt wurde) war der dritte Sohn des bekannten Lord Chatam, hatte die Rechte mit Erfolg studiert, erhielt 1781 bei der Zusammenberufung des neuen Parlements in dem Unterhause Sitz für den Flecken Appleby. Lord North, damals Premier-Minister, war nicht beliebt, und Pitt trat auf die Seite der Opposition. Er hatte sich hier so ausgezeichnet, und so furchtbar gemacht,

daß er bereits in seinem drei und zwanzigsten Jahre das Amt eines Kanzlers der Exchequer und die Leitung des Unterhauses erhielt, bis gedachter maaßen jene Koalition, wobei Sheridan eine bedeutende Rolle spielte, ihn zum Weichen brachte, und unzufrieden mit dieser Faction verließ Pitt auf einige Zeit England, und bereisete auf Italien und mehrere deutsche Höfe, um nach dem Sturz der Gegenparthei desto ehrenvoller nach England zurückzukehren. — Bei jenem neuen Ministerium unter dem Herzog von Portland erhielt Sheridan zum zweiten mal eine öffentliche Anstellung und zwar als Secretär der Schatzkammer. Seinem Freunde, dem jetzigen Staatssecretär Charles Fox, hatte er sie zu verdanken. Der Genuß dieser bedeutenden, Sheridans Ehrgeitz nährenden Stelle war aber von kurzer Dauer.

William Pitt nemlich, durch seinen Vater, Lord Chatam, den feinsten Staatsmann seiner Zeit, in den Berechnungen der Politik erzogen und wohl unterrichtet, räumte, indem er England verlassen hatte, seinen Gegnern das Feld, nur um sie sicher zu machen. Seine Parthei blieb zurück und wirkte für ihn. Daß ein Lord North und Fox nicht lange in Einverständniß mit einander bleiben könnten, das glaubte Pitt vorauszusehen, und er hatte sich nicht verrechnet. Schon nach neun Monaten hatte Pitt diese Parthei gestürzt, im Triumph kehrte er wieder an die Spitze der Geschäfte zurück, und diese Veränderung des Ministerii hatte zur nothwendigen Folge, daß Sheridan als genauer Freund des Staatssecretär Charles Fox sogleich auch seine Stelle wieder verlor.

Nun hatte Sheridan nichts Angelegentlicheres zu thun, als der Oppositionsparthei sich ganz zu widmen.

Persönliche Beleidigung und Erbitterung kamen hinzu, ihn zu einen entschiedenen Freunde der Opposition zu machen. Bis zu Ende des Jahres 1783 aber spielte er bei seiner Parthei immer noch eine untergeordnete Rolle. Es war ihm noch nicht möglich, durchzudringen. Bald aber gehörte er nun zu den ersten Rednern im Unterhause; der Glanz, die kurze Gebundenheit und Wahrheit seines Vortrags ergriff, seine rhetorischen Künste und seine Dialectik siegten, seine stete Besonnenheit gab dem Vortrag Abrundung und Bestimmtheit — er trug den Preis davon, wenn er bei seinem hohen Genius es wollte. Man sagte damals von ihm, er sey an Kraft und Fülle mit Pitt, an Logik und Feinheit mit Fox, an Feuer der Einbildungskraft mit Burke zu vergleichen; an Ordnung und Geschmack hingegen übertreffe er letztern. — Wie stark, groß und einwirkend Sheridans Rednertalent sich entwickelt hatte, das sieht man besonders aus seinen Oppositionsreden, welche er in dieser Zeit gegen die Ministerialparthei im Unterhause hielt. Sie waren so gerundet, so schön, so im rhetorischen Geschmack geordnet, daß man häufig glaubte, sie wären schon vorher einstudirt. Von der Unmöglichkeit dieser, den Redner ehrenden Behauptung überzeugten sich indeß die Klügern dadurch, weil er in dem Strom der Rede bei der Replik die Schwächen des ministeriellen Vortrags angriff, und besonders durch beißenden Witz und Satyre die Waffen dem Gegner stets so entgegen richtete, daß das letzte Wort ihm wurde. — Als Redner vertheidigte er im Unterhause mit besonderm Eifer, indem es seinen Freund Fox galt, die East India Byll, wonach Fox aus rein-vaterländischer Absicht und Ansicht die ostindische Compagnie aufgehoben und jenem Handel unter die unmittelbare Staatsverwaltung gestellt wis-

sen wollte. Es war nicht durchzubringen, und jene Bill bewirkte den Sturz von Fox. Sheridan trug aber dabei den Ruhm davon, daß er bei dieser Gelegenheit Reden in dem Parlement gehalten hatte, die noch lange in ruhmvoller Erinnerung blieben. — Im Jahr 1785 als Pitt bereits der Allgewaltige war, stand Sheridan gegen ihn im Parlement in einer Rede wider die Parfumery=Bill auf. In dieser, allgemeines Aufsehn erregenden Rede verschwendete Sheridan ungemein vielen Witz und Scharfsinn, und größer, allgemeiner wurde noch sein Ruhm bei dem Volk, weil er den eifrigsten Antheil an den Debatten über Irland und die Veränderung dessen Zustandes nahm. Hier zeigte er sich ganz als Freund des Volks, als Volksredner, und lauter Beifall rauschte ihm stets entgegen, wenn er die Tribune verließ. Auch bei diesem sehr ernsten Gegenstande mußte oft Ruhe geboten werden, wenn er sprach; denn man wartete immer darauf, daß er mit launigen, beißenden, den Augenblick besiegenden Einfällen seine Rede würzen werde, und man täuschte sich nie; jedoch ist zu bemerken, daß er dabei über die Gränzen des würdevollen Anstandes nie hinausging.

Seit er diesen lebhaften Antheil an den irischen Angelegenheiten nahm, wurde er als das furchtbarste Glied der Opposition und als der entschiedenste Feind der Ministerial=Parthei betrachtet. — Von vielen Reden, die er ferner, immer mehr in Rhetorik und Dialectik geübt, hielt, betrachtet man besonders seine Vorträge betreffend den vor dem Parlement angeklagten ostindischen General=Gouverneur Warren Hastings, für Meisterwerke der Beredsamkeit. Es war dies im April 1787. Alle diese Vorträge, durch die Geschwindschreiber des Parlements aufgenommen, hat Mr. Guray zusam-

mengezogen und aufbewahrt; der Herzog von Norfolk hat davon eine Abschrift nehmen lassen, welche Sheridan selbst durchgesehen hat. Diese Abschrift enthält vier starke Bände, und der Unkundige kann hiernach ermessen, daß viel dazu gehören möge, als Parlementsredner sich einen bedeutenden Namen zu gewinnen. In diesen Reden gegen Hastings zeigte er auch außer seinen glänzenden, überströmenden Witz, seinen Scharfsinn, seiner ewig regen Laune und seiner glücklichen Geistesgegenwart einen ganz besondern Fleiß und Ausdauer, wie man sagt, zum erstenmal. Die Verhandlungen über Hastings dauerten vom April bis zum Juni 1788 und unter andern griff sich Sheridan in seinem Vortrag am 10. Juni 1788 so an, daß er in dem Augenblick von einer starken Ohnmacht befallen wurde. Diese Ohnmacht war durchaus bei ihm kein Theaterkniff, und er bedurfte bei der Suada, die ihm zu Gebot stand, eines solchen Mittels auch nicht, um für seine Sache einzunehmen. Erst nach drei Tagen konnte er jenen Vortrag fortsetzen. Es galt aber auch bei diesen Vorträgen nichts geringeres, als die Ehrenrettung der Opposition, und wo möglich den Sturz des ersten Lords der Schatzkammer oder Premier-Ministers, William Pitt, der die Gunst des Königs zwar dauernd besaß, die Liebe des Volkes aber wegen seines unbeugsamen Sinnes, und weil er nie nachgab, immer mehr und mehr verlor, besonders jetzt, da er bei der Bevölkerung von Botanibay unwandelbar auf seinen Grundsätzen beharrte. Nun war zwar Fox noch an der Spitze der Opposition, allein er war fast nur noch ein Scheinbild, und Sheridan war das Organ, der gefürchtete Redner.*)

---

*) Um diese Zeit hatte Fox schon keinen besondern Beifall mehr,

Die äußere Würde seines großen Gegner Pitt, hatte Sheridan freilich nicht, wenn er öffentlich sich ihm entgegenstellte; an innerm Gehalt und Gewichtigkeit der Rede gab er ihm aber nichts nach. Seine Stimme war stark, volltönend, und füllte den großen Raum aus; seine Rede war nie ängstlich ausstudirt, denn er durfte seinem herrlichen Talent trauen, welches ihn nie verließ; wenn aber der Strom der Beredsamkeit ihn mit fortriß, dann verirrte er sich bald, nicht in der Folgenreihe der Gedanken, wohl aber in der Abrundung der Perioden, auf welche er nie eine ängstliche Sorgfalt richtete, — das bewährte Erbtheil feuriger, genialer Köpfe! — Die Opposition zu ergreifen, ist fast immer

---

und seine drolligen Einfälle, von denen er, ein Fallstaff in edlerm Styl, voll war, erhielten ihn. — Z. B. Bei der Zusammenberufung des neuen Parlements, wo Pitt die Wahlen dirigirte, hielt es schwer, die Wahlmänner von Westmünster, die Fox schon einmal gewählt hatten, dahin zu bestimmen, ihn wieder zu delegiren. Fox bewarb sich auch persönlich bei einem Krämer, der Wahlherr war, um dessen Stimme. Der Mann war aber schon anderweit geworben, suchte einen Strick hervor, und überreichte ihn an Fox mit den Worten: — weiter kann ich Ihnen nicht dienen! — Fox kam nicht aus der Fassung, gab den Strick zurück, und sagte: „ich danke für Ihren guten Willen; ich will Sie aber des Familienstücks nicht berauben.“ — — — Der Zahlmeister Rigby sagte ihm an öffentlichem Ort: — ich wollte, Sie gingen mir aus dem Lichte, oder hätten wenigstens ein Fenster in Ihrem dicken Bauch! — „So?“ erwiederte Fox. „Also wohl, damit Sie auch von diesem Fenster Ihre Taxe einziehn könnten!“

ei den brittischen Parlementsrednern das Mittel, sich urchtbar zu machen, um dann von der Regierung gewonnen und in gute Pfründen gestellt zu werden. In Sheridan aber lebte der Geist des Widerspruchs, der manchen Menschen waltend beherrscht, und da der Urbegriff der Freiheit der Völkerrechte in ihm fest stand, so konnte er auch mit wahrer Treue immer nur der Oppositionsparthei angehören. So offen sein Character da lag, so wenig zweideutig er war, so vielen Neckerein und Beleidigungen war er indessen doch ausgesetzt, als er erst anfing, ein geltendes Wort führen zu wollen. Man bemerkte, daß er von dem Theater auf die Rednerbühne gekommen sey, daß er noch jetzt lebhaften Antheil an dem Theater nehme, und verrostete Vorurtheile wurden also auch gegen ihn hervorgesucht, dem wahren Verdienst seinen Werth abzusprechen. Sheridan aber, im Bewußtseyn seiner entschiedenen Ueberlegenheit über Geburth und Reichthum, ließ sich auf dem einmal betretenen Wege nicht stören. Bald brachte er auch durch seine beißende Satyre, welche ihm schnell zu Gebot stand, alle die Redner zum Schweigen, die durch Erinnerungen an seine frühern Verhältnisse seiner freien Suada einen Damm entgegen werfen wollte. — Fand er selbst in dieser Hinsicht sich beleidigt, so konnte er in seinen öffentlichen Reden so derb — mögte man sagen! — gegen den Gegner werden, daß er wegen dieser allzu großen Freimüthigkeit sich manchen Feind mehr zuzog, und zuziehn mußte.

In einem besondern Fall zeigt sich Pitt, der erklärte Feind Sheridans, weit stärker, eigenthümlicher und nationeller, als Sheridan selbst. Die Gemüthskrankheit, welche König Georg den dritten schon im Jahr 1788 befiel, und ihn der Regierung unfähig zu

machen schien, beschäftigte die beiden Parthein des Parlements sehr lebhaft. Sheridan arbeitete bei dieser Gelegenheit zweideutig, nicht nationell. Er war es, der vorzüglich darauf antrug, dem Prinzen von Wales die Regentschaft ohne alle Einschränkungen zu übertragen, und er war der Rathgeber des Prinzen bei der Antwort, welche dieser dem Minister Pitt ertheilte; — während Pitt überall diese günstige Gelegenheit wahrzunehmen strebte, die Gewalt des Thrones zu beschränken. Pitt handelte hier unbedenklich freier, edler, großmüthiger, als Sheridan, und mag auch letztern entweder der persönliche Widerspruch gegen Pitt, oder der Ehrgeitz zu dem zweideutigen Betragen getrieben haben; — genug, er verlor dadurch sehr viel in der allgemeinen Volksmeinung. — Der Kampf der Parthein war noch nicht beendet, als König Georg, von seiner Gemüthskrankheit wieder hergestellt, das Heft der Regierung mit neuer Kraft, — so weit sie ihm gegeben war — ergriff, und dadurch dem Hader urplötzlich ein Ende machte. Dieser, im Jahr 1788 versuchte neue Kampf der Parthein blieb unentschieden, und Sheridan war fortan wieder das eifrigste Oppositionsmitglied. Pitt war zu gerade, diesen heftigen, gefährlichen Gegner, der ihm manche unruhige Stunde gemacht haben mag, durch unerlaubte Mittel gewinnen zu wollen, und Sheridan schien auch der Mann nicht zu seyn, der, an der Spitze einer Nationalparthei sich befindend, dieser durch seinen Abfall von derselben, etwas vergeben hätte. — So drang er in sehr kräftigen Reden auf eine Parlementsreform, vertheidigte bei jeder Gelegenheit besonders die Preßfreiheit, und eben so auch die Toleranz in den Secten der Glaubensbekenntnisse. Sein freier Geist ließ ihn immer das

Wahre ergreifen und einen guten Ton angeben. — Der Ausbruch der französischen Revolution riß ihn fast zur Schwärmerei hin; er war enthusiastisch für die Sache eingenommen; späterhin änderte er aber seine Meinung, als er wahrnahm, daß der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, und daß die Entwicklung dieses Trauerspiels auch England gefährlich werden könne.

Die schöne, geistvolle Linley, welche seine Jugend verschönert, seinen fernern Leben den wahren Reitz gegeben hatte, starb im Juni 1792 und hinterließ ihm einen Sohn. Im Jahr 1795 verheirathete sich Sheridan wieder mit der jüngsten Tochter des Newton Ogle, Dechanten von Winchester, die ihm einen Sohn gebar. — Unter abwechselndem Glück führte er sich nun in dem politischen Leben weiter durch, und in Zeiten der Muße kehrte er zu den Vergnügungen der alten Zeit, zu den dramatischen Arbeiten zurück. Er schrieb selbst noch mehrere kleine Stücke für die Bühne und übersetzte auch mehrere aus dem Deutschen in das Englische, namentlich von Kotzebue. Sheridans Uebersetzung von „Rolla's Tod" fand lauten allgemeinen Beifall.

Pitt, der gewaltige Minister und der besonnene Redner, von dem seine Biographen selbst sagen, daß er in der Rede zuweilen nur gegen Sheridan sich vergessen habe, starb am 23. Januar 1806 und die letzten Worte dieses eifrigen Britten waren: „o! mein Vaterland!" Er hatte nun das Feld geräumt, und vierzehn Tage nach seinem Tode trat ein neues Ministerium zusammen, das aus den vereinigten Partheien von Fox, Grenville und Addington bestand. An der Spitze der ersten Parthei stand Sheridan, der ein treuer Anhänger

von Fox und dessen System blieb, und zum drittenmal ließ er sich bestimmen, eine Stelle in der Administration anzunehmen. Da Fox wieder Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten wurde, so fiel es Sheridan nicht schwer, seine Stelle sich zu wählen. Er entschied sich für das Amt eines Schatzmeisters der Marine. — Aber der Genuß dieser reichen Pfründe war auch für ihn von kurzer Dauer. Am 25. März 1807 hob König Georg das ihm im Februar 1806 aufgedrungene Ministerium auf, und Sheridans Stelle als Schatzmeister der Seemacht erhielt George Rose. — Fox unterdeß hatte als Staatssecretär eifrig daran gearbeitet gehabt, mit Frankreich einen Frieden zu Stande zu bringen; allein der Tod forderte ihn ab, denn er starb als Staatssecretär am 13. September 1806 an der Wassersucht.

Nach seiner Entlassung aus dem Ministerio stellte sich nun Sheridan laut, mit neuer Kraft an die Spitze der Opposition, und ihm zur Seite standen Männer von Talenten, z. B. Tierney, Whitbrend und andere, denen jedoch das glänzende, schimmernde Rednertalent fehlte. — An der Spitze der Opposition behauptete er von jetzt an einen sehr ruhmwürdigen Platz, und führte die große Rolle, welche er übernommen hatte, mit dem Ernst und der Würde, mit dem Nachdruck durch, daß beide Parthein mit der höchsten Achtung ihn betrachteten. Die verwickelten Verhältnisse Englands mit Frankreich, und bald darauf überhaupt mit dem festen Lande, gaben ihm oft noch die schönste Veranlassung, seine Rednertalente zu zeigen. In spätern Zeiten erschien er aber nur selten noch im Parlement, und wenn er erschien, so galt es nur eine sehr wichtige Angelegenheit. Alles war Ohr, wenn der lange bewährte Redner sprach, und sein Vortrag war auch in den letzten Zeiten mehr gerun=

det, und der Inhalt weniger satyrisch, weniger beißend; Fox hatte früherhin — wie man im platten Ausdruck sagt — die Bolzen gedrehet, und Sheridan hatte sie abgeschossen; nach Fox Tode hatte Sheridan, als er an die Spitze der Parthei sich stellte, einen ganz andern, würdevollern Vortrag angenommen.

Er war der letzte der vier großen, unvergeßlichen Parlementsredner, die ein Heiligthum der Nation geworden sind, welcher von der Bühne abtrat. Burke, Pitt und Fox waren voraus abgeschieden, und am 7. Julius 1816 ereilte auch Sheridan sein Schicksal. Die letzte Katastrophe seines Verschwindens von der Bühne des Lebens war für ihn quälend und schwer. Schon zu Anfang des Junius war sein Krankheitszustand gefährlich geworden. Er konnte nichts mehr genießen; ein stetes Erbrechen war der sichere Vorbote des Todes. — Jetzt erst, als der große Volksredner, der mit einer Genialität, welche Anbetung verdient, die Sache des Volkes bei so vielen Widerwärtigkeiten, die ihn selbst befeindeten und betrafen, ohne ihn zu beunruhigen, die Sache des Landes überall ruhmwürdig vertheidigt hatte; jetzt erst erkannte man, was man an diesem großen Geist, an diesem Muster des Volkscharacters vorlor, und die Anerkennung seines Werthes um die Ehre des Parlements, des Hofes, — mit einem Wort, die öffentliche Anerkennung seiner Verdienste für ganz England wurde ihm erst jetzt, dem Sterbenden, dem schwer Gekränkten. Sein Haus wurde nicht leer von Besuchenden, als die Nachricht von seiner tödtlichen Krankheit durch London sich verbreitete; die Herzöge von York und Sussex, der Herzog von Norfolk und die Prinzen kamen täglich, um sich selbst nach dem Zustande seiner Krankheit zu erkundigen. Alle Mü-

he, alle Kunst war aber vergebens angewandt. Sheridan war dem Gesetz der Natur unterworfen, und er starb ruhig, mit dem Verzichten, mit dem Entsagen, welches bei dem schwer ermüdeten Lebenswanderer wohl zu erwarten war.

Wie es so manchem großen Manne geht, so erging es auch ihm. Erst, als seine Zunge, seine Feder, seine kühne Freimüthigkeit nicht mehr zu fürchten war, ehrten die Großwürden des Staats die Erinnerung an ihn, und zwar um so mehr, damit man dem Volk, welches so lebhaften Antheil an dem dahingeschiedenen Volksfreunde nahm, eine Ehrenrettung gebe. Sein Leichnamm wurde am 12 Julius 1816 in der Westminster-Abtey feyerlich beigesetzt, wo die irdischen Reste dieses großen Mannes, der in einem sehr stürmischen Leben des wahren Genusses desselben sich nimmer erfreuen konnte, neben den Aschenkrügen von Shakespeare, Händel und Goldsmith dereinst der Wiedervereinigung der Atome aufbewahrt sind, und die Stelle dieses Grabmals ist nunmehr ein Heiligthum der Nation geworden. — Sheridans zweiter Sohn und einige andere Verwandte gingen dem Trauerzuge voraus; der Herzog von Bedford, die Grafen von Lauderdale und Mulgrave, der Lord-Major und der Bischoff von London, die Lords Holland und Spencer trugen die Zipfel des Leichentuchs. In dem großen Gefolge befanden sich die Herzöge von York und von Sussex, der Herzog von Wellington, der Marquis von Anglesea, der Herzog von Argyle, die Lords Douglas, Tavistock, Thanet, Harrington, und viele andere Personen des ersten Ranges. In stiller Trauer beklagten diesen Hinfall nicht allein die Bürger Londons, sondern durch die ganze Insel alle Patrioten, welche eine

wahre Ansicht von dem Gehalt der Opposition im Parlement hatten. Sheridan, das letzte Haupt dieser reinen Opposition, war jetzt dahin gegangen, kein kräftiges Gemüth war vorbereitet, seine wichtige Stelle, welche nach der englischen Verfassung zwischen Monarchie und Republik den Mittelpunct festhalten soll, wieder einzunehmen, und daher war der Schmerz der reinen Patrioten um diesen Hinfall nicht ohne Grund. Bald darauf fand es sich auch, daß die Monarchie mehr Gewicht in ihre Wagschale legte; Sheridans Stelle im Parlement ist noch leer, noch unbesetzt, und die Nation, das Volk müßte ihm, dem Schirmvoigt der Volksfreiheit eine Ehrensäule bauen.

Sheridan lebte in den letzten Jahren mit seiner zweiten Gattin sehr in Zurückgezogenheit, und obschon seine Stelle als Schatzmeister des Herzogthums Cornwallis, welche ihm der Prinz-Regent als Erkenntlichkeit für geleistete Dienste anwies, und sein Gehalt als Mitglied des Geheimen-Raths, zu welchem Sheridan seit 1806 gehörte, ihm bedeutende Einnahmen gewährte, so starb er doch in Armuth.

Seine Werke, eine Zierde der englischen Literatur sind gesammelt, und zum Besten seiner Familie gedruckt. Die vorzüglichsten derselben sind: 1. the School for scandal; 2. the Rivals; 3. the logal Lover; 4. Romeo and Juliett; 5. Coriolanus; 6. the Brittish education; 7. A discourse, delivered in the theatre at Oxford and in the Senate-house at Cambridge; 8. A dissertation on the causes of the difficulties which occur in barning the english tongue; 9. A Course of lettres on education; 10. A Plan of education for the young Nobility and Gentry of Great-Britain; 11. Lectures on the arth of reading. Au-

ßerdem kam unter Sheridans Aegide heraus: A general Dictionary of the English Language und außerdem besorgte er auch eine gute Ausgabe der Werke von Swift.

Sheridan war in seinem Privatleben ein sehr angenehmer, gesellschaftlicher Mann. Was ihm in dem gesellschaftlichen Leben Rang und Achtung gewinnen wußte, war seine feine Kenntniß des menschlichen Herzens. Als Redner verwirrte er, bei der Lebendigkeit seines Geistes, besonders in frühern Jahren, sich oft in seinem Vortrag, weil die Gedanken dem Ausdruck voraneilten, und daher wurde er dann dunkel, unverständlich; sonst war seine Stimme sonorisch, sein Vortrag gerundet, und sein Aeußeres einnehmend.

Die Satyre lag ihm auf dem Gesicht, aber diese Satyre war gutmüthig, warnend, nicht züchtigend, nicht strafend; sonst hätte Sheridan wohl schwerlich mit so bedeutendem, wirksamen Erfolg der Mann des Volkes werden können! Das übernächtige Wesen sah man in Figur und Haltung ihm an, und daß viele Leidenschaften in ihm gewühlt hatten, sah man in den zerrissenen Zügen seines stark bezeichneten Gesichts. Der Ehrgeitz war sein Tyrann bis zu seiner letzten Lebensperiode; — das Volk von England kann sich aber Glück wünschen, wenn der Ehrgeitz seiner talentvollen Männer immer eine so gute Richtung nimmt.

III.

Joachim Mürat,

König von Neapel.

--- --- Quid non mortalia pectora cogis,
Auri sacra fames! ---

Horat.

Joachim Mürat,

König von Neapel.

Die Mitwelt ist über das Emporstreben, über die Thaten der Menschen ein partheiischer, leidenschaftlicher Richter. Die letzte Entwicklungsperiode Europens war ein sprechender Beweis davon. Die große Sache führte viele Männer, deren Namen man vorher nicht kannte, auf das Theater der öffentlichen Ereignisse, und wenn der Erfolg, dem großen Zufall anheim gegeben, bestimmen dürfte, wenn die Stimme der Betheidigung des Augenblickes die dauernde, die geltende wär, dann würde die Historie arm seyn an bedeutenden Ereignissen, an bedeutenden Characteren. Die Muse der Geschichte aber sondert die Wahrheit von der Partheisucht; sie sucht das Wahre, das Würdige, abgeschieden von den leidenschaftlichen Meinungen und Urtheilen der Mitwelt, den kommenden Geschlechtern zu übereignen. Gleichzeitige Historiographen sind daher dem strengen Geschichtsforscher auch immer verdächtig gewesen, weil es in der menschlichen Natur liegt, daß sie, willkührlich oder unwillkührlich eine Parthei nehmen; und daß ihr histori-

sches Urtheil befangen sey. Um so schwieriger ist es, in einer Gallerie historischer Gemälde der neuesten Zeit die Geschichte eines Mitgliedes der Familie Napoleon getreu der Nachwelt überliefern zu wollen. Doch, die Wahrheit, diese Schutzheilige der Deutschheit, läßt auch dem fremden Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, und ist aus dem Taumel einer hohen Begeisterung ein glücklicher, ruhiger Besitz geworden, so ist der Biograph im Stande, die reinen Quellen genau zu verfolgen, und volle Wahrheit zu geben.

Joachim Mürat wurde zu la Bastide, einem kleinen Ort unweit Cahors im Departement dû Lot, am 25. März 1770*) geboren. Er war zwar nicht von hoher Geburt, doch auch nicht so niederer Herkunft, als die Pamphlet-Schreiber es glauben machen wollen. Sein Vater war Commis bei einem Weinschenken, und man darf die Umgegend von Cahors nur kennen, um sich davon zu überzeugen, daß ein solcher sogenannter Weinschenke der Besitzer von Weinbergen ist, und daß sein Commis oft in einem Jahr Weinversendungen nach Deutschland macht, von denen alle Magen einer großen Stadt befriedigt werden können. — In einer öffentlichen Schule erhielt Mürat den ersten Unterricht, und da er Anlagen zeigte, so wurde er von seinem Vater

*) Andere Nachrichten geben 1767 als sein Geburtsjahr an, jedoch unrichtig.

für die Studien bestimmt. An dem Unterricht wurde nichts versäumt. Bei den beschränkten Vermögensumständen des Vaters war aber zu der Erhebung des Sohnes kein anderer Weg, als daß er dem geistlichen Stande gewidmet wurde. Er wurde daher auf die Schule nach Toulouse geschickt, um hier zu seinem künftigen Stande und zu einem Beruf, der ihm aufgedrungen war, vorzubereiten. — Diese Studien waren aber ganz und gar nicht nach seinem Geschmack; dagegen suchte er in den freien und gesellschaftlichen Künsten sich zu üben und hervorzuthun; ganz besonders aber trieb er mit seinen Mitschülern das Soldatenspiel leidenschaftlich, und in Toulouse legte er den Grund zu der Geschicklichkeit und Gewandheit, welche in dem ernsten Kriegsspiel späterhin ihn auszeichnete, und einen hohen Rang ihm anwies. — In Toulouse vollendete er seine Studien nicht; der Zwang war ihm zuwider, eigenmächtig verließ er die Anstalt, und kehrte zu seinen Aeltern zurück.

Der Vater, mit dem Widerstreben des Sohnes sehr unzufrieden, behielt ihn zwar bei sich, aber zu den gemeinsten Handdiensten in der großen Wirthschaft wurde viele Monate lang Joachim angestrengt. Diese Strafe schien ihm eine Freude zu seyn, denn sie gab ihm die physische Lebensbewegung, nach der er sich sehnte. — Heimlich verließ er das älterliche Haus, weil er nach Außen hin sich sehnte, und Werber, welche in der Nähe waren, nahmen den wohl gewachsenen Jüngling für das Regiment der Ardennen auf. Dieses Regiment zog damals in dem südlichen Frankreich von Quartier zu Quartier, und Mürat versuchte als Chasseur in diesem Regiment das Soldatenleben, nach welchem er sich so lange gesehnt hatte. Mürat war aber

so wild, so ausgelassen, so sehr alle Subordination nicht achtend, daß bald die Vorgesetzten sowohl, als seine Kameraden von ihm wichen. Die wilden Streiche, welche er machte, konnte man der Disciplin nicht, der Jugend wohl verzeihen, und mit Genehmigung des Stabes vom Regiment verließ er dasselbe, und kehrte zu seinem Vater zurück. Dieser war über die Rückkehr des Sohnes nicht besonders erfreut, sandte ihn aber mit guten Addressen nach Paris. Hier verweilte er, von seinem Vater unterstützt, bis der Ausbruch der französischen Revolution ihn in seine wahre Lebensbestimmung brachte.

Es gelang dem jungen Mann, in der constitutionellen Leibgarde des unglücklichen König Ludwig XVI. angestellt zu werden, und als bald darauf dieses Korps aufgelößt wurde, erhielt er eine Anstellung bei dem zwölften Chasseur-Regiment. Durch Fleiß, Eifer im Dienst, durch alles das, was den Feldsoldaten macht, gewann er sich bald eine Art von Autorität, und wurde bald darauf zum Lieutenant ernannt. So stieg er schnell von Stufe zu Stufe bis zum Brigade-Cheff in der Revolutions-Armee, und diese rasche Förderung war denen leicht, welche zu dem Blutpannier der Jakobiner geschworen hatten. Mürat gehörte anerkannt zu diesem furchtbaren Haufen, und er hat späterhin, z. B. der Erzählung, die sich von ihm umhertrug, nicht widersprochen, daß er nach der Ermordung von Marat bei dem Nationalconvent dahin angetragen habe, seinen Namen „Mürat" in „Marat" umändern zu dürfen. So diente er eine geraume Zeit unter der Armee der West-Pyrenäen, und galt besonders für einen geschickten Reiter und für einen geschickten Anführer im Reitergefecht. — Nach den bekannten Umwälzun-

gen im Gefolge der Ereignisse vom neunten Thermidor wurde er entlassen, und fand sich durch ein besonderes Zusammentreffen der Umstände zugleich mit Napoleon Bonaparte in Paris, um eine Wiederanstellung zu suchen, als auch jener entweder eine Anstellung, oder die Erlaubniß begehrte, in fremde Dienste gehen zu dürfen. Um diese Zeit machte Mürat die erste Bekanntschaft Bonaparte's, welche nachher so folgereich für ihn war. Er lebte hier, wie Bonaparte, von der Unterstützung reicherer Jugendgenossen, und man wirft ihm, der sich vorhin um den Namen „Marat" beworben hatte, vor, daß er jetzt demüthigende Schritte gethan habe, um von der reichen Familie des Grafen „Mürat" wenigstens — unterstützt zu werden.

Mürat war schon bei der Armee von Italien, welche man als vernichtet betrachten konnte, wieder angestellt, als Napoleon Bonaparte durch Vermittlung des Director Barras den Oberbefehl über diese Armee, die das Directorium schon als verloren betrachtete, erhielt. Napoleon Bonaparte, der zum Schrecken der Feinde Frankreichs, zum Erstaunen von ganz Europa seinen ersten, glänzenden Feldzug in Italien machte, lernte Mürats Werth im Kriegsdienst bald kennen, erhob ihn, gab ihm höhern Rang, und bediente sich seiner, je mehr er selbst unter dem Geräusch der Waffen eigensüchtige Plane verfolgte. In dem italienischen Feldzug stieg Mürat rasch zu dem Rang eines Obrist und dann zu dem eines Brigade-Generals. — In mehrern Gefechten, — und jener ruhmwürdige Feldzug ist reich an Thaten der Tapferkeit — zeichnete er sich glänzend aus. Er war ein Liebling der Mannschaft bereits, als Napoleon Bonaparte 1796 den Oberbefehl der italienischen Armee übernommen, und den

Günstling der Truppen zu seinem Flügeladjudanten ernannt hatte. — Am Tage von Dego (14. April 1796.) bewies er eine ruhmwürdige Tapferkeit und Besonnenheit, und acht Tage später bei Ceva und Mandori zeichnete er sich so rühmlich durch seine persönliche Tapferkeit, durch die Ermuthigung seiner Truppen, und ganz besonders durch die Führung derselben aus, daß der Obergeneral ihn mit Lobsprüchen überhäufte, und in seinem Armeebericht ihn hoch rühmte. — In dem italienischen Feldzug sandte Bonaparte als Abgesandten der Republik Mürat an den Hof von Turin und den von Genua. Es bedurfte übrigens bei diesen Sendungen für Mürat keiner besondern Kenntniß der Diplomatik, denn die Staaten zweiten Ranges beeilten sich, den Wünschen des französischen Oberfeldherrn in Italien nachzukommen. — Die italienischen Feldzüge sind reich an Thaten; fast überall findet man Mürat. In den Gefechten bei Targole, bei Roveredo und bei Trient führte er die französischen Waffen zum Siege; in dem blutigen Gefecht von Foi erstürmte er die Verschanzungen und bei dem schweren Uebergang über den Mincio führte er, zugleich mit General Gardanne die Grenadiere; eben so thätig war er bei dem Uebergang der französischen Armee über den Lavisio und die Etsch. Bei der Belagerung von Mantua, welches man den Schlüssel von Italien nennt, erhielt er Befehl, mit nur zwei tausend Mann den rechten Flügel des verschanzten östreichischen Lagers zu der Zeit anzugreifen, als General Dallemagne sich auf den linken Flügel stürzte, und zu gleicher Zeit Andreossy einen falschen Angriff an dem Ufer machte. Er vollführte den Auftrag genau und zur Zufriedenheit des Obergenerals. Er verfolgte den General Wurmser an der Spitze sei-

ner Jäger, versuchte es, ihm den Rückzug nach Cerca abzuschneiden, stieß aber auf überlegene Haufen, die ihn zurückdrängten; mit großer Tapferkeit erneuerte er auf dem Rückzuge stets die Gefechte, und wurde selbst in dem einen dieser Gefechte (13. Aug) verwundet. — Der Fall von Mantua führte den Frieden von Campo-Formio zwischen Frankreich und Oestreich herbei, welchen der Obergeneral Bonaparte zu dictiren vermogte, und der seinen Ruhm bei dem französischen Volk und bei der Armee feststellte. Bonaparte erkannte es sehr wohl, was Mürat zu den glänzenden Siegen in Italien mit beigetragen habe, und um ihm einen besondern Beweis seiner Auszeichnung zu geben, und ihn der Republik zu empfehlen, gab er ihm den ehrenvollen Auftrag, ein und zwanzig Fahnen, welche bei den einzelnen Affairen der östreichisch-sardinischen Armee abgenommen waren, nach Paris zu bringen und dem Senat zu überreichen.

Im Februar 1798 reisete er nach Rastadt, um bei der großen Versammlung der Fürsten Bonaparte dort anzumelden. — Kaum war er von da zurückgekehrt, so wurde er schon im März 1798 beordert, nach Rom zu gehen, um dort unter Berthier zu befehligen. Es waren in dem römischen Gebiet Unruhen ausgebrochen. Die Landschaften empörten sich gegen die französische Despotie; Mürat wurde abgeschickt, sie zu züchtigen, zur Ordnung zu bringen. Gegen die Einwohner von Albano und von Castella, welche sich mit fanatischer Wuth vertheidigten, zog er in diesem Rebellenkriege zu Felde, behandelte sie ohne alle Schonung, ließ in vielen Gemetzeln die Aufrührer niederhauen, ihre Wohnungen zerstören, und mit besonderer Härte verfuhr er gegen die Pfaffen, weil er sie

als die Urheber des Aufruhrs betrachtete. Die Klöster wurden geplündert, selbst die heiligen Gefäße ließ er nicht verschonen, vier Klöster ließ er anzünden, und viele Prälaten und Mönche, die das Volk zum Aufruhr gereizt hatten, ließ er in den Kerker werfen, und drohete ihnen mit einem schmähligen Tode. Seine Strenge half, die Ruhe wurde hergestellt, und man rühmte in Frankreich sowohl als bei der italienischen Armee diese Thaten des Gerichtsschergen. — Im September 1798 wurde er in das Veltlin gesandt, um dort die Streitigkeiten dieses Ländchens mit den Graubündnern zu schlichten, oder eigentlich, um für die cisalpinische Republik diesen Strich in Besitz zu nehmen. Der ihnen aufgedrungne Protector gefiel den Thalbewohnern des Veltlin nicht, allein durch die Gewalt der Waffen und durch einen Druck der Uebermacht, der den freigebornen Männern der Schweitz sehr gehässig wurde, brachte er es dahin, daß schon am Ende desselben Monats die Gemeinen des Veltlin — wie es hieß, nach dem allgemeinen Wunsch der Einwohner — der cisalpinischen Republik einverleibt wurden. Ob der Ausführung dieses Auftrages war man in Paris auch mit Mürat sehr zufrieden, und die Beifallsbezeugungen des Directoriums und des Rathes der Alten wurden ihm ertheilt.

Napoleon Bonaparte, der nach seinen italienischen Siegen nach Paris zurückkehrte, bemerkte hier bald, wie wenig Ernst es dem Directorium mit den Ehrenbezeugungen sey, welche man dem Feldherrn und der italienischen Armee zollen mußte. Diese Armee schien eben so viel bedeuten zu wollen, als die Legionen des Julius Cäsar, welche er gegen Rom führte, und den beliebten Feldherrn auf eine schickliche Art zu entfernen

mit seiner Macht, war daher rathsam. Bonaparte selbst scheint damals in den Plan, England durch Anlegung einer Kolonie in den reichen Ländern, welche der Nil bewässert, angreifen zu wollen, mit lebhaftem Interesse eingegangen zu seyn. Sein Ehrgeitz forderte Beschäftigung; er hatte bereits seine Entlassung gefordert, und mit ihm Mürat, der bereits in enge, freundschaftliche Verbindung mit ihm getreten war. Ein großes Heer wurde daher an der Seeküste unter dem Namen der Armee von England aufgestellt, und bedrohete, während in den Häfen alles beschäftigt war zu großen Rüstungen, die großbritanischen Inseln mit einer Landung. Bonaparte erhielt den Oberbefehl über diese Landtruppen an der Küste, und Mürat war bei dieser großen Armee Brigadegeneral. Der Plan gegen England selbst, gegen das Mutterland war indessen nur Täuschung; französischer Seits wollte man, daß die Kanalflotte sich verstärke, dadurch das mittländische Meer freier werde, und dann bei guter Zeit eine Expedition auf Egypten durchschlüpfen könne. — Das Ganze wurde sehr geheim betrieben; Bonaparte, der ernannte Militärcheff dieser Expedition war in das Geheimniß eingeweiht, und eben so Mürat, den der Obergeneral ausdrücklich für diesen gefahrvollen Feldzug begehrt hatte, weil er bei ruhmwürdiger Tapferkeit auch der erfahrenste General der Reiterei sey, die in den Morgenländern die Hauptsachen auszuführen haben werde. — In dem Gewässer von Toulon war die Flotte zu der wichtigen Expedition versammelt, und die italienische Armee etwas über 30,000 Mann stark, war zu Bonapartes Disposition gestellt. Alle übrigen Truppen am Ufer waren bei dieser geheim gehaltenen Expedition weiter nichts, als eine Kriegslist. Napoleon Bonapar-

te kam am 9. May 1798 bei der großen Armee, welche die Landung in England zu bezwecken schien, an; Mürat kam mit ihm, und während die Engländer mit ihren Fahrzeugen den Kanal gegen eine Landungsflotte zu decken suchten, auch Irland, wo die Gährung sich schon deutlich bekundet hatte, in Aufsicht nahmen, entschlüpfte Napoleon Bonaparte mit seinen Landtruppen der italienischen Armee aus dem Hafen von Toulon glücklich am 19. May 1798 in die Gewässer des mittländischen Meers. Mürat, jetzt Brigadegeneral war von den Träumen einer schönen Zukunft in der neuen Welt bezaubert, und Bonaparte selbst rühmte ihn als seinen, für die allgemeine Sache Frankreichs thätigsten General. — Am 6. Jun. 1798 erschien die französische Flotte, unter Napoleon vor Maltha. Die Malthesér schlugen die Erlaubniß, zu landen, ab, und schon am 10ten erzwang Bonaparte auf verschiedenen Puncten diese Erlaubniß. Durch eine Kapitulation (den 12. Juni 1798) übergaben die Malthesér ihren Hauptsitz, la Valette an Bonaparte, und zwar unter Bedingungen, deren die Geschichte der Thaten nicht erwähnen soll; der Orden war hierdurch als in die Gewalt der französischen Macht gekommen, zu betrachten, und die französische Expedition nach dem Morgenlande nahm die Expedition auf Maltha als eine glückliche Vorbedeutung, die Insel selbst aber als einen guten Stapelplatz an. — Schon am 17. Juni ging die französische Flotte von Maltha ab wieder unter Segel, von der englischen Flotte unter Nelson, auf falschen Wegen verfolgt. Erst am 21. Juni auf dem hohen Meer erfuhren die Truppen, welche an Bord sich befanden, ihre Bestimmung, und Mürat trug nicht wenig dazu bei, sie dafür zu begeistern. Die Aussicht

auf Beute war groß, Mürat war ein beliebter General, Bonaparte ein Feldherr, der schon großes Vertraun gewonnen hatte, und die Kraft Frankreichs, diese italienische Armee, welche Italien den Oestreichern in zwei merkwürdigen Feldzügen entrissen hatte, grüßte am ersten Julius unter lautem Jubel die Rhede von Alexandrien. Die schnelle Aussetzung der Truppen war auch nöthig, weil die brittische Flotte bald wieder erwartet wurde; — und Nelson erschien auch, um die französischen Schiffe bei Abukir (den 2. August) zu zerstören. — Die Aussetzung war unterdessen bewirkt, am zweiten Julius brach Mürat mit dem Vortrab gegen Alexandrien auf, welches schlecht vertheidigt war, und es wurde im Sturm genommen. Im Namen des Obergenerals verbreitete er nun Proclamationen, wonach diese Truppen der französischen Republik nicht gekommen seyn sollten, Egypten erobern zu wollen, sondern es von dem Druck der Mameluсken zu befrein, und diese Reden fanden augenblicklich Eingang. Der Eindruck würde auch noch größer und folgereicher gewesen seyn, wenn Mürat im Vortrab und der Obergeneral, der mit der Hauptmacht ihm folgte, vermögend gewesen wären, die Truppen in Zucht und Ordnung zu erhalten. Durch die Ungebundenheit und Zügellosigkeit der französischen Truppen verbreitete sich bald ein böser Geist unter den Einwohnern des in Besitz genommenen Landes. — Am 7. Julius brach die ganze Armee von Alexandrien gegen Cairo auf. Eine Tagereise vor der Stadt stieß Mürat mit seiner Division am 19. Julius auf den Bey Ibrahim, den er zurückdrängte und unschädlich machte; am folgenden Tage war fast die ganze französische Armee mit dem Bey Murad im Gefecht. Die Anzahl der Mameluсken, welche er führte, ist

nicht genau verzeichnet, so viel aber ist gewiß, daß diese Mameluckén die Reiterei Mürats schwer beschäftigten. Am 21. Julius wurde aber Murad an den Pyramiden gänzlich geschlagen, Mürat nahm mit dem leichten Volk das Lager ein, machte eine große Beute, und am 22. Julius zog nun Bonaparte an der Spitze der französischen Armee in Cairo ein. Egypten wurde als erobert betrachtet, und bei dieser schnellen Expedition auf dem festen Lande hatte Mürat nach den Berichten Bonaparte's an das Directorium, das meiste gethan. Der Zerstörung der Flotte bei Abukir folgte am 12. September die Kriegserklärung der Türkei, und das Gemetzel im Morgenlande wurde noch bedeutender, wichtiger, folgereicher. — In dem Feldzug nach Syrien, wohin Bonaparte jetzt ging, nachdem er Egypten als eine eroberte Provinz betrachtete, begleitete er ihn, und die Gefechte vor Abukir hatten ihm den Rang eines Divisionsgeneral gewonnen. Bonaparte drang hierauf in seinen Berichten an das Directorium. — Bei Abukir war Mürat selbst, der persönliche Gefahr nicht kannte, verwundet worden, aber schnell geheilt, und machte nun den Feldzug in Syrien unter Bonaparte, dem er immer näher sich angefügt hatte, mit. Durch seine Kühnheit, und mitunter auch durch seine Grausamkeit gegen die Feinde war er bekannt bei der Armee der französischen Republik. — Die arabischen Stämme von Darné z. B. waren mit den ungebetenen französischen Gästen unzufrieden, und verübten Grausamkeiten gegen dieselben in Sombat. Ein französisches Detachement, welches aus der Hälfte der dreizehnten Halbbrigade und der Hälfte des achtzehnten Dragonerregiments bestand, wurde von den Arabern ermordet, so daß auch kein Mann übrig blieb, der die Kunde

hätte zurückbringen können. Als diese niederschlagende Nachricht an das französische Hauptquartier endlich gelangte, sandte der Obergeneral mit der Rache Donner Mürat gegen diese Araber. Mürat trieb mit seiner Reiterei die Araber bald zu Paaren, und in ihre Vergatterung von Sombat. Dann ließ er dieses Dorf, (wenn man den Hauptsitz eines weit gedehnten arabischen Stammes so nennen kann) umsperren, anzünden, und nicht Weib noch Kind durfte heraus; alles wurde von den Franzosen niedergehauen.

Eben so hart war Mürat auch gegen die Araber bei Mitkower, wo alles, was nicht gefallen war, über die Klinge springen mußte, und der französische Soldat hatte bei der Zügellosigkeit dieses abentheuerlichen Feldzuges Freiheit zum Plündern, wo er Beute traf. Von dem Geist der Truppen wird der Führer auch bald ergriffen, und was hier nicht Mürats eigner Wille — zu seiner Ehrenrettung mag es gesagt seyn — war, das gebot ihm die Nothwendigkeit. — Bei Dondé hatten sich die Araber verschanzt, und die Dämme des Nil waren ihnen eine sichere Schutzwehr; denn sie richteten die Ueberschwemmungen dahin, wohin sie wollten. Mürat wurde in Verbindung mit Lanüsse gegen sie beordert, und brach auf. Die Franzosen siegten endlich und die Anstrengung, mit welcher sie fochten, gränzt an das Wundervolle. Die Ueberschwemmungen des Nils hatten den siegreichen Waffen Bonaparte's, dessen Pannier Mürat hier wieder vorantrug, keinen Aufenthalt geben können, und die Beute, welche er in diesem Gefecht am Nil machte, bestand aus achtzig beladenen Kameelen, bedeutendem Kriegsgeräth, und (nach dem treuesten Bericht) zweihundert Gefangenen. Tausende von Gefangenen würden gemacht seyn, wenn der Vernichtungs-

krieg nicht an der Tagesordnung gewesen wär; wo Mürat selbst befahl, ließ er alles niedersäbeln; die eingebrachten Gefangenen wurden gewissermaßen nur als Sclaven betrachtet. —

Bonaparte drang immer weiter vor, und sagte oft scherzend über diesen Zug: „es wäre doch etwas besonderes, wenn ein einfacher korsischer Bürger König von Jerusalem werden sollte!" Ohnfehlbar hatte er bei dieser Aeußerung, der bei seinem Hang zur Abentheuerlichkeit etwas Wahres zum Grunde lag, damals Gottfried von Boullon vor Augen. Zu Ende December 1798 zog die französische Armee mit 12000 Mann gegen Syrien hin, und Mürat führte hier wieder den Vortrab der Reiterei mit neun hundert Mann, und ihm folgte das entbehrliche leichte Fußvolk. Ibrahim Bey hatte sich nämlich nach Syrien zurückgezogen, dort eine neue Macht gesammelt; er setzte sich bei Gaza, und hier verstärkte ihn der Bassa von Acre. Am 18 Februar 1799 traf der französische Vortrab der Hauptmacht vor El-Arisch ein, vor welches sich schon vorher General Regnier gelegt hatte, und zwei Tage darauf kam der Ort durch Kapitulation in die Gewalt der Franzosen. Nun ging es auf Gaza, wo im Angesicht des Feindes Mürat den Uebergang über die Ströme und Kanäle mit vieler Geschicklichkeit der französischen Armee sicherte, und Murad Bey wurde schnell zurückgedrängt; schon am 25. Februar wurde Gaza mit ungeheuren Vorräthen und Reichthümern eingenommen. — Jaffa hielt sich länger, und wurde am 6. März mit Sturm genommen. Mürat führte wieder die Avantgarde, und die Greuelthaten, welche nach dem Erstürmen dieser blühenden Stadt des Orients von den Franzosen verübt wurden, umhüllt die Geschichte mit einem Trauerflor. — In dem Ge-

fecht bei Kakun rettete Mürat die französische Armee dadurch, daß er im Centrum die Reiterei glücklich entwickelte, und sehr kühne Manövers mit ihr ausführte. — Er ging in einem Flankenmarsch vor, und bemächtigte sich Saffeths, des alten Bethulia; der Feind wuchs aber an Stärke immer mehr an, je mehr er sich zurückzog, und drang wieder bis Saffet vor. Mürat zog in kühner Verwegenheit dem weit überlegenen Feinde entgegen, nahm ihm die Magazine von Tabarié, vernichtete hier zwei feindliche Kolonnen, und wurde von Tabarié Meister. — Die französische Hauptmacht, seit den 18. März vor Acré lagernd wurde durch die tapfere Vertheidigung des englischen Admiral Sidney Smith sehr aufgehalten. Die Asiaten rückten immer in stärkern Massen an, Krankheiten wütheten unter der französischen Armee, und wenn auch am 15. April bei dem Berge Tabar ein für die Franzosen glückliches Gefecht vorfiel, indem die Mamelucken in die Flucht geschlagen wurden, so mußte der französische Obergeneral doch am 21. Mai die Belagerung von Acré aufgeben, und seinen Rückzug antreten.

Auf diesem Rückzuge wurde von den erbitterten Franzosen nichts geschont, was des Lebens sich erfreute; die Asiaten vergalten Gleiches mit Gleichem, und Bonaparte ließ unter andern auf diesem Rückzug Jaffa schleifen, das Lazareth darin vergiften, und die Dörfer, welche der französische Heerszug durchwanderte, wurden erst geplündert, dann in Brand gesteckt. Die Franzosen bedauerten nichts mehr, als daß es ihnen an Transportschiffen fehle, die ungeheure Beute dieses Raubzuges nach Frankreich zu schleppen. Lord Nelson hatte bei Abukir für Vernichtung dieser Transportschiffe gesorgt. —

Am 14. Junius traf die französische Armee, ermüdet und erschöpft, und sehr unzufrieden wieder in Cairo ein. Die Orientalen folgten ihr überall auf den Fersen. Der Angriff auf Abukir, wo die Türken eine bedeutende Landmacht ausgesetzt, und außerdem noch viel Seegel in der See hatten, war die letzte Waffenthat Bonaparte's. Mürat zeichnete sich hier wieder sehr glänzend mit seinen Vortrab aus. — Bonaparte erhielt aus Frankreich, besonders durch seinen Bruder Luzian, über England, die sichersten Nachrichten von der Lage der Dinge in Frankreich, und er hielt sein Erscheinen dort für nothwendiger, als den längern Aufenthalt in Egypten. Nachdem er den Oberbefehl an General Kleber überlassen hatte, schiffte er am 23. August sich ein, und Mürat war in seiner Begleitung. In den letzten Gefechten hatte sich Mürat zu sehr ausgezeichnet, als daß sein Verdienst nicht emporgehoben werden müßte, und die persönliche Freundschaft des Obergenerals kam dazu, ihm einen Werth, eine Anerkennung seiner Verdienste zu geben. Die Nachrichten, welche Bonaparte aus Paris jetzt erhielt, bestimmten ihn, eine Armee zu verlassen, bei welcher jetzt kein Ruhm mehr für ihn einzuerndten war; denn diese Armee wurde von dem Mutterlande nicht mehr unterstützt, wozu die Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir den öffentlichen Grund hergab; der wahre Grund indessen schien der zu seyn, weil das Directorium sich dieser übermüthigen, italienischen Armee, welche eine sehr dreiste Sprache führte, hatte entledigen wollen. In Cairo übertrug daher Bonaparte den Oberbefehl der Armee in Egypten dem General Kleber, betrieb seine Abfahrt so geheim als möglich, und schiffte sich mit seinen Vertrautesten, unter welchen sich Mürat befand auf einer Fregatte nach Frankreich

ein. Das Glück war ihm auch hier wieder hold; er entkam den englischen Stationen auf dem Meer, und stieg am 9. October 1799 bei Frejus an das Land. Er eilte nach Paris, Mürat mit ihm. Am 14. October kamen die Helden von Italien und Egypten in Paris zu nicht geringem Erstaunen des Directoriums und des Senates, aber gefeyert von dem Volke, an. Man war in Frankreich unzufrieden mit der jetzigen Regierung, die nur sich, nicht aber das Volk wohl versah, die leichtfertig kostspielige Kriege mit dem Auslande führte, und die Republik nicht zu dem Glanz erhob, als die Anstrengungen der Revolution es hatten erwarten lassen. In dem günstigsten Augenblick erschien Bonaparte in Paris, die Zügel des wilden Rosses, „Volk," zu ergreifen, und er arbeitete im Geheim, besonders mit dem Abbé Sieyes an einem Plan zum Umsturz der Konstitution. Die Armee, das Volk, war auf seiner Seite, und wenn es der Gewalt der Waffen bedurfte, so sollte Mürat, der Liebling der Soldaten, der kühne, unerschrockene Führer in dem wildesten Handgemenge, sein rechter Arm seyn; darum wurde auch Mürat in dieses Geheimniß gezogen.

Am 9. November 1799 (18. Brumaire des Jahres VIII. der Republik) brach in Paris die Revolution aus, wonach die alte Konstitution über den Haufen gestürzt wurde. Bonaparte stellte sich an die Spitze der Soldateska, und brach mit ihr auf nach St. Cloud, wo der Rath der Fünfhundert versammelt war. Präsident dieses Senats war Napoleons Bruder, Luzian, und durch seine Grenadiere trieb Bonaparte diesen Rath auseinander, um gleich darauf eine neue provisorische Konstitution promulgiren zu lassen. Mürat war es, welcher an der Spitze von sechzig Grenadieren an jenem wichtigen Tage in den Saal drang, und laut rief:

„die guten Bürger ziehn sich zurück; der Rath der Fünfhundert ist aufgelöst!“ — Jene beiden Tage gaben Bonaparte das Regiment von Frankreich, und sein thätigster Gehülfe in dieser gefahrvollen Zeit war Mürat gewesen. So viele Dienste konnten nicht ohne Dank bleiben. Gleich, nachdem die provisorische Regierung bekannt gemacht war, erhielt Mürat den Oberbefehl über die Garden, (der Rang des ersten Marschalls) und um diesen treuen Waffengefärthen auf der gefahrvollen Bahn, welche Bonaparte noch zu durchlaufen hatte, immer näher sich anzueignen, gab er ihm am 25. März 1800 seine Schwester Marie Annonciade Caroline, die jüngste der Napoleonschen Familie, geboren 1782, zur Gemahlin.

Nach Anfang des Jahres 1800 machte Bonaparte seinen zweiten, ausgezeichnet merkwürdigen Feldzug nach Italien, und erschien in den Ebenen nach Mailand hin, nachdem die Armee in drei Kolonnen über die unwegsamsten Bergreihen der Alpen gegangen war. Eine so kühne Verwegenheit und ungeheure Anstrengung der französischen Armee war nicht dazu geeignet, die erschreckten Oestreicher in Italien zu ermuthigen. Selbst Hannibal mit seinen leichten Bogenschützen hatte nicht den Simplon, den Mont-Cenis berührt! — Bei diesem wichtigen Marsch, — dem Uebergang über die Alpen — führte Mürat nach kluger Berechnung des Oberfeldherrn, den Nachtrab der Armee, die sich, als sie von den Alpen herabstieg, über Italien ausbreitete; jetzt wurde auch Mürat wieder in das Vordertreffen gestellt, und Bonaparte, der in diesem italienischen Feldzuge seinen kriegerischen Ruf zu vollenden suchte, ließ keine Gelegenheit vorbei, Mürat dahinzustellen, wo er sich noch mehr erheben konnte.

An der Spitze der Reiterei drang nun Mürat mit Gewalt in Vercelli am 7. Juni ein, hob ein Piquet auf, erbeutete die Magazine, drängte an der Sesia tausend Mann Kavallerie zurück, und bekam nun Befehl, über den Tesino bei Valeggio überzugehen. — Am nächsten Morgen schon stellte er nun einen Theil seiner Truppen vor Galiate auf, das von den Oestreichern durch eine leichte Batterie von zwei Haubützen und fünf Kanonen vertheidigt wurde. Das lebhafte Kartätschenfeuer der Oestreicher hielt ihn in Respect; unter dem Donner des feindlichen Geschützes aber stellte er seine Artillerie auf. Es gelang ihm, durch eine Division der siebzigsten Brigade die Barken wegzunehmen, die an dem diesseitigen Ufer des Tesino sich befanden, und diese leichten Fahrzeuge mußten die Soldaten, das Leben in dem Wasser wagend, auf den Schultern hinwegtragen und an das Land bringen. Ein großes Fahrzeug, das man eine schwimmende Insel nennen mögte, von welchem ein furchtbares Musketenfeuer abgesendet wurde, wurde von Mürat mit großen Aufopferungen genommen. — Nach einer kraftvollen Anstrengung von sieben Stunden erzwang er den Uebergang, und nöthigte die östreichische Artillerie, sich zurück zu ziehen. Mehrere kleine Kähne trieb Mürat mit glücklichem Erfolg an das jenseitige Ufer, und gewann dadurch einen Landungspunct für ein Bataillon, welches er schnell übersetzen ließ, und welches mit großem Erfolg sogleich den Uebergang sicherte. Die Brücke von Turbigo wurde, nachdem der Uebergang der ganzen Division gelungen war, im Sturm genommen, Mürat warf sich hierauf rasch jen Bossarolo, stellte die, von dem flüchtigen Feinde zerstörte, fliegende Brücke wieder her, und seine Division war die erste, welche

vor den Thoren von Mailand erschien. Er hatte auch die Ehre, daß der Magistrat ihm die Schlüssel der Stadt überreichte, und ohne weiter bei gehaltlosen Festlichkeiten sich aufzuhalten, umringte er sogleich die Citadelle. Rasch führte er nun die Truppen weiter gegen Placentia (Piacenca) welches er mit stürmender Hand nahm, und bei Rocetto über den Po ging. Große Magazine fielen bei diesem schnellen Marsch, worin er überhaupt Meister war, in seine Hände, und zwei Tage später versuchten es die Oestreicher vergebens, Placentia wieder zu nehmen. Mürat schlug sie mit großem Erfolg zurück, und nahm ihnen viele Gefangene ab.

Nun hatte er, nach dem Uebergange über den Po, dem Oberfeldherrn die Bahn zu großen Thaten eröffnet, und die Franzosen drangen mit reißender Schnelligkeit vor. Am 14. Juni kam es bei dem Dorf Marengo zu jener blutigen Schlacht, welche in den Jahrbüchern der französischen Geschichte glänzend ausgezeichnet ist. Mürat befehligte in dieser mörderischen Schlacht einen Theil der französischen Reiterei, und von beiden Seiten wurden Wunder der Tapferkeit gethan. Lange schwankte die Schlacht, und der Sieg schien schon auf die Seite der Oestreicher sich zu neigen, als General Desaix, eben aus Egypten angelangt, zu glücklicher Stunde auf dem Blutfelde erschien, um der französischen Armee den Sieg zu erfechten, selbst aber den ehrenvollen Tod zu finden. Mit der Reserve, die er führte, nahm er die flüchtigen Truppen wieder auf, führte sie, Abends um sieben Uhr, noch einmal in das Treffen, und die Franzosen behaupteten das Schlachtfeld. In Gefolge dieses entscheidenden Sieges sah sich der östreichische General Melas schon am 16. Juni genö-

thigt, einen Waffenstillstand einzugehn, nach welchem er ganz Ober-Italien den Franzosen räumte, und Bonaparte, dem der Ruhm wurde, diesen glänzenden Sieg erfochten zu haben, kehrte sogleich selbst nach Paris zurück, nachdem er den Oberbefehl über die italienische Armee einstweilen an General Massena zurückgelassen hatte. — Das dankbare Vaterland übersandte an Mürat als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste, einen Ehrensäbel mit der Einschrift: „Schlacht von Marengo, befehligt vom ersten Consul. Ueberreicht von der Regierung dem General Mürat."

Kaum war Mürat nach Paris zurückgekehrt, so erhielt er wieder eine Bestimmung nach Italien und zwar jetzt zum erstenmal in einer gewissen Selbstständigkeit. Piemont, Toskana, Livorno war in Aufruhr, Neapel griff zu den Waffen. Mürat zog ein Corps bei Dijon zusammen, und eilte damit nach Italien, um General Brüne zu unterstützen. Am 16. Januar 1801 erhielt er Befehl, Toskana und Ankona zu besetzen; es geschah ohne Widerstand, und sogleich forderte er den General Damas auf, die Engelsburg zu räumen, um den päbstlichen Stuhl ganz zu beruhigen. Damas antwortete unter d. 22. Januar, daß er erst die Befehle seines Hofes darüber abwarten müsse, worauf General Mürat unter d. 25. Januar in sehr bestimmten Ausdrücken zurück schrieb. Er sagt darin: „Die französische Regierung hat Ihnen erklärt, daß nur durch Rußlands Theilnahme an Neapel der erste Consul sich bewogen finde, die vielen Beleidigungen, deren sich Ihre Regierung gegen das französische Volk schuldig gemacht hat, zu vergessen. Nach dieser Eröffnung durften wir hoffen, daß Sie ruhiger Zuschauer eines Kampfes bleiben würden, bei welchem Sie nur von gerin-

gem Gewicht seyn konnten. Indessen hat der König von Neapel, zum zehnten mal vergessend, was die wahre Politik und die Großmuth der französischen Regierung von ihm forderten, seine Truppen in Toskana einrücken lassen, wo sie sich von General Miollis schlagen ließen. Räumen Sie die Staaten des Pabstes und die Engelsburg ꝛc."

Als auch hierauf keine befriedigende Antwort erfolgte, ließ Mürat am 29. Januar zwei Kolonnen nach Foligno und Perugia aufbrechen, während General Miollis Florenz, Livorno und Lucca besetzte, und hier übel hausete. Die neapolitanische Armee mußte sich nun eiligst auf ihre Gränzen zurückziehn, und sah sich genöthigt, am 18. Februar mit Mürat einen Waffenstillstand auf dreißig Tage zu schließen, worauf am 28. März der Friede zu Florenz unterzeichnet wurde. — Gleich darauf sollte der Infant von Spanien, unter dem Titel Ludwig des Ersten von Etrurien, auf den Thron von Toskana erhoben werden, und Mürat erhielt Befehl, dies zu bewerkstelligen. Er ließ es nun nicht an pomphaften Aufrufen und Proclamationen fehlen, zugleich aber drückte er Toskana empfindlich genug, um es zum Aufruhr zu reitzen. So legte er Toskana z. B. weil die Steuern zu langsam eingingen, eine neue Straf-Kontribution von 2 Millionen Franken auf, und ließ vom 22. März 1801 an alle französischen Truppen im toskanischen Gebiet auf Rechnung des Landes vollständig unterhalten. Die Einwohner zürnten; es kam zu harten Auftritten; am 12. Aprill wurde in Florenz das französische Militär mit Steinen geworfen, nur durch die Uebermacht konnte Mürat die äußere Ordnung erhalten. Am 12. August führte er den neuen König und die Königin in ihrer Residenz ein, wenig erfreut von

der Stimmung des Volkes. Aus dieser Zeit schreibt sich die nähere Bekanntschaft Mürats mit der Königin von Hetrurien, welche späterhin bei den Intriguen zu Umsturz des spanischen Thrones mit arbeitete, her. Von hier ab bekam er Befehl, in der cisalpinischen Republik das Militärcommando zu übernehmen, während der französische Minister Petiet in der Consulta das große Wort führte. — In Mailand verfuhr Mürat in seinen allgemeinen Verfügungen wieder sehr eigenwillig, und machte Anordnungen, die gar nicht nach dem Geschmack der Italiener waren. Er schien nur eine Gelegenheit zu suchen, die Einwohner entwaffnen zu können, und nach einigen Unruhen, welche am 24. October 1801 vorfielen, lösete er die Nationalgarde der cisalpinischen Republik auf, und alle Einwohner mußten die Waffen abliefern. —

Zu Ende des Jahres 1801 berief Bonaparte Deputirte der cisalpinischen Republik nach Lyon, um mit ihnen über die Feststellung einer Verfassung zu berathen, und Mürat wurde zu diesen Verhandlungen von dem Oberconsul mit zugezogen. Das Resultat der Berathungen in Lyon war, daß die italischen Staaten den Namen einer italienischen Republik unter Bonaparte's Protectorat erhielten, und Mürat wurde beauftragt, die neuen Autoritäten dort einzuführen. Er bewirkte dies mit dem Pomp eines großen Fürsten im Februar 1802 zur Zufriedenheit des Oberconsuls. — Ehe er nach Paris zurückkehrte, wollte ihm die Consulta einen sehr kostbaren Säbel zum Geschenk machen; er lehnte ihn aber ab, mit der Erklärung, daß man den Werth desselben für die Bedürfnisse des Heers verwenden möge. Ob es mit dieser Erklärung sein voller Ernst gewesen sey, muß man dahin gestellt seyn lassen; denn übrigens verstand

er es, mit unerbittlicher Strenge in jenen Bezirken große Summen beitreiben zu lassen. — Als er nach Frankreich zurückkehrte, führte er zunächst den Vorsitz bei den Wahlkollegien des Lot-Departements, wo er geboren ist.

Zu Ende des Jahrs 1803, wo Bonaparte's stolze Pläne schon immer mehr ihrer Vollendung sich näherten, und wo er die Vertrautesten um sich her in einen engern Kreis zog, trat Mürat in das gesetzgebende Korps. Bonaparte ernannte ihn im Januar 1804 zum Obergeneral und zum Gouverneur von Paris. Eine Hauptstütze der Gewalt des Dictator Napoleon war die Stiftung des Ordens der Ehrenlegion. Nach lebhaftem Widerspruch wurde am 19. Mai 1804 der Orden genehmigt, und bei der vollkommenen Organisirung des Ordens erschien Mürat als einer der sechszehn Kohorchefs mit der Kommende und Residenz zu St. Mairant in Poitou. Am 1. Februar 1805 ernannte ihn sein Erlauchter zum Reichsmarschall und zum Großadmiral des Reichs, obschon das Seewesen außer der Sphäre der Kriegskunde des nunmehrigen Prinzen Mürat lag. Er erhielt das große, rothe Band der Ehrenlegion, und fast zu gleicher Zeit die preußischen und baierschen Orden.

Der Krieg mit Oestreich, welchem Rußland jetzt mit größerer Anstrengung zu Hülfe kam, brach zu Anfang September 1805 wieder aus, und Prinz Mürat, der während der kurzen Ruhe in Paris das glänzendste Haus gemacht hatte, war von dem Kaiser Napoleon dazu ausersehen, in diesem Kriege vor ganz Europa die Erhebung, welche ihm wurde, zu rechtfertigen. Er commandirte nach dem französischen Operationsplan ein Armeekorps, aus verschiedenen Waffengattungen bestehend, und besonders eine sehr starke Reserve-Reiterei, und

hatte zuerst die südlichste Spitze. Napoleon hatte den Plan, den östreichischen Feldherrn, Mack, der bei Ulm den Feind in einer furchtbaren Stellung erwartete, zu umgehen; Mürat war bereits bei Kehl über den Rhein gegangen, und stand schon am 24. September in Verbindung mit dem Marschall Lannes, 48,000 Mann stark, über Straßburg hinaus. Napoleon folgte mit der Hauptmacht sogleich. Durch eine glückliche Ueberraschung schlug Mürat am 8. October ein östreichisches Korps unter General Auffenberb bei Wertingen, und eröffnete damit gewissermaßen den Feldzug. Nach französischen Berichten verloren die Oestreicher bei diesem Gefecht 3000 Mann, 8 Fahnen und 7 Kanonen. Am 6. October noch hatte Mürat sich mit mehrern Kolonnen der Marschälle Ney und Soult bei Nördlingen zu vereinigen gewußt. — Nicht minder glücklich war das Gefecht bei Günzburg, wo Mürat die Oestreicher unter Erzherzog Ferdinand mit einem Verlust von 1200 Gefangenen, die sie zurücklassen mußten, auf die Hauptlinie zurückwarf. — In dem allgemeinen Angriff auf die Stellung der Oestreicher bei Ulm stand Mürat mit seinem Corps zwischen Weissenhorn und Ulm, in der ersten Reserve, um die französischen Massen, wenn sie geworfen würden, aufzunehmen. Der östreichische General en Chef, Mack, ging aber am 16. October bereits eine schimpfliche Kapitulation ein, zu welcher er in dem letzten Augenblick der Bedrängniß gezwungen war. Er würde aber seine Stellung früher verändert haben, wenn die Verrätherei eines Spions, der zugleich der Spion der französischen Armee war, ihn nicht irre geleitet hätte. Die Niederlage des General Mack war eine düstere Vorbedeutung für die östreichischen Massen; ein nie gesehener Muth belebte jetzt die Heereshaufen der

Franzosen. Mürat hatte an diesen Waffenthaten bei Ulm keine Gelegenheit, sich auszeichnen zu können. — Die Nachricht kam in das französische Lager, daß aus Ulm der Erzherzog Ferdinand (ehe die Kapitulation zu Stande kam) mit dem Kern der Armee aufgebrochen sey, und Mürat, und mit ihm Lannes erhielten von Napoleon den Befehl, unverzüglich vorzudringen, und die Flüchtlinge aufzureiben. Die besten, leichten Truppen und eine starke Anzahl Reiterei wurden unter den Befehl des Prinz Mürat gestellt.

Er brach sogleich auf, stieg bereits am 16. October auf das Werneckische Corps der Oestreicher, und nachdem die Cavallerie desselben sich zu der Hauptmacht des Erzherzog Ferdinand gerettet hatte, nahm Mürat die Infanterie dieses Detachements mit 1500 Mann am Morgen des 17. October gefangen, nachdem dieses Fußvolk, um sich, wo möglich, zu retten, in den Gebirgsschluchten von Trochtelfingen eine schwere Nacht vorüber geschleppt hatte.

Gleich darauf folgte nun Mürat dem Erzherzog selbst. An der Spitze von vier leichten Regimentern Reiterei brach er auf, eilte an Nürnberg vorbei, auf der Straße nach Eschenau, holte zwar die Oestreicher ein, konnte aber doch die Oestreicher, welche den Rückzug nach Böhmen nahmen, nicht sogleich weiter verfolgen. Er blieb in Eschenau zurück; die Reiter waren von Albeck her immer zu Pferde gewesen, hatten nicht abgesattelt gehabt, und dazu kam nun ein, in jenen Gegenden zu Anfang des Winters unerträgliches Regenwetter, welches die Wege unhaltbar machte; der Mangel an Lebensmitteln machte die Reiter unzufrieden, der Mangel an Futter machte die Pferde müde. Am October ging Mürat daher nach Nürnberg zurück,

hielt hier Ruhetag, versorgte sich mit dem Nothwendigsten, und brach am 23. October wieder auf.

Am 28. October ging er über den Inn, am 31. October rückte er in Lambach ein, und drängte hier die ersten Russen, welche er in diesem Feldzuge in das Auge bekam, und welche General Galowkin befehligte, schnell und glücklich zurück. Er nahm sich nicht Zeit zur Verfolgung, ließ sich durch die verstellten Fluchten des Feindes nicht irre führen, besetzte vielmehr am 1. November Wels und Linz, und ging gerade auf Wien los. — Am 11. November traf er in regulärem Anmarsch in Hütteldorf ein. Die französische Hauptmacht folgte mit zermalmender Gewalt, und während das östreichische Kaiserhaus die Residenz verlassen hatte, erschienen bei Mürat Deputirte der Bürgerschaft, welche ihm die Schlüssel der alten Kaiserstadt überreichten. Er zog noch Verstärkungen an sich, und am 13. November, Morgens eilf Uhr, hielt er in Wien seinen Einzug. — Auf der alten Kaiserburg waren für ihn die Gemächer in Stand gesetzt; er brach aber sogleich wieder auf, weil in dem Zustande des Krieges der Feldherr nicht an den Genuß der Ehre, welche der Bürger ihm geben will, denken darf; der Uebergang über die Donau war ihm nothwendig, und war ihm von den Oberfeldherrn anbefohlen, es koste, was es wolle. — Durch eine List erhielt Mürat den Uebergang über die Donaubrücke, und setzte nun sogleich den Russen, die ihm gegenüber standen, nach, und die von hier ab eine Verfolgung nicht erwartet hatten. — Napoleon selbst war noch in Schönbrunn, als Mürat am 16. November bei Hallobrunn mit den Russen ein ungünstiges Gefecht hatte. Obschon in diesem Gefecht Mürat mit seiner ganzen Masse, die er führte, dem Feinde weit über-

legen war, so gelang es doch der verzweifelten Tapferkeit des russischen Generals Bagration, der sich bereits abgeschnitten befand, sich durch die französischen Linien durchzuschlagen, und sich nach großem Verlust an Mannschaft mit der russischen Hauptmacht wieder zu verbinden.

Am 18. November zog Mürat mit dem Vortrab der großen Armee bereits in Brünn ein; er wagte es, weiter vorzudringen, mußte aber in einem, für ihn ungünstigen Gefecht vom 20. November weichen, und beschränkte sich nun wieder auf die Operationslinie von Brünn. Unterdeß zog der französische Kaiser die Truppenmassen in schneller Eil heran, und bereitete die Schlacht von Austerlitz. — Diese entscheidende Schlacht fiel am 2. December 1805 vor und war mehr ein Gelingen der Ueberraschung, als ein Werk der Taktik. Daher findet man auch keine einzige richtige und zugleich belehrende Beschreibung dieser Schlacht, so wie denn überhaupt die großen Schlachten, welche Napoleon lieferte, in dem Geist der Revolution aufgefaßt waren. Daher können diese Schlachten auch nur in einzelnen Zügen, während über dem Ganzen ein Plan schwebt, der mehr auf das Genie, auf das Aufgreifen des günstigen Augenblicks, als auf das Studium der Kriegswissschaft berechnet war, geschildert werden. — Wenn der Erfolg das Beginnen rechtfertigt, so ist die Schlacht von Austerlitz das gelungenste Meisterstück der französischen Kriegskunst gewesen. Denn die verbündete östreichische und russische Macht war dem französischen Heer hier in Mähren schon überlegen, und schien nur der Vortrab der Verstärkungen zu seyn, welche sie erwartete. Uebrigens war die französische Armee auch in einer mißlichen Stellung, denn nicht allein, daß sie keilförmig

zu schnell sich vorgeschoben, und zwei gefahrvolle Flüße, den Rhein und die Donau, hinter sich hatte, — die ungewissen Freunde der Rhein- und Main-Gaue nicht gerechnet, — so war eben diese Armee auf der Spitze ihres rechten Flügels schon von der östreichisch-italienischen Armee, die in schnellem Anmarsch war, bedroht, und hinter dem linken Flügel der französischen Armee stand schon die preußische Armee aufgestellt, schlagfertig, auf den Ruhm der schlesischen Kriege pochend, während das preußische Kabinet, die bewaffnete Neutralität behauptend, sich noch nicht erklärt hatte, welchen Antheil es an diesem Nationalkriege, der das Schicksal Deutschlands für viele Jahre zu entscheiden schien, nehmen wolle. Bei dieser Lage der Umstände galt nur Schnelligkeit und Dreistigkeit, welche so oft und auch hier wieder entscheidend siegten. —

In dieser entscheidenden Schlacht, welche Napoleon nach seiner Stellung hatte suchen müssen, spielte Mürat an der Spitze der auserlesensten französischen Reiterei die Hauptrolle. Die östreichischen, und besonders die russischen Massen hatten sich noch nicht aufgestellt, indem sie im Kolonnenmarsch anrückten, als Mürats Husaren und die Jäger zu Pferde schon das feindliche Hintertreffen erreicht hatten, und beunruhigten. Die aufmarschierenden Kolonnen wurden durch die französischen Linien des Mittelpuncts, welche in gedrängter Schlachtordnung nun rasch vorrückten, aufgerollt, und der Feind kam in die größte Unordnung. Mürat hatte nun auf der umgangenen Flanke Gelegenheit, diese Unordnung zu benutzen, und er versäumte keinen Augenblick, es zu thun. Die Niederlage der Oestreicher besonders war an Todten nicht so groß, als an der Beute, welche die Franzosen gemacht hatten. Der größte

Theil des östreichischen Heers war zersprengt, das Geschütz verloren, und in schneller Eil verfolgten die Franzosen die einzelnen Massen, welche von dem Schlachtfeld sich zurückzogen. Der russischen Armee gelang es, in besserer Ordnung, mit bessern Streitkräften sich zurückzuziehn, denn sie war bei der Aufstellung der ganzen Armee auf dem rechten Flügel noch im Aufmarschieren, als die Rotten des linken Flügels, welche das Centrum nicht einmal aufnehmen konnte, auf sie losstürzten. Mit Besonnenheit zog sie sich zurück. — Der Tag war entschieden; Napoleon erwartete die Gesandten, welche den Frieden nachsuchten, in seinem Lager; — — und also ward es! Mürat war unterdeß, gleich nach der Schlacht, damit beschäftigt, den fliehenden Feind zu verfolgen, und benutzte den Augenblick des Schreckens, ihm sich noch furchtbarer zu machen. Der Friede wurde indeß schnell eingeleitet; schon am 4. December kam Kaiser Napoleon mit Kaiser Franz deshalb zusammen, und am 6. December wurde der Waffenstillstand geschlossen, welcher Mürat in seinem schnellen, drohenden Vordringen aufhielt. — Am 26. December erfolgte nach — französischer Seits sehr imponirenden, diplomatischen Unterhandlungen der Friede von Preßburg, der Rußland unverrichteter Sache von dem Kriegstheater zurückwies, und Oestreich schwere Opfer kostete; — Opfer, die es nur bringen konnte, um sich des überlästigen Feindes so schnell als möglich zu entledigen. — Unterdessen war auch am 15. December 1805 durch den preußischen Bevollmächtigten, Graf Haugwitz, und den französischen Unterhändler, Düroi, die rechte Hand Napoleons, im Kabinet zu Wien ein Tractat geschlossen, wonach die preußischen Besitzthümer am Rheinufer, Cleve und

Berg gegen eine Entschädigung, deren Summe nicht bekannt geworden ist, zu der Disposition des französischen Kaisers gestellt wurden.

Diese schönen Herzogthümer, welche damals von der preußischen Monarchie in einem überraschenden Augenblick abgerissen wurden, übereignete durch ein Decret vom 15. März 1806 Napoleon seinem Schwager, dem Prinz Joachim Mürat, ernannte ihn zum Großherzog von Cleve und Berg, mit voller Souverainität für sich und seine Erben; durch dasselbe Decret erklärte der französische Kaiser auch die Großadmiralswürde in Frankreich erblich für die Familie Mürat. Diese Anerkennung der Verdienste um die Schlachten Frankreichs wurde in dem Kaiserthum nicht getadelt. Das Herzogthum Cleve nahm Mürats General-Adjudant, der Brigadegeneral Beaumont sogleich in Besitz. Das Herzogthum Berg mit seinen Umgebungen nahm für den Prinz Mürat der General Düpont am 23. März 1806 in Besitz; um dem französischen Volk, welches an das Kaiserthum sich noch nicht gewöhnen konnte, die gute Laune zu erhalten, ließ Napoleon in einer Rede des Erzkanzlers des Reiches im Senat erklären, „wie es nothwendig gewesen sey, eine gefährliche Gränze des Reiches unter besondere Obhut und freie Unabhängigkeit zu stellen, und dazu sey keiner würdiger gewesen, als der jetzige Großherzog von Berg, der, ein Liebling der französischen Armee, tapfer im Felde, mit selbst gewählten Ketten an das französische Kaiserhaus gefesselt sey."

Mit großem Pomp wurde Mürat als Großherzog von Berg in seiner Residenz, Düsseldorf, am 25. März 1806 eingeführt. Am 5. April hielt er einen eben so festlichen Einzug in Wesel, dieser wichtigen

Festung, welche seinem Großherzogthum zugelegt war. Zwar schien er für das Interesse seiner ihm zugetheilten Länder besorgt zu seyn; man muß aber annehmen, daß er bei seiner Aufmerksamkeit desfalls nur militärische Ansichten vor Augen gehabt habe, denn in der Verwaltung des Innern ging es bald etwas tumultuarisch und eigenmächtig in Hinsicht der Vortheile der Regierung zu. Die Interessen vieler Privatpersonen wurden schwer gekränkt, und Mürat schien den Grundsatz annehmen zu wollen: wo die Gewalt ist, da ist auch das Recht. — Kaum hatte er sich seinen Unterthanen gezeigt, so kehrte er nach Paris zurück, und berief eine Deputation des Handelsstandes dorthin, um mit ihnen zu berathen, wie das Gewerbe am günstigsten zu beleben sey. Dieses kostspielige Scheingemälde diente aber zu weiter nichts, als ihm an dem Hofe von Paris, den man nicht glänzend genug machen konnte, eine Folie mehr unterzulegen. — Nach Außen griff er zunächst gegen das deutsche Reich vor, indem er das Reichspostwesen, — ein altes Erbe der Fürsten von Turn und Taxis — aufhob, und zugleich den benachbarten Ländern seine Posten aufdrängen wollte. — Dann kam er mit Preußen in Gränzstreitigkeiten wegen der Herrschaften Essen, Elten und Werden. Während hin und her verhandelt wurde, ließ der preußische General Blücher, der hier kommandirte, sich aus dem streitigen Bezirk nicht verdrängen, und so hatten preußische und bergische Truppen gemeinschaftlich die Ortschaften, worauf es ankam, besetzt. — Unterdeß berief Mürat die Stände des Reichs für den 1. September 1806 zu einem Landtag nach Düsseldorf, konnte demselben aber nicht persönlich beiwohnen, weil der Krieg zwischen Frankreich und Preußen zu Ende September 1806 aus-

brach, und in diesem Kriege führte der Großherzog von Berg den Oberbefehl über die gesammte Reiterei des französischen Heers. In Gemäßheit der rheinischen Bundesacte vom 12. Juli 1806 und ratificirt zu St. Cloud den 19. Juli 1806 stellte er selbst als anerkannter Bundesfürst in diesem Kriege, den der alte Ruf der preußischen Tapferkeit furchtbar zu machen schien, sein Kontingent.

Am 8. October ging Mürat mit seinen Brigaden über Bamberg und Kronach auf Gera, bewerkstelligte den Uebergang über die Saale bei Saalburg, worauf es am 10. October bei Saalfeld zu einem bedeutenden Gefecht kam, nach welchem der preußische Vortrab von Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen geführt, und seines Führers, der ein Liebling der Armee war, in gemeinem Reitergefecht für immer beraubt, auf die Hauptmacht, zurückgeworfen wurde. — Schnell griff nun Mürat mit Bernadotte und einem Theil des Davoustschen Corps den preußischen General Tauenzien, der mit 9000. Mann bei Schleitz die Verbindung offen erhalten sollte, an. Mit rühmlicher Tapferkeit schlug sich Tauenzien, seine Bagage opfernd, durch, und nun rückte Mürat eben so rasch über Zeitz vor, zerstörte die unbeschützten Magazine bei Naumburg, und seine Vorposten schwärmten schon bis Halle, wo die erste Reserve des Feindes unter Anführung des Prinzen von Wirtemberg im Begriff war, sich aufzustellen. Er hatte hiernach die preußische Armee umgangen, sie von dem Hauptnerv, von der Saale abgeschnitten, und sie war genöthigt, jetzt die Schlacht zu suchen, welche Napoleon am 14. October 1806 bei Jena annahm. Eine umgangene Armee kann nie mit Erfolg gegen einen ungestümen, kriegserfahrnen Feind mit

Erfolg eine Schlacht liefern wollen, und so tapfer auch die preußische Armee, die etwa 110,000 Mann stark in die Schlacht geführt war, focht, so wurde sie doch zersprengt, und am Abend war die Zerstreuung, die Flucht allgemein. Mürat hatte mit seiner Reiterei an dieser Schlacht selbst wenigen Antheil, weil das durchschnittene Terrain ihm wenig Gelegenheit zu freier Bewegung gab. Um so rascher aber war er im Verfolgen. Während Napoleon sein Hauptquartier nach Weimar verlegte, und nach kurzem Aufenthalt daselbst die Elbe zu gewinnen suchte, berennte Mürat schon am 16. October Erfurt, und erzwang dort rasch eine Kapitulation, nach welcher die Citadelle Petersberg mit ihrem Geschütz, 14000. Preußen und unter ihnen der Nestor der preußischen Krieger, Feldmarschall Möllendorf und der Prinz von Oranien in französische Gewalt kamen. Gleich darauf verfolgte Mürat in Verbindung mit Ney und Soult die flüchtigen Preußen durch den Harz bis vor Magdeburg, und während die französische Hauptmacht bei Dessau die Elbe passirt hatte, Ney vor Magdeburg zurückgeblieben war, eilte Mürat den Preußen, die unter dem Fürst von Hohenlohe sich wieder gesammelt hatten, nach. Im Gefolge eines Gefechtes bei Zehdenick gewann er diesen Truppen, welche Stettin und die Oder zu gewinnen suchten, einige Tagemärsche ab, umstellte sie bei Prenzlow und nöthigte sie hier am 28. October, die Waffen zu strecken. Er machte an diesem Tage 17,000 Gefangene, worunter Prinz Wilhelm August von Preußen, Prinz Carl von Mecklenburg, der Fürst von Hohenlohe und der General, Graf Tauenzien sich befanden; 45 Fahnen und 64 Kanonen fielen in seine Hände. — Ohne sich nun weiter aufzuhalten, flankirte er sogleich das Blü-

chersche Corps, welches er bei Lübeck ereilte, als es die Seeküste gewinnen wollte, und diese braven Truppen mußten sich ihm am 6. November nach der Erstürmung von Lübeck ergeben. General Blücher, der Führer dieser Truppen und der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig = Oels waren unter der Kapitulation mit befangen. —

Nach diesen Thaten, welche unser Erstaunen erregen müssen, stieß Mürat wieder zu der französischen Hauptarmee, welche bereits in Polen den Aufruhr bildete, und den Russen entgegen ging.

Als Cheff der Avantgarde hatte er hier das erste Gefecht mit den Russen am 28. November an der Bsura, zog im Gefolge desselben am 24. December gegen Nasiliesk vor, wo der russische Oberfeldherr, Graf Kamensky aus seiner sichern Stellung mit bedeutendem Verlust getrieben wurde, und Mürat rückte in Warschau ein, besetzte Praga. Napoleon erschien in Warschau, verweilte dort geraume Zeit, um die polnischen Angelegenheiten zu ordnen, und unter den vielen Deputationen der Bittenden, welche von fernen Gegenden her kamen, fand sich auch eine Handelsdeputation des Großherzogthums Berg ein, welcher Mürat eine Audienz bewirkte, in welcher dem Handelsstande mehrere Handelsbegünstigungen zugesichert wurden. Durch ein Dekret aus Warschau vom 26. Januar 1807 ordnete Mürat auch das Gehalts= und Pensionswesen in seinem Staat, und von Warschau ab ertheilte er der Stadt Düsseldorf die Conscriptionsfreiheit auf zehn Jahr.

Zu Ende Januar 1807, als die gesammte französische Truppenmasse das Innere von Rußland aufsuchte, brach Mürat gegen Possenheim auf, wo er auf eine russische Kolonne stieß, die er nach hitzigem Gefecht zu=

rück warf. Am 2. Februar hatte er seine Vereinigung mit Soult bewirkt, durchbrach bei Allenstein das Centrum der hier aufgestellten russischen Linien, und warf die Kosackenpulks, welche den Rückzug decken sollten. Diese glücklichen Partheigefechte mit den Kosacken bewirkten, daß die französischen Blätter fortan mit hohnsprechender Verachtung von dieser durch ganz Europa so gefürchteten Reiterei des Kaukasus, des Don und der Uralischen Steppen sprachen. Am 5. Februar erhielt Mürat Befehl, die an der Alle sich hinziehende russische Reserve mit Ungestüm zu verfolgen, und noch an demselben Tage warf er die Russen bei Watesdorf. Hierauf wandte er sich nach Landsberg, ließ auf den russischen Nachtrab einhauen, und machte hier viele Gefangene, nahm 11 Kanonen und sandte 7 feindliche Fahnen in das französische Hauptquartier.

Nachdem Mürat an dem Vorgefecht von Lowicz Theil genommen hatte, nahm er auch Theil an der großen Schlacht von Eylau, welche am 8. Februar zwischen der französischen Hauptmacht mit 5 Armeecorps und der russischen Macht unter Benningsen, so wie dem preußischen Hülfscorps unter Lestocq entwickelte, und welche, von beiden Seiten, als man die Streitkräfte gegenseitig gleich fand, zuletzt abgebrochen wurde. Als die Schlacht noch stand, versuchte Mürat das letzte, und brach, ohne Befehl mit eilf Regimentern der Reiterei in den Feind. Es gelang ihm zwar, damit zwei Liniendes russisches Fußvolkes zu durchbrechen, allein nach einem großen Verlust mußte er eilen, zurückzukommen, wenn der Rest von den andringenden Reitermassen des Feindes nicht niedergehauen werden sollte.

Nach dieser Schlacht, wovon beide Theile den Sieg sich zuschrieben, hatte er mit der Reserve der Rei-

erei sein Standquartier in Elbing und Marienwerder. — Beiderseits sammelte man sich, und die Franzosen eröffneten im Junius 1807 den neuen Feldzug. Mürat eröffnete ihn mit seinen Geschwadern durch ein glänzendes Gefecht bei Guttstadt, wobei er 1000 Mann verlor. Eben so wirkte er mit bei den Schlachten von Heilsberg (6. Juni) bei Ostrolenka und endlich bei der, den Frieden herbeiführenden am Niemen gelieferten Schlacht von Friedland (14. Jun.) welche bald mit Rußland und Preußen (7. und 9. Juli) den Frieden von Tilsit herbeiführte. — Der durch jenen Krieg in dem Stolz seines kriegerischen Werthes beleidigte Norddeutsche wollte zwar den Prinz Mürat nach Beendigung jener Feldzüge in stillem Grollen keine Gerechtigkeit widerfahren lassen; allein der Unbefangene, der Partheilose, der Historiograph muß gestehn, daß wohl selten einem Unterfeldherrn das Glück und die Ehre ward, in so kurzer Zeit so viele Gefangene, worunter fünf erlauchte Personen, zu machen, so viele Kanonen zu erbeuten, so viele große Städte zu durcheilen, und in einer kurzen Sonnenwende den genzen Raum eines großen Reiches, welches kurz vorher noch gefürchtet dastand, siegreich zu durchwandern.

Nach dem Frieden von Tilsit kehrte Mürat wieder nach Paris zurück. Das Großherzogthum Berg störte er von hier ab sehr in dessen Kredit. Um dessen, durch die neue Organisation aufgelaufene Schulden nämlich schnell zu tilgen, ließ er von der in Frankfurt im Jahr 1801 für Rechnung des Großherzogthums Berg negotiirten Staatsanleihe von 275,000 Gulden, 150,000 Gulden für Rechnung des Kurfürsten von Hessen als confiscirt erklären, und das Publikum vor dem Ankauf dieser Obligationen warnen. Der Mißcredit war hierdurch

entschieden, und sollte im Gefolge der französischen Politik gegen die überrheinischen Provinzen wohl hierdurch mit entschieden werden. — Nie war der französische Kaiserhof größer, bedeutender und glänzender gewesen, als jetzt. Napoleon streckte aber seine Hand nach dem Unmöglichen aus; er glaubte durch Kabale die pyrenäische Halbinsel sich in die Hände spielen und sie dem französischen Reich einverleiben zu können. Das unkluge Benehmen des Friedensfürst Godoy, des schwachen Günstlings, gab Napoleon Gelegenheit, sich in den Familienzwist der spanischen Herrscherfamilie zu drängen, und Mürat spielte bei dieser, mit jesuitischer Schlauheit angesponnenen Verhandlung den Unterhändler. Er correspondirte hiernach mit allen drei Parthein des spanischen Hofes im Geheim, und gab ihnen verführerische Anleitungen, wie sie sich zu verhalten hätten, um auf den mächtigen französischen Schutz rechnen zu können. Dadurch erweckte er bei allen Parthein Vertraun auf Unterstützung, und der Streit wurde immer lebhafter. — Godoy, der Friedensfürst, suchte zuerst öffentlich den französischen Schutz nach, und um ihn vor den Ausschweifungen der Anarchie, welche in Madrid schon herrschte, zu retten, mußte er in das Gefängniß geworfen werden. — Diesen Augenblick benutzte Napoleon, seinen Plan der Ausführung näher zu bringen. Mürat, der sich an der Gränze gelagert hatte, erschien mit auserlesenen Truppen, während starke Kolonnen ihm folgten, in Madrid, und entschuldigte sein Erscheinen damit, „daß er sich des Godoy bemächtigen müsse, damit nicht das fessellose Volk eine übereilte Rache an ihm nehme.“ Napoleon vermogte die Familie Bourbon von Spanien, nach Bayonne zu kommen, um den Friedensvermittler zu machen. In gutem Vertraun

ging der König und der Infant über die Pyrenäen; Napoleon eilte auf diese Nachricht nach Bayonne, und durch ein Gewebe von Kabinetsintriguen wurden Carl der Vierte sowohl, als Ferdinand der siebente von dem spanischen Thron gestürtzt. Am 8. Mai entsagte der König für sich und seine Familie den Ansprüchen auf den spanischen Thron, begab sich im sichern Gewahrsam nach Fontainebleau, der Infant aber wurde nach Valençay gewiesen, und nun trat Napoleon mit seiner wahren Meinung hervor. Am 6. Juni erklärte er seinen ältern Bruder Joseph für den König von Spanien, und an dessen Stelle wurde Mürat, Großherzog von Berg, zum König von Neapel ernannt, die Bergischen Lande aber, denen neuerdings noch einige Besitzungen zugetheilt waren, wurden dem französischen Reich einverleibt. — Was unterdeß Mürat, als Befehlshaber der großen Armee in Spanien gethan hatte, kann der Mensch als Mensch nicht ruhmwürdig finden. Am 25. März 1808 hatte er seinen Einzug in Madrid gehalten, einen als Muster der Intrigue zu betrachtenden Briefwechsel mit der Königin von Spanien, der Königin von Etrurien und dem König Carl heimlich durch seinen Adjudanten Demoution geführt. Nach allem, was die Geschichte von den geheimen Intriguen der Großen aufzufinden vermag, um die Wahrheit zu enthüllen, war das furchtbare Gemetzel in Madrid, vom 2. Mai 1808, wo das Volk gegen die französische Gewalt zuckte, und seine Nationalität schnell zu behaupten strebte, französischer Seits angelegt, um einen öffentlichen Grund zu haben, Spanien zu unterwerfen; Mürat handelte in diesen spanischen Kriegsangelegenheiten zwar glücklich und wirksam für das System des französischen Kaisers, übrigens aber grausam, und mit einer Härte, welche dem menschenfreundlichen Hörer Schaudern erregt.

Zwar war Mürat von dem Scheinkönig Carl IV. zum Generallieutenant des Königreichs Spanien und zum Präsident bei der in Madrid sich versammelnden Nationalrepräsentation ernannt; zu glücklicher Stunde aber wurde er aus diesem, durch Partheigeist zerfleischten Lande abgerufen, um den, freilich auch noch schwankenden Thron von Neapel zu besteigen. — Durch das kaiserliche Decret vom 15. Juli 1808 dazu ernannt, nahm er den Titel: „Joachim Napoleon der I. König von Neapel und Sicilien" an, und hielt am 6. September 1808 in der Hauptstadt des Reiches seinen feierlich n Einzug.

Die Neapolitaner waren sehr bald mit der neuen Regierung zufrieden, und rühmten die Milde des neuen, ihnen gegebenen Herrschers. Unstreitig that auch König Joachim viel, des Landes Nöthen aufzuhelfen, und die Liebe des Volkes sich zu gewinnen. Den frömmelnden Charakter des Volkes wohl kennend, hob er, so weit es thunlich, besonders die Geistlichkeit, und die überreichen Geschenke, welche er dem Kapitel des heil. Januarius, dem Schutzpatron des Landes, machte, gewannen ihm Aller Herzen. Im Kriegswesen sowohl, als in der Verwaltung des Civilwesens hob er alle Neapolitaner, auf deren guten Sinn er sich verlassen konnte, hervor, und was ihn in diesem besonders regen, politisch-tadellosen Leben geraume Zeit hindurch erhielt, war ohnfehlbar der Umstand, daß der vertriebene König mit seiner Familie in Sicilien des Augenblicks gewärtig war, wo er wieder landen könne.

Das erste, was König Joachim von Neapel noch im October desselben Jahrs that, war, daß er die Insel Capri wieder eroberte, und seinem Reich einverleibte. Die neue Bildung desselben zu den Ansichten, welche

ihm vor Augen lagen, ließ er sich sehr angelegen seyn. Die Stimmung des Volkes wurde mehr und mehr durch wohlberechnete Mittel gewonnen, und im Ministerio führte Joachim ein System ein, welches seinem Selbstgefühl Werth geben mußte. Ein Seegefecht mit den Engländern in dem Meerbusen von Neapel (am 25. Juli) trug eben nicht dazu bey, den neuen König als Seehelden den Neapolitanern zu empfehlen. — König Joachim hielt regelmäßig jeden Donnerstag Audienz, wo der geringste Unterthan des Reichs seine Beschwerden, seine Gesuche ihm vortragen konnte, und dieses, dem stolzen Hofe der Bourbons und der vormaligen, strengen Etiquette ganz fremde Verfahren erwarb ihm besonders die Anneigung der geringern Stände, um deren Gunst er buhlte; die höchsten Stände sind aber in jedem Reich dieselben; nämlich eigensüchtig, stolz, und dem sich weihend, der ihnen einen Zuschuß an ihrer Eitelkeit und geringen Macht geben kann. — Die Verschwörungen gegen den neuen Hof von Neapel, welche von dem nahen Sicilien ausliefen, fielen auch, da König Joachim immer mehr in der allgemeinen Gunst sich feststellte, bald in das Aermliche, und im Anfang des Jahrs 1810 hatte König Joachim schon so gute Verbindungen mit der schönen Insel, daß er den lange entworfenen Plan, den Hof von Palermo dort zu vertreiben, jetzt zur Ausführung bringen wollte. Hätte Joachim bei dieser Expedition heimlicher und behutsamer gehandelt, so hätte sie gelingen können; aber es wurde der Angriff auf Sicilien pomphaft von ihm angekündigt; die englischen Schiffe unter General Stuart und Admiral Martin standen daher in Bereitschaft, so daß König Joachim im September desselben Jahres diesen kostspieligen Versuch aufgeben mußte. — Seine Einrichtungen, die er

unterdeß in Neapel machte, bezeugen den besonnenen Kopf, welchem in dem Sturm des Augenblicks nur die Ruhe und die Zeit fehlte, seinem Lande, dessen Nöthen er wohl kannte, das zu geben und zu gewähren, was der Zeitgeist schnell genug auch an der Spitze von Italien entwickelte. Durch alles, was er that, gewann ihn das Volk von Neapel bald lieb, und er glaubte der Oberherrschaft seines kaiserlichen Schwagers sich bereits entwunden zu haben, zumal er sogar in stillem Einverständniß mit England bereits stand, als im Jahr 1812 der entscheidende Krieg zwischen Frankreich und Rußland von Neuem sich entzündete.

Durch den Uebergang über den Niemen am 15. Juni war der Krieg französischer Seits eröffnet, und der König Joachim, wenn er auch von den Rüstungen Napoleons gegen den Norden unterrichtet war, glaubte doch in seinem ruhigen Besitz nicht, an diesem Kriege thätigen Antheil nehmen zu müssen. Urplötzlich bekam er von Napoleon die Veranlassung, nach Paris zu kommen. Er eilte dorthin, fand hier den Kaiser nicht mehr, sondern nur ein Schreiben von ihm, wonach er veranlaßt wurde, nach Warschau zu eilen, um bei dem neuen Kriege die Reiterei zu befehligen. König Joachim eilte zwar dorthin, er war aber so unvorbereitet, daß er auf der Hinreise in Berlin erst 40,000 Rthlr. negotiirte, um seine Feldequipage in Stand zu setzen. Die Regentschaft vertraute er unterdeß durch eine ausdrückliche Verfügung seiner Gemahlin an.

Seine erste Stellung bei der diesesmal ungeheueren französischen Armee, welche einem morgenländischen Kriegszug aus der alten Zeit, oder vielmehr einer Völkerwanderung glich, hatte er am Niemen. Drei Ar-

meecorps standen unter seinem unmittelbaren Befehl, und außerdem war er Oberbefehlshaber der gesammten Reiterei. — Wie die französische Armee vordrang bis in die Hauptstadt der Czaaren, bis Moskau, und wie sie von hier durch Kutusows kluge Bewegungen einen Rückzug machen mußte, der sie der Vernichtung nahe brachte, indem sie mit allen Elementen und mit dem Mangel aller Art zu kämpfen hatte; — das alles ist in den Tagesgeschichten bekannt genug, und bedarf hier keiner Wiederholung. So viel nur ist zu bemerken, daß der König von Neapel, in der Schlacht an der Moskwa (7. September) im Centrum focht, durch einen Angriff seiner Reiterei den Ausschlag gab, dabei aber Gefahr lief, selbst gefangen zu werden; daß er am 14. September zuerst in Moskau einrückte, und den Kreml, die alte Hofburg einnahm, und daß er auf dem Rückzuge von Moskau, als Kaiser Napoleon am 5. December zu Smorgonie die Armee in den elendesten Umständen verließ, wider eignen Willen als Lieutenant des Kaisers die weitere Führung übernehmen mußte. — König Joachim fand es unmöglich, sich mit der als vernichtet zu betrachtenden Armee in Litthauen zu halten; schon in der Mitte Decembers zog er sich hinter den Niemen zurück, nahm sein Hauptquartier zu Kowno, mußte aber auch von hier ab bald eine Stellung hinter der Weichsel aufsuchen. — Seiner eignen Ehrenrettung wegen warf Napoleon in dem Moniteur, (dem officiellen Blatt, welches unter des Kaisers Aufsicht gedruckt wurde) die Schande des schmähligen Rückzugs auf König Joachim, indem es darin hieß: „der König Joachim habe die Fähigkeiten nicht, die ein Feldherr, der ein großes Heer befehligen solle, haben müsse.“ Joachim war durch diese letzte Beleidigung zu empört, ver-

ließ die Armee, und den fernern Rückzug nach Sachsen führte an seiner Stelle der Vizekönig von Italien allerdings mit besserm Erfolg.

Entrüstet über das Betragen seines kaiserlichen Schwagers eilte Joachim Mürat nach Neapel zurück, und suchte auch die Trümmer der Neapolitaner, die aus Rußland sich gerettet hatten, dorthin zurückzuziehen. Kaiser Napoleon seiner Seits empfand dieses Benehmen Joachim's sehr übel, und hatte bereits ein Decret unterzeichnet, wonach Neapel dem französischen Kaiserthum einverleibt werden sollte; die Ausfertigung dieses Decrets wurde indessen bis auf bessere Zeiten verschoben. — Das politische Benehmen Mürats wurde von jetzt an schwankend, zweideutig, unzuverlässig. Er ließ dem Hof von Wien Anerbietungen der Freundschaft machen; allein da die ersten Begebenheiten des Feldzuges von 1813 Napoleon zu begünstigen schienen, so änderte auch er sein System hiernach. Am 11. Januar 1814 schloß er endlich einen, früherhin durch den Graf Neiperg eingeleiteten Tractat mit Oestreich, wonach ihm die Krone von Neapel anerkannt, eine Aussöhnung mit England versprochen, und von seiner Seite ein Auxiliar-Corps von 30,000 Mann gegen Frankreich zugesichert wurde. Am 4. Februar erfolgte erst vom Kaiser Franz die Ratifikation, und nun nahm Joachim mit seinen neapolitanischen Truppen sogleich Reggio in Besitz. Die französisch-italienische Armee unter Eugen Beauharnois kam dadurch in nicht geringe Verlegenheit; jedoch ließ Mürat, der sonst so verwegene Krieger, in Reggio, zur Unzufriedenheit der Oestreicher ein bedeutendes französisches Corps entschlüpfen, und es wurde von ihm bekannt, daß er, als Napoleon im Februar an der Marne Vortheile gewonnen hatte,

n dem französischen Consul in Ancona voreilig genug
agte: „Nothwendigkeit habe ihm jetzt für die Sache
er Alliirten bestimmt, da die Engländer Neapel bedro-
eten." Außerdem erfuhr man, daß der Briefwechsel
wischen Mürats Gemahlin und dem Kaiser von Frank-
eich noch sehr lebhaft sey, und daß Napoleon um die-
e Zeit unter andern an seinen Schwager schrieb: „der
Königstitel hat Ihnen den Kopf verdreht; wollen Sie
ihn behalten, so führen Sie sich von jetzt an darnach
auf. Sie haben mich zwar seit Ihrer Abreise von Wil-
na feindselig behandelt; es soll aber von jetzt an die Rede
nicht mehr davon seyn."

Trotz der Zweideutigkeit des Benehmens Mürats, als er in Italien für die verbündeten Mächte Europens gegen die Dynastie Napoleons wirken zu wollen, versprochen hatte, stimmte doch Oestreich auf dem Congreß in Wien, der nach Napoleons Abdankung (11. April 1814) die Angelegenheiten Europens ausgleichen sollte, dafür, daß Joachim Mürat auf dem Thron von Neapel erhalten werden müsse. Die Bourbonischen Häuser waren eifrig dagegen, und der englische Gesandte, Lord Castlereagh, welcher Mürats Briefwechsel mit den Napoleons in Paris hatte aufsuchen lassen, erklärte öffentlich dem Gesandten Mürats, Graf von Campochiaro, „daß bei einem solchen Betragen kein Vertraun zu seinem Machtgeber gefaßt werden könne."

Während dieses in Wien vorging, brütete Mürat den kühnen Plan, Italien zu einer Einheit zu bringen und unabhängig zu machen. Nach dem Pariser Frieden behielt er daher seine ganze Armee nicht nur unter den Waffen, sondern verstärkte sie noch, zog sie auch aus den Legationen und den päbstlichen Marken nicht zurück. — Unterdeß wurden ihm von Wien ab

vergebens Vorstellungen gemacht; es wurde ihm sogar, jedoch nicht officiell, ein Umtausch von Neapel gegen Sardinien angeboten; allein er war von seinem Plan der Freiheit Italiens zu berauscht, als daß er auf eine gütliche Ausgleichung, auf ein Verzichten nunmehr noch hätte achten können. — Im Februar 1815, als es schon in den Kabinetten bekannt war, daß Mürat mit seinem Schwager, dem Exkaiser Napoleon sich ausgesöhnt habe, und daß auf der Insel Elba gefährliche Plane geschmiedet worden, legte Mürat — wie der Erfolg zeigte — zu früh, die Maske ab. Er verlangte nämlich von Oestreich den Durchzug durch Oberitalien nach Frankreich mit einem Heer von 80,000 Mann, um die Bourbons dafür zu züchtigen, daß ihre Minister ihn auf dem Kongreß zu Wien als König von Neapel nicht anerkennen wollten. Oestreich schlug dieses Begehr sogleich ab, und zog noch mehrere Truppen aus dem Innern nach Oberitalien gegen den Po hin.

Nach gehaltenem Kriegsrath, worin Mürat seine Gemahlin wieder zur Regentin bestellte, brach er zu der Armee auf, machte ihr bekannt, daß sie zu großen Thaten berufen sey, verletzte, sehr unpolitisch für die allgemeine Meinung, das Gebiet des Kirchenstaats, und besetzte die Marken, Benevent und Ponte Corvo. Der Pabst verließ am 22. März Rom, ging nach Florenz, von da nach Genua, und Mürat besetzte Rom. Als Napoleons Entkommen von Elba am 5. März 1815 ihm bekannt geworden, ließ Mürat in einer diplomatischen Note erklären, daß er dem System der alliirten Mächte getreu bleiben würde; zugleich aber sandte er den Graf Beaufremont als Geschäftsträger dem Ex-Kaiser Napoleon nach Frankreich entgegen, und fing am 30. März 1815, indem er den Rubicon überschritt, die

Besatzung von Cesena angreifen ließ, und die östreichische Besatzung aus Rimini warf, die Feindseligkeiten an. Hier erließ er den ersten Aufruf an die Italiener. (Beilage sub A) Die Ansicht, welche Mürat von dem Gange der Dinge hatte, geht aus diesem Aufruf klar hervor. Er war unleugbar mit seinem Schwager Napoleon wieder in vollem Einverständniß, und so wie jener, als er bei Cannes an das Land stieg, behauptete, einen Vertrag in der Tasche zu haben, wonach ihm ein zwanzigjähriger Friede mit Oestreich gesichert sey, eben so suchte auch Mürat zu gleicher Zeit die Italiener davon zu überzeugen, daß er mit England im vollkommnen Einverständniß sey. Was hiervon als wahr, oder als scheinbar, und lügenhaft sich befinde, darüber schwebt ein Dunkel, welches die Zeitgenossen nicht aufzulichten vermögen. Die Nachwelt wird hervorsuchen, was Wahrheit sey, und nach genauer Beleuchtung das allgemeine Verfahren in dieser Periode, wovon hier die Rede, streng richten.

Mürat rückte über Rimini, welches die Oestreicher nach kurzem Widerstande verließen, und wo er ihnen einige Gefangene abgenommen hatte. Sein Heer bestand aus 6 Abtheilungen, wovon drei unter seinem unmittelbaren Befehl standen, und unter ihm commandirten die Generale Ambrosio, Lichi und Carascosa; an der Spitze der andern drei Korps standen die Generale, Liveron, Pignatelli und Cerchiara. Der Kern des Heers bestand aus 46,060 Mann regulärem Fußvolk, 6000 Reitern, einem ausgesuchten Officier-Korps (mehrentheils Franzosen) und unter dem Schwarm der leichten Truppen befanden sich die Ausreißer und Abentheurer vieler Nationen. Das Geschütz war gut im Stande und gut bedient, und so schien Mürat entweder bei ei-

nem allgemeinen Aufstand in Italien gegen jede Macht, welche es auch sey, sich hier behaupten, oder, gelänge der Aufstand nicht sogleich, sich nach Frankreich durchschlagen, und durch dieses Heer, welches er ihm zuführte, mit Napoleon sich vollständig aussöhnen zu wollen. —

In Bologna rückte Mürat am 2. April ein, und wurde in dieser bedeutenden Stadt, welche, in den letzten Zeiten unterdrückt, noch vor Kurzem einer großen Freiheit sich gerühmt, und ihren Gesandten an den päbstlichen Stuhl gestellt hatte, mit enthusiastischer Freude als Wiederhersteller der Freiheit empfangen. Man bewaffnete sich für ihn, und diesem Beispiel folgten sogleich Brescia und Padua. Schon am 9. April erschien er in Florenz, welches der Hof sogleich bei der Nachricht von der Ankunft der Neapolitener verließ, und durch ganz Toskana wurde seine Armee sehr kalt empfangen, weil hier der Nationalhaß gegen die Neapolitaner volksthümlich ist. Der Florentiner sagt: „Neapel ist ein Land von Teufeln bewohnt,“ und so hat umgekehrt der Neapolitaner wieder beißende Allgemeinworte über Toskana. Es kam daher auch hier zu einigen Ausschweifungen, die aber durch die Uebermacht der neapolitanischen Truppen nicht zu einer gefährlichen Reibung anwachsen konnten.

Die Angelegenheiten in Frankreich hatten unterdeß eine sehr ernsthafte Wendung genommen. Der Ex-Kaiser Napoleon war mit allgemeinem Jubel in dem südlichen Frankreich von seinen alten Waffengefährten empfangen, in Grenoble hatte er zuerst festen Fuß für seine Sache gefaßt, und was die Wahrheit nicht vermogte, den Enthusiasmus für ihn zu beleben, das bewirkte bei dem leicht bewegbaren Franzosen die Abentheuerlichkeit der Sa-

che, die Festlichkeit der Rede in den Proclamationen, und vor allem das Mißbehagen an dem Royalismus der Bourbons, welcher auf Frankreich lastete. In Lyon angelangt, war Napoleon schon wieder als der Beherrscher Frankreichs anzusehen; die Armee riß die weiße Kokarde ab, steckte die dreifarbige Napoleons wieder auf, die Marschälle des Reichs huldigten ihn von neuem, und er zog in den Pallast der Thuillerien wieder ein, während Ludwig XVIII. mit seiner ganzen Familie in übereilter Flucht das französische Gebiet verließ, und in den Niederlanden seinen einstweiligen Aufenthalt nahm. — Bei so bewandten Umständen, wo der Congreß von Wien ein sonderbares Ende nahm, und sich eigentlich eben so in tumultuarischer Zeit auflösete, als er eröffnet worden, hielt man es in Wien den Zeitumständen für angemessen, gegen Mürat eine gemäßigtere Sprache zu führen. — Graf Neiperg wurde daher beauftragt, Mürat die Garantie des Königreichs Neapel zu überbringen, unter der Bedingung, daß die neapolitanische Waffenmacht nun sogleich gegen das neue System Napoleons in Frankreich sich wende. Mürat empfing den Gesandten in Parma, und erwiederte: „es ist zu spät! Italien will frei sich fühlen, und es wird frei werden!"

Den Uebergang über den Po bewirkte Mürat mit vieler Geschicklichkeit, und die östreichische Macht unter General Frimont mußte ihm weichen. — So klug aber auch der Operationsplan ersonnen seyn mogte, so fehlten Mürat doch die Streitkräfte gegen die überwiegende Macht, als er sich Oestreich entgegen warf, und als Italien seinem Aufruf nicht folgte. General Bianchi fiel auf den linken Flügel der Ausdehnung des neapolitanischen Heers, während General Moor den rechten Flü-

gel Mürats beschäftigte, und Ferrara wieder nahm. Außerdem schlug General Stahremberg die Neapolitaner bei Carpi zurück, und Mürats Macht wurde von den Stellungen an der Suchia und am Penaro vertrieben. — Was Mürat eigentlich bestimmt habe, seine Stellung nach der Gränze von Oberitalien, und also auch den ganzen aufgefaßten Plan aufzugeben, darüber schweigt die (getreue) Geschichte des Tages; so viel ist aber gewiß, daß Mürat zu sehr von seinem eignen Werth, von dem Gewicht, welches die Völker auf seinem Namen legen würden, eingenommen war, und daß er die Besonnenheit verlor, als nach langem Rausch die Nüchternheit eintrat, und er aus dem Taumel, Protector von Italien zu werden, trübe erwachte. — Was mit Kühnheit begonnen war, mußte mit Kühnheit ausgeführt werden. Das Vertraun der Italiener wich von ihm, als er sich zurückzog; alle diejenigen, welche noch gezögert hatten, ob sie ihr Glück an seine Sterne hängen dürften, wandten sich jetzt gegen ihn, die Abentheurer und Ausreißer verließen eine Armee, bei welcher keine Beute mehr zu machen und selbst die Neapolitaner verließen ihre Fahnen.

Mürat erschien jetzt den Italienern nur noch als ein verwegner Abentheurer, denn nichts von dem ging in Erfüllung, was er bei den allgemeinen Aufrufen versprochen und zugesichert hatte. Die Contributionen, welche er den Städten und Bezirken zu Fortsetzung des Krieges auflegte, lasteten schwer, mehr noch sah man aber die Täuschung ein, als England, welches seiner Erklärung nach mit ihm die Sache führte, eine Flotte feindlich vor den Hafen von Neapel legte, und als Oestreich ohne alle Rücksicht in den Feindseligkeiten fortfuhr, obschon Oberitalien vorhin geglaubt hatte, Mürat sey

mit Oestreich vollkommen einverstanden. Was Frankreich betrifft, so hatte Mürat allerdings auf starken Succurs von Napoleon, der jetzt wieder der Allgewaltige in Frankreich war, und Hunderttausende unter seine Fahnen versammelte, gerechnet. Eine französische Armee sollte ihm die Hände bieten, und an der Spitze des südlichen Frankreich, in Grenoble, sammelte sich auch eine Armee, welche für Mürats Operationen bestimmt zu seyn schien und welche Massena führen sollte. Die Bildung dieser Armee ging aber sehr langsam von statten, und Mürat sah nur in seinem Lager — einen Gesandten Napoleons; werkthätige Hülfe blieb aus.

Mürat glaubte indeß in dem römischen Gebiet noch sich halten zu können, und in Rom selbst, wo er lange verweilte, versplitterte er die Zeit, welche ihm nie hätte kostbarer seyn müssen, als jetzt, damit, pomphafte Proclamationen und lügenhafte Armeeberichte entwerfen und ausbreiten zu lassen. Noch immer hing er an der Idee fest, daß ganz Italien für ihn aufstehn werde. Bald aber kam ihm das Nachdenken, und er konnte es sich nicht länger vorenthalten, daß er ein unglückliches Spiel gespielt habe. Die Pässe in den Appeninen hatte er unbesetzt gelassen, und wurde jetzt über Florenz und Arezzo umgangen. Mürat suchte noch vorher an dem Arno ein verschanztes Lager zu bilden, schickte aber zugleich einen Parlementär nach den östreichischen Vorposten, wonach er Unterredung und Waffenstillstand begehrte. „Der König" sagte Mürats Abgesandter, „sey entschlossen, in das Innere seines Königreichs zurückzukehren." Der östreichische, kommandirende General, Graf Neiperg schlug die Unterredung ab, nahm aber die Depesche an, um sie an den Obergeneral Frimont zu senden. Unterdeß aber drängten

die Oestreicher nach Cesena vor, und Mürat zog sich bei diesem Andrang auf Savignano zurück: von hier defilirte er weiter nach Rimini, concentrirte seine Armee, in der Linie etwa noch 25,000 Mann stark, und sandte am 21. April einen zweiten Brief an den Obergeneral Frimont durch den General Milet, worin dieser, von Mürat dahin unterrichtet, erklärte: „der Einfall Mürats in Oberitalien sey zu entschuldigen, indem der König gegründete Besorgnisse gehabt, daß man ihn seines Königreichs berauben werde; folglich habe er für nothwendig erachtet, die Stellungen zu besetzen, welche er im vorigen Jahr mit Genehmigung Oestreichs inne gehabt. Anfänglich habe der König von Neapel nicht glauben können, daß die Oestreicher sich seinen Schritten widersetzen würden; da diese aber zuerst auf seine Truppen geschossen hätten; so sey er genöthigt gewesen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der König bedaure übrigens sehr, daß die Mittheilungen seines Ministers zu Wien ihm zu spät gekommen; da ihn aber jetzt der Inhalt der diplomatischen Nachrichten davon überzeuge, daß der Bundestag zu Wien ihm sein Königreich gewähren wolle, so sey er seinerseits auch bereit, Unterhandlungen in Wien anzuknüpfen, einen Waffenstillstand abzuschließen, und mit seinen Waffen in sein Königreich zurückzukehren."

Der östreichische Oberfeldherr konnte nach seiner Instruction, den Krieg gegen Neapel ohne weiteres zu hemmen, auf die Unterhandlungen eines Waffenstillstandes nicht eingehen, setzte den Krieg fort, und ein anderer Botschafter, den Graf Gallo, Mürats Bevollmächtigter unmittelbar nach Wien absandte, wurde in Triest nach Ancona zurückgewiesen, indem Oestreich alle Unterhandlungen mit Mürat nunmehr unbedingt ab=

gebrochen wissen wollte, da es Theilnehmer an dem großen Bunde Europens geworden war, welcher sich vereinigt hatte, Napoleon von dem Thron von Frankreich, auf welchen er sich abentheuerlich genug wieder gesetzt hatte, zu stürzen. — Mürat erkannte jetzt die Absicht der Oestreicher, ihn von Neapel abzuschneiden, und eilte um so mehr auf der Straße von Foligno dorthin, weil durch die neuen Aushebungen, welche er verfügt hatte, in der Residenz selbst ein Aufruhr entstanden war, und die Lazaroni beinahe den königlichen Pallast gestürmt hätten. Bei Macerata griff ihn aber General Bianchi, der ihm auf der linken Flanke sogar einen Tagemarsch voraus war, an, (28 April) und beide Heere standen zwei Tage gegen einander über im Feuer. Mürat führte hier wieder die Schlacht mit Besonnenheit und Geschicklichkeit, worüber auch der Feind ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Seine persönliche Tapferkeit, die ihm so großes Vertraun bei dem gemeinen Soldaten in den frühern Feldzügen gewonnen hatte, bewies er auch hier wieder ruhmwürdig; aber das Glück war ihm untreu worden, er konnte die Kugel in ihrem rollenden Lauf nicht aufhalten; selbst leicht verwundet, achtete er der Waffe nicht, und mußte auf einen guten Rückzug denken, denn der Feind war Sieger. Außerdem bedrängte ihn Graf Neiperg, der mit seinen Kolonnen unterdeß heran gerückt war, schon im Rücken, und dazu kam, daß seine eigne Armee immer unwilliger wurde, daß die alten Truppen schon rottenweise ausrissen. — Auf diesem schnellen, von der Nothwendigkeit ihm abgedrungenen Rückzug mußte er die festen Stellungen von Tranto und Pescara, so ungern er es that, vorübergehen, und fast der ganze Train seiner Armee, selbst Mürats

Equipage fiel dem schnell folgenden Feinde in die Hände. — Die schöne Stadt Macerata, welche von dem Sieger mit Sturm genommen war, wurde ein Raub der Flammen, und ein gleiches Schicksal erlitt zwei Tage darauf das Städtchen Caprano, wo der Nachtrab von Mürats Armee — wenn man diese Massen noch eine Armee nennen mag! — den siegenden Feind aufhalten wollte. — Auf ungangbaren Wegen zog sich Mürat mit dem Rest der Truppen, die ihm noch anhingen, weiter zurück; seine Armee war als aufgelößt zu betrachten, sein Glücksstern war untergegangen. — Die Erbitterung der Truppen faßt gegen einen Feldherrn, der nicht mehr von dem Glück begleitet wird, bald Raum; hier aber hatte Mürat den Unwillen der Truppen um so mehr auf sich geladen, als er bei Anordnung des Treffens von Tolentino den Befehl an die Artillerie gegeben hatte, jede Rotte nieder zu schießen, welche rückgängige Bewegung machte.

Am 3. Mai hatte der östreichische General Bianchi Aquila besetzt, drang nun nach Neapel selbst vor, und seine Proclamation, welche er von hierab erließ, versprach den Neapolitanern Amnestie, mit der Aufforderung an die Neapolitaner, Mürats Fahnen zu verlassen, indem Oestreich mit dem König beider Sicilien, Ferdinand dem Vierten, einen Tractat geschlossen habe, und König Ferdinand sich beeilen werde, sein Königreich Neapel wieder in Besitz zu nehmen, um auf dem alten, angestammten Thron der Bourbonen wieder zu sitzen, wobei ganz Europa ihn unterstütze und ihm zur Seite stehe. — Dieser Aufruf an die Neapolitaner machte im Lande selbst den bedeutensten Eindruck, und während an der Seeküste Neapels die Auslandungen von Sicilien ab für die Parthei des vertriebenen

Königs bewirkt wurden, die Engländer auch ihrer Seits alles dazu beitrugen, die Dynastie Napoleons in Neapel zu vernichten, so bedrängten auf der Landseite auch die östreichischen Waffen den unglücklichen Mürat immer mehr und mehr. — Der östreichische Succurs war nun bereits überzählig, indem die ganze Waffenmacht Oestreichs, sich, dem politischen Zweck gemäß, jetzt auf Italien werfen konnte, und dem Kronprinz Leopold, der einen Namen gewinnen sollte in den östreichischen Kriegsannalen, wurde, nachdem das Feld so ziemlich geräumt war, die Ehre zu Theil, diesen italienischen Feldzug zu vollenden. Seit Jahrhunderten war es an der Tagesordnung, daß die Tapferkeit, das Verdienst dem Rang weichen mußte, da, wo nur noch von dem errungenen Glanz der Anstrengung die Rede seyn konnte. So wurde nun auch bei Beendigung dieses mißlichen, ungewissen Feldzuges, worüber keine Kriegserklärung war, den aber die Zweifelhaftigkeit des Verhältnisses dictirte, und der Erfolg rechtfertigte, ein Prinz von Geblüt an die Spitze der Armee gestellt, sich einen Namen zu gewinnen in der Historie.

Der Kronprinz Leopold zog über Florenz her, die rothe Fahne der Bourboniden wehete überall, wo der Heereszug der Oestreicher nach Neapel weiter vordrang, und von Fondi bis Gaeta, und in beiden Kalabrien erklärte sich das Volk, dem Aufruf der Oestreicher zufolge, und den Anlockungen der Emissärs, welche von Sicilien ab jetzt das Land durchwanderten, für das angestammte Fürstenhaus der Bourboniden.

Mürats Schicksal schien bei diesem Andrang schwerer Ereignisse entschieden zu seyn; die Sonnenwende seines Namens, seiner Glorie war gekommen. Die Residenz allein stand noch für ihn. Hier in Neapel ver-

suchte Mürats Gemahlin, die er als Regentin zurückgelassen hatte, und die jetzt ein Talent in der Politik und Staatsverwaltung entwickelte, welches eine glücklichere Entwicklung verdient hätte, vergebens, einen neuen, kräftigen Aufstand zu entwickeln. Das ganze Land war schon zu sehr von den Abgeordneten der andern Parthei durchgangen, und Mürat hatte zu wenig gethan, die Liebe des Volkes, worin der Schutz des Landesherrn sich gründet, zu gewinnen. — Die Reichsverweserin ließ unterdeß, von den Unfällen des Königs unterrichtet, die Festungen Capua und Gaeta stark in Vertheidigungsstand setzen, und für Neapel selbst wurden die nöthigen Vorkehrungen getroffen. — Mürat selbst kam, verfolgt von der überlegenen Macht des Feindes, begleitet nur von einem kleinen Häuflein der Getreuen, am 20. Mai (1815) in Neapel an, und empfing seine Gemahlin mit den Worten: „Madame, ich habe nicht sterben können!" — Als er hier anlangte, waren die Verhältnisse in der Hauptstadt schon ganz tumultuarisch, und nur mit Behutsamkeit und in Verkleidung hatte er nach Neapel kommen können. Oeffentlich durfte er sich nicht zeigen. Die Engländer spielten schon eine bedeutende Rolle in der Hauptstadt, und zweideutig bleibt für die Geschichte hier das Verhandeln der Reichsverweserin. — Mürat blieb auch nur einige Augenblicke in dem Pallast, wo er einst der angebetete Monarch gewesen, und zog sich in Verkleidung nach der Stadt zu einigen Getreuen zurück. In einer Verkleidung (in grauem Ueberrock mit abgeschornem Haar) verließ er am 21. Mai Neapel, schiffte sich auf der Insel Nisida, die er glücklich gewann, weiter nach Cannes ein, und erreichte, ein Flüchtling, die französischen Küsten wieder, um die Einlösung des Wortes zu

holen, welches Napoleon von Elba aus ihm gegeben hatte. — Unterdeß eilten die Oestreicher herbei, Neapel zu besetzen, die Armee Mürats, welche unter den Mauern von Neapel noch 16,000 Mann Kerntruppen enthielt, lösete sich auf, und nach einer Militair-Convention vom 20. Mai 1815 ging das ganze Königreich Neapel in die Gewalt der Verbündeten Mächte über.

Durch ganz Neapel zeigten sich noch bedeutende Partheien für Mürat, und die Oestreicher zogen daher in der Nacht vom 21. zum 22. acht Stunden früher, als die Konvention es besagte, in der Hauptstadt ein, und stellten die Ruhe wieder her, theils durch die Gewalt der Waffen, theils durch die Beredungen und verführenden Reden des Eroberers, theils durch den Trutz des Siegers, durch Verhaftungen u. s. w. — Mürats Gemahlin, die Regentin, hatte sich in dem Schloß del' Uovo nicht mehr sicher geglaubt, da Neapel von Factionen zerrissen war; und bei der Annäherung der Oestreicher suchte sie mit ihren Kindern und mit den großen Schätzen, welche Mürat als gute Beute seiner vielen Siege ihr anvertraut und zurückgelassen hatte, das Meer zu gewinnen. Obrist Campbell, derselbe, der vor Elba lag, und Napoleon Bonaparte von dort hatte entschlüpfen lassen, nahm Mürats Gemahlin mit ihren Kindern und mit ihrem nicht geringen Gefolge an Bord des Schiffes erster Ordnung „Tremendous" auf, um sie nach Toulon zu transportiren. Der Oberbefehlshaber der englischen Flotte, Lord Exmuth, aber gab den Transport nach Toulon nicht zu, indem der Kommodore seine Verhaltungsbefehle überschritten habe und durch eine neue Uebereinkunft wurde Madame Mürat, welche unter dem Namen einer Gräfin von Lipano (Buchstabenversetzung von Napoli) ihr Incognito

beobachten wollte, nach einem kurzen Aufenthalt in Gaeta in Triest ausgeschifft; von wo ab sie späterhin mit ihren Reichthümern sich nach Haimburg, einem geschmackvollen Schloß, ohnfern Wien, mit ihrem glänzenden Gefolge begab, nachdem ihr vorher Prag auf kurze Zeit zum Aufenthaltsort angewiesen war; sie miethete das Schloß für jährlich 36,000 Gulden, und dieser Miethzins läßt berechnen, welche Beute sie aus Neapel mitgebracht haben müsse.

Mürat, ein zweiter Johann ohne Land, der von Nisida und Ischia in Verkleidung, mit falschen Pässen über Antibes in Frankreich angekommen war, eilte nach Paris; Napoleon aber wollte anfänglich gar nichts von ihm wissen, und äußerte sich über Mürat und die Ereignisse in Neapel bei dieser Gelegenheit mit den Worten: c'est le sort d'un traître! — Es hielt schwer, ehe Mürat, der in strengem Incognito in der Nähe von Fontainebleau sich aufhielt, eine Aussöhnung mit Napoleon bewirken konnte, und vielleicht würde diese auch nicht erfolgt seyn, wenn bei der Ostentation des Maifeldes Napoleon nicht der Prinzen zur Linken und Rechten bedurft hätte. Hier erschien denn Mürat wieder öffentlich in einem abentheuerlichen Glanz, der den Franzosen zum Gespött wurde. — Als gleich darauf Napoleon nach Belgien aufbrach, um in der Schlacht von Waterloo, am 15. Juni. 1815, durch die Preußen und Britten auf das Haupt geschlagen zu werden, erhielt bei diesem Anmarsch der Armee Napoleons Mürat keine Befehlshaberstelle, er der Sieger in so vielen Schlachten, der bei Austerlitz, Jena ꝛc den entscheidenden Ausschlag gegeben und den Lorbeer gewunden hatte, der nachher Napoleons Haupt zierte! — Uebrigens aber scheint er doch um diese Zeit mit Napo=

leon vollständig ausgesöhnt und einverstanden gewesen zu seyn, denn während Napoleon bis Paris hin die Dynastie wieder herzustellen suchte, schwärmte um diese Zeit Mürat in dem südlichen Frankreich umher, und erst, als Napoleons Herrschaft für immer in Frankreich aufgehört zu haben schien, mußte auch Mürat auf's neue flüchtig werden.

Es glückte ihm, das Ufer zu gewinnen, und auf einem kleinen Fahrzeuge nach Korsika zu entkommen. — Während Napoleon den Engländern sich anvertraute, um auf St. Helena eine Täuschung zu beseufzen, die er nach seinen Verhältnissen nicht glaubte erwarten zu dürfen, — versuchte Mürat auf Korsika, Neapel, das ihm entrissene Königreich, wieder zu gewinnen. Um den Plan zu verschleiern, hatte er aussprengen lassen, daß er mit den Abentheurern, die auf der Insel sich ihm angeschlossen hatten, zu den Korsaren von Algier stoßen, und mit ihnen gemeinschaftlich die italienischen Häfen beunruhigen werde. Es ist auch historisch richtig, daß er mit Algier bereits in wichtigen Unterhandlungen stand, und daß er bei seiner Expedition der Hülfe der Barbaresken gewiß war.

Mehr als 200 französische Offiziere der Gegenparthei der Bourbons gesellten sich zu ihm, der jetzt noch der einzige der Napoleoniten war, welcher nicht abgedankt, entsagt oder sich heimlich verborgen hatte. Das Wagstück, an der Spitze der vielen Mißvergnügten, deren Zuströmen noch zu erwarten war, auf dem Boden, den Napoleon einst sein nannte, etwas Bedeutendes auszurichten, erscheint nicht so verwegen, als es ausgeschrien worden, wenn man erwägt, daß der Name Mürats auf italienischem Boden immer noch viel Anhang hatte, daß der Italiener ungern dem Regen-

tenstolz der Bourbons wieder huldigte, und daß gerade die verwegensten Köpfe, die geschicktesten Officiere der entlassenen französischen und italienischen Armee zu dem Pannier des Aufruhrs hineilten. — In der Nacht zum 28. September schiffte sich Mürat mit 160 bewährten Männern zu Ajaccio ein, ohne daß irgend einer aus seinem Gefolge wußte, wohin die Unternehmung gerichtet sey. Er hatte Eil nöthig, denn schon wußte man in Frankreich, daß er auf Korsika den Herrn spiele, und schon waren bourbonische Truppen eingeschifft, die Korsika vollständig in Besitz nehmen sollten. Auch kreuzten englische Schiffe um die Insel. Mürat mit seiner kleinen Flotille entkam ihnen aber glücklich, und gewann die hohe See. — Vorher hatte der Kaiser von Oestreich mit einer rühmlichen Sorgfalt vergebens das letzte versucht, Mürat von seinem tollkühnen Plan abzuhalten. Er hatte einen ehemaligen Beamten Mürats, Maceroni, an ihn abgesandt, und ihm einen sichern Aufenthalt in den östreichischen Staaten anbieten lassen; zu dem Ende übersandte ihm der östreichische Hof Pässe, um sich auf einer in der Rhede von Bastia liegenden brittischen Fregatte nach Triest einzuschiffen. Mürat hatte die Pässe angenommen, wollte aber seinen Aufenthalt in Oestreich nicht als ein Exil betrachtet wissen, vielmehr selbst seinen Wohnort bestimmen können, und die Einschiffung nach Triest auf der englischen Fregatte schien nun bestimmt zu seyn. Urplötzlich aber weigerte sich Mürat, sie zu besteigen, indem der brittische Schiffskapitain ungeziemend ihn aufgefordert habe. Er behielt die östreichischen Pässe, und stach in der Nacht darauf wie vorbemerkt, in See. — Die ganze Flottille bestand aus sechs Barken, und der Capitain erhielt die Anweisung, nach Tunis zu segeln.

Man war zwei Tage auf dem hohen Meer, als Mürat auf einmal den Befehl gab, nach Kalabrien zu segeln. Der Verfolgung auf dem Meer glaubte er durch diese Täuschung überhoben zu seyn, und an der Küste von Kalabrien erwartete man ihn bereits. Er hatte seine Emissärs dort einschleichen lassen, und war eines großen Anhanges gewiß, weil der wiedergekehrte König beider Sicilien, Ferdinand der Vierte, die Erwartungen des Volkes nicht sogleich hatte erfüllen können oder mögen.

Ein Windstoß zerstreute an der Küste von Kalabrien die Flottille, und warf zwei Barken, worunter die war, auf welcher Mürat sich befand, hart an das Ufer, die übrigen vier gewannen Gelegenheit, das hohe Meer wieder zu ereilen, und verließen Mürat, der von ihnen erwartet hatte, daß sie in der nächsten Bucht auch landen würden. Ansonst hätte er mit den wenigen Genossen in die große Gefahr sich nicht so schnell geworfen. Auf der Höhe von Kalabrien erfuhr er schon, daß ein Schiff, welches viele Schätze Mürats, und viele mißvergnügte Neapolitaner, die sich ihm zugesellen wollten, an Bord hatte, vor Toskana untergegangen sey; diese böse Vorbedeutung hielt ihn aber nicht zurück, am 6. October in der Bucht von al Pizzo, an der kalabrischen Küste, zu landen. — Hier sammelte er seine Waffengefärten um sich her, erschien auf dem Marktplatz, ließ sich als den rechtmäßigen König ausrufen, und suchte das Volk zu entzünden. Von hier ab ließ er auch gleich seine Proclamation an die Neapolitaner vertheilen. (Beilage B.)

Pizzo ist nur zwölf Meilen von der Residenz Neapel entfernt; hätte Mürat den Anfang schnell genug bei seiner Landung unter den Kalabresen gefunden, oder

wären auch nur die übrigen Barken mit ihm bei Pizzo gelandet, so konnte er in drei Tagen vor der Hauptstadt stehn, und Ferdinand den Vierten zittern machen. — Kaum hatte Mürat mit seinem geringen Häuflein das erstaunte Pizzo verlassen, um tiefer in das Land hinein sich zu begeben, als ein Procurator, mit Namen Alcala, rief: „vivat Ferdinand!" und dies war das Signal, daß das Volk von Pizzo sich bewaffnete, und Mürats Haufen verfolgte. Das Landvolk wurde ebenfalls schnell unter die Waffen gebracht, und Mürat sah mit seinem Haufen sich bald umringt. Als man dies an der Küste vernahm, stachen die Scorridoja, und der Ochs, zwei Barken, welche eben zu seiner Unterstützung landeten, wieder in See, ihn seinem feindlichen Schicksal überlassend. — Bei Monte-Leone kam es zu einem, sehr ungleichen Gefecht; der Rückzug nach dem Gestade war ihm bald abgeschnitten; einer seiner Getreuen, Kapitain Pernice fiel an seiner Seite, und er selbst wurde mit 78 Individuen gefangen. Noch wollte er, mit dem Pistol in der Hand, den Augenblick gewinnen, sich die Kugel durch den Kopf zu jagen, um einer unwürdigen Gefangenschaft zu entgehen; der Gensd'armerie-Hauptmann Trentacapelli entwand ihm aber das Geschoß, und ein roher, jubelnder Pöbel begleitete den königlichen Gefangenen nach dem Schloßgefängniß in Pizzo.

Der in Kalabrien kommandirende General Nunziante erschien nun selbst sogleich in Pizzo, und von dem Hof von Neapel wurden die Befehle eingeholt, wie gegen den hohen Gefangenen zu verfahren. Nach einem Befehl des Königs beider Sicilien vom 10. October 1815 wurde Mürat, unter der Bezeichnung „der französische General Joachim Mürat" am 13. Oc-

tober 1815 vor das Kriegsgericht der Provinz, wobei General Nunziante präsidirte, gestellt, um als Feind des Staates gerichtet zu werden. Um zehn Uhr Vormittages ward von diesem Kriegsgericht das Urtheil gegen ihn gleichstimmig dahin ausgesprochen, daß, da er zum Zweck gehabt, einen Bürgerkrieg zu erregen, er zum Tode zu verurtheilen sey, mit Konfiscation seines Vermögens. (Beilage sub C)

Mürat, ein Mann, der dem Tode so oft dreist in das Auge gesehn hatte, verlor auch hier, nach Anhörung des Todesurtheils seine Besonnenheit nicht. Er schrieb noch mehrere Briefe, und soll in einem derselben seine Gemahlin und Kinder der Gnade des östreichischen Kaisers empfohlen haben. Er begehrte eine Scheere, um sich eine Haarlocke abzuschneiden, sie dem Abschiedsbrief an seine Gemahlin beizulegen; man verweigerte ihm die Erfüllung dieser kleinen Bitte. Er begehrte ferner, daß die Grenadiere seiner Leibwache, wovon ein Piquet in Pizzo sich befand, das Urtheil an ihm vollstrecken dürften; auch dieses Gesuch wurde ihm abgeschlagen. Er begehrte einen Geistlichen; dieser wurde ihm gewährt. Er wünschte, daß die Execution in dem großen Saal des Schlosses vollstreckt werden mögte; auch dieses gewährte man ihm. Um halb sechs Uhr Abends wurde er aus dem Gefängniß abgeholt, und trat mit verbundenem Gesicht, (denn der Pöbel hatte bei seiner Gefangennehmung ihn mißhandeln dürfen) in den Saal. An der Thür nahm er Abschied von dem Geistlichen; zwölf Sicilianer standen mit geladnem Gewehr im Anschlag; er gab ihnen ein Zeichen, anzuhalten, ging durch sie hindurch, stellte sich mitten in den Saal, öffnete den Rock, zeigte auf die entblößte Brust, und kommandirte mit lauter

Stimme: Feuer! — Von acht Kugeln getroffen sank er augenblicklich zu Boden. Jetzt ließ man das Volk herbeiströmen, um sich von der Identität der Hinrichtung zu überzeugen. Auf gemeinem Platz wurde der Leichnam beerdigt.

Mürats Schicksal zieht unsere ganze Theilnahme und Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde ein Opfer seiner Unentschlossenheit, seines Mangels an festem Plan in der Politik. Dem sey aber, wie ihm wolle, so war sein Ende doch so, daß das Unwürdige auf seine Richter zurückfällt. Denn er hatte noch nicht auf die Krone von Neapel, welche die Fürsten von ganz Europa ihm garantirt hatten, verzichtet. Ferdinand der Vierte schändete daher die Würde der gekrönten Häupter, wenn er diesen Mürat, der einst die Gesandten aller Monarchen an seinem Hofe gesehn hatte, und der jetzt kam, sein Königreich wieder zu fordern, als gemeinen Verbrecher hinrichten ließ. Der Hof von Neapel wollte sich auch in den Augen von Europa über diese tumultuarische Hinrichtung rechtfertigen, und es wurde verbreitet, daß in Neapel das ganze Ereigniß nur durch telegraphische Nachrichten angekommen sey, daß der General Nunziante auf eigne Gefahr den Prozeß eingeleitet und das Urtheil habe vollstrecken lassen, und daß der königliche Befehl, Mürat auf ein Bergschloß in Gewahrsam zu bringen, angekommen sey, als das Urtheil bereits vollstreckt gewesen; dem allen aber widerspricht der Eingang des Urtheils, wonach auf einen königlichen Befehl vom 10. October Bezug genommen wird, ingleichen der Bericht des General Nunziante an den Hof, worin es heißt: „da Ew: Majestät befohlen haben, daß Joachim Mürat, weil er einen kaiserlichen Paß gemißbraucht, weil er mit bewaffneter

Hand in Ihrem Königreich gelandet ist, und sich für den Beherrscher hat ausrufen lassen wollen, auf der Stelle vor ein Kriegsgericht gestellt werden solle ꝛc.“ — Die Geschichte wird immer dieses aus Furcht, Besorgniß, Despotismus und Privathaß veranlaßte Verfahren tadeln müssen. — Mürat war auch von den Motiven des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens so überzeugt, von der Unwürdigkeit des ganzen Benehmens so entrüstet, daß er den edlen Stolz sich erhielt und es verschmähete, als das Todesurtheil über ihn ausgesprochen war, die Gnade des Königs nachzusuchen. Gegen die Competenz des Gerichts hatte er sogleich vergebens protestirt; ein Laye kann diese Incompetenz finden.

Mürat war ein schöner, großer, kräftiger Mann. Er galt für den besten Reiter in der französischen Armee, und seine Gesellschaftstalente machten ihn im Kreise der Frauen schon früherhin sehr wohl gelitten. In diesen Kreisen repräsentiren zu wollen, das suchte er auf, und daher ging denn auch seine Eitelkeit im Aeußern mitunter in das Phantastische, in das Theatralische über. Es war dies besonders in den letzten Zeiten seines Wirkens der Fall; man sah ihn mitunter in Kleidungen, welche man füglich Verkleidungen nennen konnte. Eroberungssucht, Rangstolz, ungezogne Anmaßung, das alles lag eigentlich nicht in einem Wesen; die Verbindung der Umstände und der Zufälligkeiten hatten ihn an das Schicksal Napoleons geknüpft, und Mürat war es, der, wie die Historie es beurkundet, in den entscheidenden Schlachten den Lorbeer wand, und Napoleon damit schmückte. Man weiß nicht, ob man von Seiten Mürats es Bescheidenheit, Unkunde oder Zwang der Verhältnisse nennen soll daß, z. B. bei den entscheidenden Schlachten in

den italischen Feldzügen, bei den Schlachten von Ulm, Austerlitz, Jena, u. s. w. sein Name so wenig genannt ist; warscheinlich ist Napoleons eigene Anmaßung daran schuld.

Mürat war übrigens als siegender General ein Freund der Soldaten und ihr verehrter Feldherr; die Provinzen, über welche er herstürzte, behandelte er aber auch oft mit einer schonungslosen Strenge. Er machte in mehrern Feldzügen für sich selbst große Beute, was ihm um so leichter wurde, da er gewöhnlich den Vortrab der Armee führte. Sein System, den eignen Schatz zu vermehren, ging bald so weit, daß er vielleicht der reichste Mann (in Europa wenigstens) geworden seyn würde, wenn der russische Feldzug so glücklich ausgefallen wär, als er unglücklich für die Dynastie Napoleons wurde. Man läßt in Deutschland dem Feldherrn zu wenige Gerechtigkeit widerfahren; schon das kommende Geschlecht wird diesen Mürat richtiger beurtheilen und würdigen.

Seine Ehe war mehr aus Speculation als aus wahrer, inniger Zuneigung geschlossen; so mußte es wenigstens denen vorkommen, welche späterhin Gelegenheit hatten, die Verhältnisse dieser Ehe näher kennen zu lernen. Uebrigens war er durchaus immer der gefälligste Gatte, und ganz besonders ein sehr zärtlicher Vater.

Seine Gemahlin lebt noch unter östreichischem Schutz mit ihren Reichthümern in Haimburg bei Wien, und seine herangewachsenen beiden Söhne sollen jetzt in östreichische Kriegsdienste treten; die Geschichte des Vaters wird sie vielleicht dereinst begeistern sollen, gegen das bourbonsche Haus von Neapel, welches dem Hau-

se Oestreich stets abhold war, zu fechten, und so die unwürdige Schmach des Vaters zu rächen.

Mürat war eigentlich ein herrlicher General, denn seine Soldaten folgten ihm, wohin er sie führte, aber er war ein schlechter selbstständiger Feldherr. Schwach und unglücklich in der Erfindung der Pläne war er kühn und glücklich in der Ausführung derselben; daher verließ ihn auch sein Genius, als er dem leuchtenden Gestirn „Napoleon" dessen Trabant er gewesen, nicht mehr folgen, und seine eigne Bahn sich aufsuchen wollte. — Die Tugenden — oder vielmehr Tugendlaunen, — welche er als Mensch in dem Privatleben hatte, mag ihm niemand, der partheilos urtheilt, absprechen, wenn auch übrigens die Vergiftung der Höspitäler in Jaffa, die Theilnahme an der Ermordung des Herzog von Enghien, die Gewaltthätigkeiten in Madrid, sein Verfahren in der Sache Moreau's und ähnliche Ereignisse, wo er als Scherge seines erlauchten Schwagers sich gebrauchen ließ, ihn schwer verklagen. Er war anerkannt der Roland Napoleons; er war sein rechter Arm in dem Waffengemenge, und seines politischen Lebens Wandelstern sank, als Mürat, seine Selbstheit fühlend, nicht mehr der Sclav Napoleons seyn wollte.

A.

Aufruf des Königs von Neapel.

Italiener!

„Der Augenblick ist da, wo die Vorsehung durch Euch große Dinge zu thun beschlossen hat! Endlich will sie, daß Ihr, ein unabhängiges Volk werden sollt. Von den Alpen bis zur Meerenge von Scylla verkündet nur Ein Geschrei die Unabhängigkeit Italiens. Mit welchem Rechte wollen Euch Fremde die Unabhängigkeit, das erste Recht und das erste Gut aller Völker, rauben? Mit welchem Rechte wollen sie über Eure fruchtbaren Ebenen herrschen, und sich Eure Reichthümer zueignen, um sie dahin zu versetzen, wo sie nicht ihre Quelle haben? Mit welchem Rechte führen sie Eure Söhne hinweg, um sie dienen, und entfernt von den Gräbern ihrer Väter, schmachten und sterben zu lassen? Hat Euch denn die Natur umsonst die Bollwerke der Alpen, und jene noch unübersteiglichere Klippen gegeben, welche in der Unverträglichkeit Eurer und ihrer Sinnesart besteht? Nein! nein! jegliche fremde Herrschaft verschwinde vom Boden Italiens!

„Ehemals Herrn der Welt, habet Ihr diesen unseligen Ruhm durch eine Unterdrückung von zwei Jahrtausenden abgebüßt. Nunmehr sey es Euer Ruhm, jedes Joch abzuschütteln! Jedes Volk muß sich in den Gränzen halten, welche ihm die Natur bestimmt hat; das Meer und die unzugänglichen Berge — dies sind unsere Gränzen! Denket nie, sie

zu überschreiten, allein treibet den Fremdling ab, der sie übertritt, und zwinget ihn, in die seinigen zurückzukehren. Achtig tausend Italiener aus Neapel eilen unter dem Befehl ihres Königs herbei; sie schwören, daß sie nicht eher ruhen wollen, bis Italien frei ist, und schon haben sie es verschiedene Male bewiesen, daß sie ihre Schwüre zu halten wissen.

„Italiener aller Gegenden! unterstützt ihre großherzigen Anstrengungen. Wer Waffen getragen hat, nehme sie wieder, die daran ungewöhnte Jugend übe sich darin, daß alle Bürger, Freunde ihres Vaterlandes, eine hochherzige Stimme für die Freiheit erheben, und sich endlich alle Kräfte der Nation mit aller Anstrengung und unter allen Formen entwickeln mögen! Es gilt die Frage, ob Italien frei seyn, oder noch Jahrhunderte hindurch unter das Joch der Dienstbarkeit gebeugt seyn solle. Der Kampf sey entscheidend, und wir werden, für eine lange Zeit, das Glück unsers schönen Vaterlandes, des Vaterlandes begründen, das, obgleich zerrissen noch und blutend, voller Wärme und Kraft ist, seine Unabhängigkeit zu erkämpfen. Die Aufgeklärten aller Länder, die Völker, welche einer liberalen Regierung würdig sind, die Fürsten, die sich durch Erhabenheit ihrer Gesinnungen auszeichnen, werden sich über Eure Unternehmung freuen und Eure Siege verherrlichen. Könnte England, diese Nation, welche allen andern das Muster einer nationalen und verfassungsmäßigen Regierung darbietet, dieses freie Volk, dessen schönster Ruhm es ist, sein Blut und seine Schätze für die Unabhän-

gigkeit und Freiheit der Völker hinzugeben, Euch wohl seinen Beifall versagen?

„Italiener! seit langer Zeit, als Ihr Uns riefet, und Ihr Uns mit Euren Wünschen umgabet, erstauntet Ihr über Unsere Unthätigkeit; allein der günstige Augenblick war noch nicht gekommen; ich hatte den Beweis der Treulosigkeit Eurer Feinde noch nicht erhalten . . . Es war nothwendig, daß Ihr durch eine neue Erfahrung Euch überzeugtet, wie sehr der Hochsinn Eurer gegenwärtigen Herren falsch und eitel ist, wie betrüglich und lügenhaft ihre Versprechungen sind; traurige und beweinenswerthe Erfahrung! Ich nehme Euch zu Zeugen, tapfere und unglückliche Italiener von Mailand, Bologna, Turin, Venedig, Brescia, Modena, Reggio und so vielen andern berühmten Städten. Wie viele unglückliche Krieger, wie viele tugendhafte Vaterlandsfreunde sind dem väterlichen Boden entrissen worden! Wie viele seufzen in Kerkern! Wie viele wurden Opfer unerhörter Bedrückungen und Demüthigungen!

„Italiener! Allen diesen Uebeln muß ein Ziel gesetzt werden! Stehet auf, marschirt in der innigsten Eintracht! Indem Euer Muth Eure Unabhängigkeit von Außen sicher stellen wird, möge eine von Euch gewählte Regierung, ein die Nation wahrhaft vertretender Ausschuß, eine Eurer und des Jahrhunderts würdige Staatsverfassung Euch Eure innere Freiheit verbürgen, und Euer Eigenthum beschützen! Ich rufe alle Braven auf, um mit mir in den Kampf zu eilen; ich rede auch zu Euch, Ihr aufgeklärten Männer, welche über die Bedürfnisse des Vaterlandes nachgedacht habet, damit Ihr

in der Ruhe der Leidenschaften die Staatsverfassung vorbereitet, welche von nun an das glückliche und unabhängige Italien beherrschen solle!"

Joachim Napoleon

Der Chef des Generalstabes,

Millet de Villeneuve.

B.

Aufruf Mürats an die Neapolitaner.

„Joachim Napoleon, König beider Sicilien, an seine getreue Unterthanen.

„Brave Neapolitaner, Euer Joachim ist Euch wieder gegeben. Von dem Augenblick an, da er sich wieder mitten unter Euch befindet, hört seine und Eure Betrübniß auf. Indem Euer König Euch seine Rückkunft anzeigt, ist indeß von Verzeihung und Vergessenheit gar die Rede nicht. Ihr habt Euch nie gegen ihn vergangen, daher erneuert er Euch, seinen Kindern, den früher geleisteten Eid: „daß er Euch glücklich machen will,“ heute von neuem. Von ihm habt Ihr keinen Meineid zu befürchten. Seines Herzens wohlbekannte Gesinnungen und Eure erprobte Treue bürgen Euch für die Zuverlässigkeit seiner Verheißungen, und daß er nicht, so wie Ferdinand, seine Rache nur vorläufig aufzuschieben gesonnen ist. Ich hatte mir in der Abgeschiedenheit einen stillen Zufluchtsort gewählt, den ich unter einem tugendhaften Volke stets wiederzufinden gewiß bin, und konnte dort mit Verachtung auf den Mordstahl der kannibalischen M[illegible]iller hinblicken, die sich während der ganzen französischen Revolution in dem Blute ihrer Mitbürger gebadet haben. In der Verborgenheit gedachte ich zu verbleiben, bis die Fieberhitze, in welcher Frankreich jetzt die Revolution von sich wirft, vorüber gegangen seyn würde; dann erst wollte ich hervortreten, meine Staaten wieder erobern, und in Euren Herzen einen Zufluchtsort suchen, gegen das

Unglück, welches mich auf eine so unglaubliche, und so unerhörte Weise verfolgt; als mir aber das Schreiben Ferdinands an den General Bianchi zu Gesichte kam, empörte sich mein Innerstes, und ich konnte mich nicht länger zurückhalten, denn ich kann und darf nicht dulden, daß ein Fürst, der sich den König und den Vater nennt, dieser Nation öffentlich und feierlich ein Schandmal setze. Ich darf und werde es nimmermehr dulden, daß die Armee, welche aus der Blüthe aller Volksklassen besteht, daß diese tapfere Armee, deren Schöpfer und Anführer ich gewesen bin, und die so vielfältige Beweise von Tapferkeit gegeben, der neapolitanischen Nation einen Rang unter den übrigen Nationen verschafft hat, und deren militärisches Mißgeschick lediglich durch die Proclamationen feindlicher Mächte, so wie durch die fälschlich ausgestreuten Gerüchte von meinem Tode, veranlaßt worden ist — daß diese Armee im Angesichte der Welt „eine feindliche Horde" genannt wird.

„Ueber diese Beschimpfung vor Zorn entbrannt, nahm ich all meinen Muth zusammen, warf mich in einen schlechten Fischerkahn und landete in Korsika, wo ich gastfreie Aufnahme und von den Tapfern, die in den Reihen der neapolitanischen Armee gefochten hatten, die Zusage ihres Beistandes erhielt.

„Da ich auf die Liebe meiner Völker sichere Rechnung machen konnte, und gewiß war, in ihrem Andenken zu leben, beschloß ich nun — meine Staaten wieder zu erobern, und den der Nation widerfahrnen Schimpf zu rächen.

„Soldaten und Bürger, ihr alle, die edlen

Herzens und patriotisch gesinnt seyd, schließt Euch an Euren König an; laßt uns gemeinschaftliche Rache nehmen! Ein Fürst, der im Stande ist, neapolitanischen Soldaten die ehrlose Benennung einer „feindlichen Horde"" beizulegen, beschimpft die gesammte Nation, hat sein Anrecht an den Thron verwirkt, und schon durch das Schreiben, welches er an den Baron Bianchi erließ, dem Thron entsagt.

„Ja, geliebte und tapfere Neapolitaner, wir sind beleidigt, und die Beleidigung trifft ohne Ausnahme uns alle. Deshalb müßt Ihr mit Eurem Könige gemeinschaftlich einen Fürsten aus dem Lande jagen, der sich schon mehrmals meineidig bewiesen, mehrmals Verzeihung verheißen, und dennoch seiner Rache freihen Lauf gestattet hat.

„Nieder mit dem Schlosse von Casa-Lanza, aus dem Ferdinand ein Denkmal der Schmach machen will, welche er der Nation angethan hat! Nieder mit diesem Schlosse bis auf der Grund, und an der nämlich Stelle erhebe sich eine Säule, deren Inschrift der Mitwelt und der Nachwelt verkünde, daß auf eben diesem Platze die neapolitanische Armee, nach errungenen ausgezeichneten Siegen, der Zahl ihrer Feinde nicht widerstehn konnte, aber doch keinen andern als einen ehrenvollen Frieden einging, und Ferdinanden, deshalb — weil er vorgedachtes Schloß für ein Lehngut der Krone erklärte, aus demselben ein Denkmal ihrer Beschimpfung machte, und die Armee eine „feindliche Horde" nannte — der Regierung unwürdig und des Throns auf immer für verlustig erklärt habe. Ja! die ganze Nation ist beschimpft! Wer könnte jetzt noch im Angesicht des

ganzen Europa ein Neapolitaner heißen wollen? Auf denn, greift zu den Waffen und erhebt Euch in Masse! Jeder ächte Neapolitaner, der auf Ehre hält, eile zu meinem Feldlager! Ueberall trete die Provinzial=Miliz zusammen, was zur Armee gehört hat, stelle sich wieder zur Fahne, und die eben so brave als treue Nationalgarde von Neapel rette die Hauptstadt von neuem; sie nehme meine Schlösser, nehme alle Einwohner und deren Eigenthum in Schutz! Ihr, wackere und getreue Calabresen, Ihr Bewohner der Basilicata, so wie der Provinzen Salerno und Avellino, mit Euch die braven Samniter, das Volk in Apulien und in der Terra di Lavoro, deren Anhänglichkeit ich so oft erprobt habe, sammelt Euch um Euren König und Euren Feldherrn. Stoßt Ferdinanden von Euch aus, der Euch so entehrend begegnet hat — mag er nach Sicilien zurückwandern! Unter dem zweifachen Paniere des Kreuzes und der Freiheit wollen wir nach der Hauptstadt aufbrechen, das Glück und die Unabhängigkeit der Nation von neuem und für immer sicher stellen. Besorgt nicht, daß die verbündeten Mächte ihre Waffen gegen Euren König wenden sollten. Euer Joachim hat nie dem Throne entsagt. Ein militärisches Mißgeschick kann sein Anrecht an die Krone von Neapel nicht aufheben.

„Indem ich nach dem Wiederbesitz meines Thrones strebe, thue ich ja nichts anders, als was auch die verbündeten Monarchen ihrer Seits thun! Die Königin und meine Kinder werden uns herausgegeben werden, und weit gefehlt, daß Euer König fortan seinen Nachbarn Besorgnisse einflößen sollte, wird

er vielmehr für ihren zuverlässigsten Freund anerkannt werden. Der Kaiser von Oestreich wird einsehen, worin die wahre Politik von Neapel besteht; von dem Irrthum zurückgekommen, daß er mich, als einen Anhänger Napoleons, bekriegen müsse, wird er, aus meinem Widersacher sicherlich wiederum mein Bundesgenosse werden. Um Eures Königs willen habt Ihr von keiner Seite her irgend etwas zu befürchten, insofern man ihm nicht mehr im Verdacht haben kann, daß er sich auf Kosten des römischen oder irgend eines andern Staates von Italien zu vergrößern trachten werde; und so fällt auch aller Grund weg, um deßwillen die europäischen Mächte gegen ihn aufstehen sollten.

„Man müßte an der Rechtlichkeit und an der Weisheit der brittischen Regierung zweifeln, wenn man nicht annehmen wollte, daß sie sich angelegen seyn lassen werde, das Unheil wieder gut zu machen, welches sie sich selbst dadurch zugezogen hat, daß sie uns hastiger Weise den Krieg erklärte, da doch, den bestehenden Verträgen zufolge, die Feindseligkeiten erst drei Monate nach vorhergegangener Erklärung wieder ausbrechen sollten. Wir erklären hiermit vor dem gesammten Europa, daß die betrübten Folgen des Krieges uns lediglich deshalb betroffen haben, weil wir unablässig bei unserm Grundsatz beharrten: „keinen Krieg mit Großbrittanien!" Wir begannen den Rückzug mit unserm Heere nicht eher, als nachdem uns Lord Bentink, von Genua aus, schriftlich angezeigt hatte, daß, da wir mit Oestreich in Krieg begriffen wären, er mit der englischen Land- und Seemacht gegen uns zu agiren genöthigt seyn wür-

de, sobald der östreichische General ihn dazu auffordern sollte. Ich erwiederte darauf, daß, da ich mit England nicht brechen wolle, ich augenblicklich die Feindseligkeiten gegen Oestreich einzustellen, und meiner Armee den Rückzug nach Neapel anzutreten befohlen habe, zugleich bat ich den englischen General, diesen meinen Entschluß dem kommandirenden östreichischen General mitzutheilen, und, durch seine Vermittelung, den Feldmarschall Bellegarde zu bewegen, ebenfalls in den von mir vorzuschlagenden Waffenstillstand einzuwilligen.

„Meiner Seits trat ich nun den Rückmarsch nach meinen Staaten augenblicklich an; allein, der von mir angetragene Waffenstillstand ward nicht angenommen, und so kann ich, ohne Widerspruch zu befürchten, behaupten, daß alles militärische Mißgeschick, welches ich erfahren habe, einzig und allein von meinem freiwillig angetretenen Rückzuge herrührt, denn ohne allen Zweifel würden uns die Oestreicher in der Stellung, die wir inne hatten, nicht angegriffen haben, und das Wiener Kabinet würde, wenn es sich überzeugt hätte, daß wir diese Stellung blos deswegen genommen hätten, um mit seiner Armee gemeinschaftliche Sache zu machen, den Waffenstillstand ohnfehlbar angenommen und die Allianz mit mir beibehalten haben, weil Oestreich und Neapel natürliche Bundesverwandte seyn müssen.

„Faßt neues Zutrauen, so wird eine heitere Zukunft Euch erwarten. In tiefem Frieden wird Euer König die Plane, die er mitten unter den Drangsalen des Krieges zur Begründung Eures Glücks entwarf, ausführen. Die öffentlichen Bau-

ten, die jetzt ruhen, sollen mit verdoppelter Thätigkeit wieder vorgenommen, und alles, was jetzt stockt, mit neuer Kraft wieder in Gang gebracht werden. Der Armee soll der Sold und allen Civilbeamten sollen ihre Rückstände ausgezahlt werden.

„Die seit dem 21. Mai ihres Postens entsetzten öffentlichen Beamten treten ihre Stellen wiederum an, und jeglicher aus irgend einem Nießbrauch Verdrängte tritt wiederum in den Genuß desselben.

„Alle seit dem 21. Mai von Ferdinand verfügten Ernennungen zu Aemtern und Diensten sind hiermit für null und nichtig erklärt, vielmehr muß alles wieder in das Geleise und auf den Fuß hergestellt werden, als es zur Zeit meiner Entfernung aus meinem Reiche war. Gegeben im October 1815.

(Das Datum war nicht ausgefüllt.)

Unterzeichnet: Joachim Napoleon.

C.

Urtheil der zu Pizzo niedergesetzten Militär-Kommission.

Ferdinand IV, von Gottes Gnaden König beider Sicilien rc. rc. rc. Nachdem sich die in Folge der Befehle der Regierung vom 10. October 1815 von dem Herrn General Nunziante, mit der Vollmacht des Alter Ego in beiden Kalabrien versehen, ernannte Militär-Kommission, bestehend aus den Herren Giuseppe Fasulo, Generaladjudanten, Ritter des königlichen Ordens beider Sicilien und Befehlshaber des Generalstabs der 5. Territorial-Division, als Präsidenten,

Baron Raffaele Scalfaro, Ritter des königlichen Ordens beider Sicilien, Legions-Chef von Unterkalabrien,

Letterjo Natoli, Kommandeur des St. Ferdinand- und des Verdienst-Ordens, Obristlieutenant der königl. Marine,

Genaro Lanzetta, Ritter des königlichen Ordens beider Sicilien, Obristlieutenant vom Ingenieur-Corps in Kalabrien,

Matteo Canilli, Kapitän der königlichen Artillerie,

Richter

Francesco de Vongo, Artillerie-Kapitän,

Francesco-Paolo Martellari, Artillerie-Lieutenant,

Francesco Frojo, Lieutenant vom 3. Regiment, als Referenten; mit Dazwischenkunft des Herrn Giovannilla Camera, königl. Generalprocurators bei dem Kriminalgerichtshofe von Unterkalabrien, und

unter Beistand des Herrn Francesco Paparossi, als Gerichtsschreiber, am 13. lauf. Monats October um 10 Uhr Vormittags im Schlosse von Pizzo, um den verhafteten französischen General, Joachim Mürat, als Feind des Staates zu richten, versammelt, und nach geschehener Vorlesung aller vorhandenen Prozeß-Akten, nach Anhörung der Zeugen in öffentlicher Sitzung, der Anträge des Referenten, der Vertheidigungsmittel des Herrn Kapitän Giuseppe Starace, Unterdirectors der Artillerie in Kalabrien, von Amtswegen ernannten Vertheidigers des Angeklagten, welcher erklärte, daß er nichts mehr weiter vorzubringen habe, und des Gutachtens des königlichen General-Procurators, in geheimer Sitzung vereinigt hatte, legte der Präsident die

Erste Frage

vor: Ist der französische General, Joachim Mürat, ein Feind des Staates?

In Betracht, daß aus Vorlesung der Akten, aus dem Verhör der Zeugen, und aus dem ferneren Gange des Prozesses Folgendes als Thatbestand erhellt:

Sontags den 8. l. M. October, gegen 10 Uhr Morgens, näherten sich der Küste der Gemeine von Pizzo zwei Fahrzeuge, aus welchen dreißig Personen, größtentheils mit Flinten und Pistolen bewaffnet, mit Blitzesschnelle und offenbarer Verletzung der Sanitätsgesetze an's Land stiegen. Sie schrieen jeden Augenblick: Viva il Re Gioachino! und einer unter ihnen, der nachher für Mürat er-

kannt wurde, proclamirte sich auf diese Weise selbst, forderte jeden auf, damit einzustimmen, und zeigte sich am Ufer und auf der ganzen Strecke Weges, die zum Platze hinauf führt, um erkannt zu werden. Als sie alle, unter fortwährendem Geschrei, aus ihrem eigenen Munde, dort angekommen waren, wandte sich Mürat an einige Legionärs, daß sie den Appell schlagen sollten, um sich dort zu vereinigen, ihm zu folgen, die königliche Fahne, die auf dem dortigen Fort wehte, abzureißen, und die, welche er mit sich gebracht hatte, dafür aufzustecken. Ueberhaupt äußerte er geradezu, daß man, da er wieder Besitz von seinem Reiche genommen habe, nicht mehr Ferdinand IV, sondern ihm Gehorsam schuldig sey.

Der standhafte Widerstand, den ihre aufrühreriſchen Verführungen fanden, beeiferte Mürat und seine Anhänger zu neuen Anstrengungen. Um sich der Anhöhen zu bemächtigen, und dem außerordentlichen und kaum glaublichen Ereignisse mit Gewalt zu begegnen, bewaffnete sich das Volk, und schloß sich in großer Zahl an die Legion an. Mürat, der dies merkte, schlug eilends mit den Seinigen die obere Straße ein; er war aber kaum einige Schritte außerhalb Pizzo, als Flintenschüsse von den Anhöhen herab ihn nöthigten, über steile Felsen nach dem Ufer zurückzueilen, um sich wieder einzuschiffen. Von wenigen seiner Gesellen begleitet, (denn die übrigen hatten sich in den Thälern versteckt) aber von lebhaftem Feuer auf allen Punkten verfolgt, gelangte er an die Küste; allein es fehlte ihm an Mitteln zur Flucht, weil die Fahrzeuge davon gefahren waren. Zufällig fand er

einen Kahn, und er wollte sich eben den Wellen damit anvertrauen, als einige Schiffleute herbeieilten, sein Vorhaben vereitelten, und ihn verhafteten. Seine Begleiter, acht und zwanzig an der Zahl, lauter Korsen, wurden hierauf gleichfalls, alle mit den Waffen in der Hand, ergriffen; einer derselben war durch einen Büchsenschuß getödtet worden.

Mürat hat erklärt, er sey in der Nacht vom 28. letztverflossenen Monats September mit den Seinigen von Ajaccio nach Triest abgesegelt, von wo er zu seiner Familie habe gehen wollen, ein Sturm habe ihn überfallen, und da habe er sich entschlossen, um frische Lebensmittel einzunehmen, und sein enges und übel zugerichtetes Fahrzeug gegen ein geräumigeres und stärkeres zu vertauschen, an dieser Küste zu landen.

Unter den Papieren, welche bei den Verhafteten gefunden wurden, bemerkte man sogenannte Dekrete von Joachim Mürat, worin er sich am 25. und 27. letztverflossenen Monats September den Titel: König beider Sicilien, beilegt, und zweien seiner Anhänger, Giovanni Moltedo und Pietro Pernice, Militärbeförderungen und Ehrenstellen verleiht.

Aus einem Schreiben des Herrn Intendanten Casenza an den General Nunziante vom gestrigen Tage erhellt, daß Mürat bereits am 7. October an der Küste von St. Lucido zu landen versucht und, von der dortigen Militärmacht verfolgt, zwei seiner Gefährten am Ufer zurückgelassen hatte.

In Betracht, daß Joachim Mürat, nachdem er vor vier Monaten, durch das Geschick der Waffen überwältigt, die Besetzung des Königreichs Ne-

apel, die er durch Gewalt der Waffen erlangte, aufgegeben hatte, nachdem er solchergestalt wieder in seinen Stand als Privatmann, und jedem andern Individuum vor den Gesetzen gleich, zurückgekehrt war, nachdem der rechtmäßige Monarch bereits wieder auf dem Throne saß, bei hellem Tage, in Begleitung einiger weniger bewaffneter Leute, zu Pizzo gelandet, und den Aufruhr proklamirt hat;

In Betracht, daß das angebliche Bedürfniß, frische Lebensmittel und ein anderes Fahrzeug zu holen, durch die That widerlegt wird, indem alles Mögliche aufgeboten wurde, die Einwohner dieser Gemeine zum Aufruhr zu reitzen, indem Mürat bereits am vorhergehenden Tage einen andern Landungsversuch bei St. Lucido gemacht hatte, indem seine Begleiter, lauter Fremde, und bewaffnet, mit nicht zu entschuldigender Verletzung der strengen Sanitäts-Verordnungen, in hastiger Eile ans Land stiegen, indem schlechterdings keine Lebensmittel und kein neues Fahrzeug gefordert wurde, vielmehr letzteres seine Fahrt fortsetzte — lauter Umstände, welche, weit entfernt von der Idee eines in einem gastfreundschaftlichen Lande gehofften Beistandes, vielmehr sonnenklar einen feindlichen Einfall zum Umsturz der bestehenden Ordnung bezeugen;

In Betracht, daß die von Mürats eigner Hand in Form von Dekreten, noch am Abend vor seiner Abfahrt aus Ajaccio geschriebenen Papiere beweisen, daß er seine Plane auf das Königreich nicht aufgegeben habe, und daß er, da es ihm an Mitteln fehlte, sein Unternehmen, die rechtmäßige und bestehende Regierung zu stürzen, auszuführen, Bür-

gerkrieg und Aufruhr erregen wollte, und die Einwohner aufforderte, sich für ihn zu bewaffnen, und solchergestalt die persönliche Sicherheit der ruhigen, gehorsamen und ihrem Monarchen ergebenen Bürger, seinen verbrecherischen Anschlägen aufopferte — hat die Kommission Joachim Mürat einstimmig für schuldig erklärt, versucht zu haben, die Regierung umzustürzen, die Bürger, sich gegen den König und die öffentliche Ordnung zu bewaffnen, aufgeregt, und Aufruhr in der Gemeine von Pizzo, um ihn weiter im Königreiche zu verbreiten, erregt haben zu wollen. Sonach ist Mürat des Verbrechens gegen die innere Sicherheit des Reiches schuldig und ein Feind des Staates.

Zweite Frage.

Welche ist die Strafe, die auf Joachim Mürat anwendbar ist?

In Betracht, daß die Kompetenz unwiderruflich festgesetzt ist, durch das Dekret vom 28. Juni 1815, Art. 5. Nro. 3 und 4, welcher also lautet:

„Die Militär-Kommissionen sollen ermächtigt seyn, zu verfahren gegen die Urheber nachstehender Verbrechen, welche nach dem 29. verflossenen Monats Mai dieses Jahrs begangen worden sind.

„Gegen diejenigen, welche eines der im §. 2. Abschnitt 2. Kap. 1. Tit. 1. des dritten Buches des peinlichen Gesetzbuches bezeichneten Verbrechen bezüchtiget sind, wenn sie mit den Waffen in der Hand oder auf frischer That eines solchen Verbrechens ergriffen werden.

„Gegen diejenigen, welche wirklich oder gleichsam auf frischer That ertappt werden, an öffentlichen Orten, durch Geschrei oder Handlungen das Volk zum Aufruhr gegen die Regierung gereizt zu haben.

In Betracht, daß die Verbrechen, deren Joachim Mürat für schuldig erklärt worden ist, in den Art. 87 und 91 des peinlichen Gesetzbuches mit folgenden Worten bezeichnet sind:

„Art. 87. Das Attentat oder Komplott, das zum Zweck hat, die Regierung oder die Ordnung der Thronfolge umzustoßen oder zu verändern, oder die Bürger und Einwohner aufzureitzen, sich gegen die königliche Gewalt zu bewaffnen, sollen mit dem Tode und Konfiskation des Vermögens bestraft werden."

„Art. 91. Das Attentat oder Komplott, das zum Zweck hat, Bürgerkrieg zu erregen, indem man die Bürger oder Einwohner gegen einander bewaffnet oder verleitet, sich gegen einander zu bewaffnen, oder Verheerung, Aufruhr und Plünderung in einer oder mehrern Gemeinden verbreitet, sollen mit dem Tode bestraft, und die Güter der Schuldigen konfiszirt werden."

Hat die Militär-Kommission entschieden und entscheidet, daß oben erwähnte Strafverfügungen auf Joachim Mürat anwendbar seyen.

Demzufolge hat sie ihn mit gleicher Einstimmigkeit verurtheilt, und verurtheilt ihn zur Strafe des Todes, mit Konfiskation seines Vermögens.

Befiehlt, daß gegenwärtiges Urtheil auf Betrieb des Referenten vollzogen, und fünfhundert Exemplare davon gedruckt werden sollten.

So geschehen um 5 Uhr Nachmittags, am Tage, Monat und Jahr, wie oben.

(Folgen die am Eingange erwähnten Unterschriften des Präsidenten, der Richter, des Referenten, des königlichen General-Prokurators und des Sekretärs.)

Magazin
der
Biographien
denkwürdiger Personen
der
neuern und neuesten Zeit.

Ein
historisches Journal in zwanglosen Heften.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft von Gelehrten.

Zweiten Bandes drittes Heft.

Quedlinburg 1817,
bei Gottfried Basse.

I.

Friedrich von Schiller.

Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Schiller.

Friedrich von Schiller.

Die Biographie von Schiller, dem dauernden Stolz der deutschen Dichter, fangen wir mit der Klage an, daß er zu früh zu den großen Geistern, die ihm stets vor Augen schwebten, und deren wahre Größe er ergriffen, empfunden hatte, und denen er nachstrebte, hinüber ging. In den letzten Jahren seines Lebens, wo die glühende Phantasie schon etwas gemildert war, und wo er die Nothwendigkeit lange bewährt gefundener Kunstregeln anerkannte, war Geschichte sein Lieblingsstudium geworden, und — hätte ein Schiller noch von der Entwicklungsperiode Deutschlands begeistert werden können, wie er davon begeistert gewesen seyn würde; — der Nachwelt wäre dann von dem Befreiungskriege Deutschlands aus den Jahren 1813 und 1814 ein Werk überliefert, welches die spätesten Enkel noch als classisch hätten bewundern sollen. Schiller war ganz der Mann, diese Lage Deutschlands, die Kraftanstrengungen der Entwicklungsperiode mit würdevoller Schönheit und historischer Treue der Nachwelt zu übergeben.

Schon in dieser Hinsicht muß die Muse der Geschichte um den zu frühen Verlust eines Schiller trauern, und eben so klagen um ihn Thalia und Melpomene. — Ein Shakespeare der Deutschen steht er da; durch seine Genialität, seinen kühnen Schwung, der erst von der Nachwelt richtiger aufgegriffen werden wird, verewigte er sein Jahrhundert in dem poetischen Aufschwung, und nur enge Gemüther können seinem hohen Genius das Unerreichbare, das Originelle, das dauernd Schöne absprechen wollen. Der Tadel, den Schwächlinge von Kunstjüngern gegen Schiller wenden, ist unbeachtet zu lassen und der sicherste Beweis dafür, daß Schiller dem literarischen Deutschland eine Aera, des classischen Alterthums werth, stiftete, ist der, daß jeder, von einer Parthei noch nicht eingenommene Kopf von Schillers Werken entzückt und hingerissen wird, daß das partheilose Publikum ihn fast vergöttert, daß die mehresten seiner Werke in alle lebende Sprachen übersetzt sind, und — — daß selbst die ersten, verwegenen Producte seiner dramatischen Muse noch immer jetzt auf dem Repertoir der Theater stehn, daß sie Volksstücke geworden sind, was auch die Kritikaster darüber schreien, kritteln und tadeln mögen! — Schiller ist ein sprechender neuer Beweis davon, daß die Genialität ihr Jahrhundert in die Schranken fordern darf, und daß sie mehr ein Eigenthum der Nachwelt als der Mitwelt sey!

Johann Friedrich Christoph Schiller wurde zu Marbach im Würtembergischen, einem Städtchen am Neckar gelegen, am 10ten November 1759 geboren. *)

---

*) In derselben Stadt wurden auch Tobias Maier, der tief-

Sein Vater war damals Lieutenant in Herzoglich-Würtembergischen Diensten, und späterhin Kommandant auf dem Herzoglichen Lustschloß Solitüde, auch Inspector der Baumschulen des Landes. Er ist der Verfasser einer sehr nützlichen Schrift: „die Baumzucht im Großen. Gießen 1806." und starb 1796. Dieser Vater, (Johann Caspar), war eigentlich zum Dorfwundarzt erzogen, und ein schiefer Kopf. Der Sohn ähnelte der Mutter, einer Bäckerstochter, geborne Kodweis. Friedrich Schiller war besonders der Mutter Liebling, und schon in den frühesten Kinderjahren zeigte er eine besondere große Wißbegierde, so, daß er nach damaliger Sitte der Erziehung ein prunkendes Spielwerk der Eitelkeit der Mutter war.

Aus seinen Kinderjahren hier nur einige Züge! — Er spielte mit einem Pistol, und schoß es ab. Der Vater eilte herzu, und sagte, daß das Gewehr ihn hätte todt schießen können. Da wäre ich gewiß ruhig gewesen! erwiederte der Knabe. — — Einst war er bei einem starken Gewitter fortgelaufen. Als die Eltern ihn wieder fanden und zur Rede stellten, entschuldigte er sich damit, er habe doch sehen müssen, woher das viele Feuer komme. — Als achtjähriger Knabe ging er unter guter Begleitung in einer schönen Gegend spatzieren. Er war entzückt von den Schönheiten der Natur, und rief: „ach! nehmt mir alles, nur das süße Gefühl nicht, welches ich in diesem Augenblick empfinde!" —

Den ersten Unterricht, sagt ein bewährter, genauer Kenner der Jugendverhältnisse Schillers, erhielt

---

denkende Größenberechner, und Ferdinand Drück geboren.

Schiller in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg. Hier war sein vornehmster Lehrer, bei welchem er späterhin auch Kost und Wohnung hatte, Johann Friedrich Jahn, ein kalter, rauher, murrsinniger Polterer, doch ein regelfester und verdienter Sprachlehrer. Schiller war zwar immer einer unter den ersten in seiner Abtheilung, aber diese lateinische Sprachkenntniß abgerechnet, zeichnete er sich durch nichts auffallend aus, ragte in keinem Fach des Wissens, oder geistiger Kräfte, hervor; wenigstens ahndeten weder seine Lehrer, noch seine Mitschüler etwas von den schlummernden, seltenen Anlagen, die sich in der Folge so glänzend entwickelten. Er war in seinen frühen Jahren ein verschüchterter, ungewandter Knabe, der wegen seines linkischen Wesens von seinen Eltern und Lehrern Stöße und Ohrfeigen in Menge bekam. Doch gegen sein eilftes Jahr hin offenbarte sich allmählig der Uebergewöhnliche. Schon um diese Zeit war er kein Liebhaber mehr von den herrschenden Vergnügungen des Knabenalters, von Ballspielen, Springen, Possen, fröhlichen Gesellschaften. In seinen Freistunden schlenderte er mit einem auserwählten Freunde in Ludwigsburgs reizenden Baumpflanzungen, oder in den schönen, nahliegenden Gegenden umher. Klagen über das Schicksal, Gespräche über die tiefumnachtete Zukunft, Pläne über das künftige, bürgerliche Leben waren seine liebste, seine gewöhnliche Unterhaltung. — Die Dichter, die Schiller in der Ludwigsburger Schule lesen und übersetzen mußte, waren Ovids Tristia, Virgils Aeneide, und die Oden von Horatz. Indessen bemerkte keiner seiner Mitschüler, daß er schon damals an irgend einem dieser drei Sänger mit feuriger Innigkeit hing. Die Gelegenheit, bei welcher sein eigner Dichtergeist erwachte, war eine überstandene Angst

nach einem Uebernehmen im Genuß. Die kleine Geschichte ist der Erwähnung werth, um so mehr, als Schiller selbst nach mehr als 20 Jahren seinen Jugendfreund bei dem ersten Wiedersehn mit der lebendigsten Umständlichkeit und Freudigkeit daran erinnerte. Er hatte um das Jahr 1768 mit diesem als Secundaner in der Kirche den Katechismus zu sprechen. Ihr Lehrer, ein bösartiger, höchst beschränkter Frömmling, drohte ihnen, sie durch und durch zu peitschen, wenn sie auch nur ein Wörtchen fehlen sollten. Zum Unglück fügten es die Umstände, daß gerade dieser Lehrer es war, der an dem bestimmten Tage die Katechese zu halten bekam. Beide Knaben fingen bei ergangener Frage mit zitternder Beklemmung an, brachten jedoch ihre Aufgabe ohne Anstoß heraus, und erhielten deswegen eine Belohnung, jeder zwei Kreuzer. Eine Baarschaft von vier Kreuzer hatten die jungen Freunde selten beisammen gehabt, es beschäftigte sie daher lange die Frage, was sie sich Gutes dafür thun wollten. Schillers Vorschlag, eine kalte Milch auf dem Hartenecker Schlößchen zu essen, erhielt Beistimmung, allein in Harteneck war das Gewünschte nicht zu bekommen. Schiller trug jetzt auf einen Vierling Käse an. Für diesen aber wurden vier Kreuzer gefordert, und so hätten die kleinen, genügsamen Näscher kein Brod dazu gehabt. Mit unbefriedigtem Magen wanderten sie also weiter nach Neckarweihingen, wo sie endlich, doch auch nicht ohne vielfältiges Herumfragen, eine Milch erhielten in reinlicher Schüssel und noch silberne Löffel zum Essen dazu. Alles dieses kostete nur drei Kreuzer, und es blieb ihnen noch einer zu Johannisträubchen übrig. Ueber diesen Vollgenuß von Lust gerieth Schiller in eine dichterische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf

verlassen hatte, stieg er auf den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überschauen kann, und ertheilte in einer wahrhaft dichterischen Ergießung dem milchentblößten Ort seinen Fluch, dem aber, der ihnen die Labung gegeben hatte, seinen Segen.

Das erste Gedicht, das Schiller eigentlich ausarbeitete, war in lateinischen Doppelversen, und hatte zum Gegenstand seinen Geburtstag im Jahr 1772. Als er es seinem Vater überreichte, empfing ihn dieser mit der Frage: „bist du närrisch geworden, Fritz?"

Schillers Vater, in der Ansicht des soldatischen Geistes fortlebend, bestimmte den Knaben, der viel versprach, für die Militairakademie zu Stuttgart, wo sehr strenge Erziehungsgrundsätze die geltenden waren. Eigentlich war Schiller für die Theologie bestimmt, allein man sah, daß er in dieser Facultät kein besonderes Glück machen werde. Nach ausdrücklichem Willen des Herzog Karl, der diese Militairakademie unter seine besondere Aufsicht genommen hatte, studirte er, wider seine Neigung hier erst die Rechte, und zwar seit Ostern 1773, dann aber nach dem Wunsch seines Vaters die Medizin.

Schiller, in dem der Genius glühte, und der, wie alle große Geister, nach Freiheit aller Art strebte, gefiel sehr natürlich in dieser pädagogischen Anstalt, wie sie nach dem damaligen Geist der Zeiten war, weder sich noch den Lehrern. Eingeschoben in die Zahl von 400 Mitschülern urtheilte er über sie: „sie kämen ihm vor, als ob sie ein einziges Geschöpf wären, der getreue Abdruck desselben Modells, wovon die plastische Natur sich feyerlich lossage:"

Indeß ist es bemerkenswerth, zu wissen, daß ihm der Rector Mag. Knaus folgende Atteste ertheilte:

(1769) Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter petentes hujus anni recipiatur. (1770 u. 1771) Puer bonae spei, qui non infeliciter in litterarum tramite progreditur. 1772 hieß es aber: non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus, utat eos non penitus exaequet.

Er hatte eine Abneigung gegen die Fortsetzung dieses Studiums, und gegen manche der Hülfswissenschaften; allein nichts desto weniger war er doch fleißig darin, und zwar so fleißig, daß er nach den vollendeten Studien eine medizinische Disputation, welcher die Gründlichkeit nicht abzusprechen war, mit Beifall hielt. Zufolge dessen wurde er, da Chirurgie das Hauptsächlichste des Studiums in dieser Militairakademie war, im Jahr 1780 als Arzt bei einem Grenadierbataillon in Stuttgart angestellt. Das lateinische Programm, welches er vor seiner Promotion zu der Disputation einreichte, hat er späterhin im Abdruck selbst wieder an sich zu ziehen und zu vernichten gesucht. Es sind daher nur noch sehr wenige Abdrücke von dieser zwangsvollen Jugendarbeit Schillers vorhanden. In der „Anthologie auf 1782 Tobolsk" welche die wilden Sprossen der dichterischen Jugendblüthe Schillers enthält, beweiset die Zueignung „an den Tod" wie sehr Schiller mit dem Geschäfts- und Bürgerleben, in welches er geworfen werden sollte, unzufrieden war. Der innen wohnende Genius des jungen Sängers rang darnach, sich höher zu schwingen, den Formen sich zu entringen, und es gelang ihm!

Wir kommen jetzt zu den ersten Ausarbeitungen dieses genialen Feuerkopfes. Sein ganz erstes Werklein, „der Student von Nassau" ist nicht im Publiko

erschienen, und es ist zu beklagen, daß wir davon keine Abdrücke haben, um den genauen Gang der Entwicklung eines so großen Geistes besser wahrnehmen zu können. Schiller selbst bemerkte desfalls späterhin, er sey über einen tragischen Stoff, woran er seine erste Kraft hätte versuchen können, verlegen gewesen. Da habe er in einem Zeitungsblatt die Selbstentleibung eines Studenten aus Nassau gelesen. Seine feurige Phantasie malte sich das Weitere aus, und die Geschichte wurde die Grundlage zu jener ersten, größern Bearbeitung. — Eben so erzählte Schiller, daß er sein erstes Gedicht am Tage vor seiner Konfirmation entworfen habe. Anlaß und Antrieb dazu wären die Erinnerungen seiner Mutter gewesen, die, als sie ihn auf der Straße umherschlendern gesehn, ihm seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des künftigen Tages vorgeworfen, und dadurch sein religiöses und poetisches Gefühl zu verschwisterter Lebendigkeit aufgeregt habe. Dieses fromme Gedicht brachte er seiner Mutter. So viel ist aber gewiß, daß in dem ersten Werk, womit er öffentlich auftrat, in „den Räubern" er von jenem Erstlingsproduct seiner Muse Gebrauch machte.

Die Schule, in welcher auf der Solitüde, eine Stunde von Stuttgart, Schiller am 17ten Jan. 1773 eingetreten war, hatte ursprünglich die Tendenz einer militairischen Pflanzschule, und hier beginnt die erste, bedeutende Entwicklungsperiode des Dichters. Er war Jüngling von 14 Jahren, als schon Klopstocks Messias ihn gewaltig fesselte. Es ist entschieden, daß der Sänger des Messias den ersten, gewaltig-bedeutenden, entscheidenden Eindruck auf Schiller machte, und Schwung und Richtung seiner Muse entschied. — Klopstocks Ge-

sänge wirkten so mächtig auf Schiller, daß er eine geraume Zeit hindurch in religiösen Gefühlen schwelgte, und den geistlichen Stand wählen wollte. In dieser Periode war er frömmelnder Schwärmer, hielt Andachtsübungen, und war nicht fern davon, Pietist zu werden. *) Außer den Klopstockschen Gesängen war Schiller jetzt nur von Virgils Aeneis und den Hochgesängen des Morgenlandes nach Luthers Uebersetzung begeistert. Doch, er war nicht zu dem intensiven, sondern zu dem extensiven Dichterleben von der großen Mutter Natur bestimmt, und schon im Jahr 1773 dichtete er, von den biblischen Geschichten begeistert, an einem großen Gedicht „Moses", welches indeß nicht zur Ausführung kam, und dessen Vorarbeitungen auch nicht im Publiko erschienen sind. Um den Ideengang und das Fortschreiten eines so hochbegabten Dichters beurtheilen zu können, ist letztere Versäumniß zu beklagen. — Ugolino von Gerstenberg und Götz von Berlichingen von Göthe gaben dem ungewissen Streben des jungen Genie's sehr bald eine bestimmte Richtung. An die Tragödie und an die Muse wurde Schiller gefesselt, von den Schicksalsgöttinnen. — Shakespeare war zunächst sein Vorbild. In einer Unterrichtsstunde wurde er durch das Vorlesen aus einer Stelle des Shakespeare (Professor Abel in Tübingen hielt die Lehrstunde) so begeistert, daß er sich aufrichtete, und mit

*) In seiner Jungfrau von Orleans sind ihm vielleicht diese ersten Jugendschwärmereien wieder in frisches Andenken gekommen, und begeisterten ihn, vielleicht an unrechter Stelle, zur Feyer des Katholicismus.

der angestrengtesten Aufmerksamkeit zuhorchte. Nach der Lehrstunde bat er innigst den Lehrer um das Werk, und Jahre hindurch blieb Shakespeare Schillers Idol. Bald nachher fand er sich auch durch Lessings Schauspiele und besonders durch Julius von Tarent, Trauerspiel von v. Leisewitz, sehr angezogen. — Das erste Trauerspiel, woran Schiller sehr angestrengt arbeitete, war „Cosmus von Medicis," eine Nachahmung des Julius von Tarent. Schiller vernichtete es selbst. Unvollständig sind auch seine ersten Versuche im lyrischen Gesang. Das erste Gedicht dieser Art, „der Abend" theilte er im Jahr 1776 der Lesewelt mit. Um nur zu zeigen, welche Sehnsucht zum Gesang in ihm rege war, bemerken wir aus diesem Erstlingsversuch die Stelle:

Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott! Du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur Vater! mir Gesänge!

Im Ganzen genommen entwickelte sich Schiller später als andere große Dichter seiner Art. Erst im Jahr 1777 trat er genialisch auf. Hier war ihm die Dichtungslust zur Dichtungskraft geworden, und hier wurde er zuerst mit Erfolg productiv. Man sieht es schon damals seinen Arbeiten an, daß der große Kopf mühsam nur aus der Masse der Ideen, Gedanken und Empfindungen die lautersten und schönsten zu Tage förderte. Sein damals in den Druck gegebnes Gedicht: „der Eroberer" ist ein Beweis seiner Leidenschaftlichkeit für orientalische Poesie, die ihm späterhin, wo er mehr aus der Tiefe des Gemüths und des Herzens schöpfte, und eben dadurch so bezauberte, fremd wurde; denn

späterhin zog er mit einer hohen, nur ihm eignen Kraft, in seinen Bildern, in seinen Gestalten, das aus dem innern Wesen der Menschen hervor, und ließ es sie im edlen, schönen Bilde schauen, was ihnen vorher nur dunkle Ahndung gewesen war. — Die ersten Strophen jenes Gedichts „der Eroberer" lauten:

Dir, Eroberer! Dir schwellet mein Busen auf!
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Racheursts,
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angesicht!

Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauschend heruntersehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger: mich

Und Entsetzen um sie — fahr' ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworfner!
In die Ohren der Mitternacht.

Und mit offenem Schlunde, welcher Gebirge schluckt,
Ihn das Weltmeer mir nach — ihn mir der Orkus nach
Durch die Hallen des Todes
Deinen Namen: Eroberer!

Auf der Schulanstalt war es eingeführt, daß die Schüler selbst einander die Censuren machten, (eine Einführung, welche der vernünftige Pädagoge wohl schwerlich billigen wird,) und es heißt darin unter andern von dem 15jährigen Schiller: „hat Neigung zur Poesie, ist lebhaft, lustig, hat viel Einbildungskraft und Verstand; bescheiden, schüchtern, freundlich,

und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich; liest beständig Gedichte. Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich."

In den Jahren seiner academischen Studien schrieb er sein erstes, in dem Publikum erschienenes Stück, „die Räuber," ein Trauerspiel in fünf Abtheilungen, welches bald den Namen „Schiller" bekannt machte, und welches noch jetzt auf dem Repertoir der bedeutendsten Bühnen Deutschlands steht. Dieses Erstlingsstück der Schillerschen Muse ist in mehrerer Hinsicht von großer Bedeutung. Es erregte nämlich allgemeine Aufmerksamkeit auf den Verfasser, als es bekannt wurde, es gab der deutschen Bühne einen neuen, originellen Schwung, und die kräftigen, auch in ihrer Verworfenheit großen Charactere, die Riesengestalten, welche hier erscheinen, lassen es schon jetzt ahnden, daß der Genius eines Schiller ein großer, origineller Dramaturg für Deutschland, den die Nachwelt noch bewundern, anstaunen, verehren muß, werden würde. — Diese „Räuber" warfen in das damalige flach-alltägliche Bürgerleben einige nicht gefallende Neuheit, etwas Salz, und Schiller ist desfalls sehr betheidigt worden, besonders, ehe die Stimme des Volks eine öffentliche Anerkennung für ihn geworden war, und den jungen Dichter als Dichter der Nation geweiht hatte. Schiller war ergriffen von diesem Anerkenntniß, und Originalität war fortan seine höchste Tendenz. Shakespeare war bis dahin sein Vorbild gewesen. Er fühlte sich aber selbst dazu geboren, — und die Natur mahnt daran, daß die Geschenke, welche sie gab, verwendet werden — ein Stolz der Deutschen zu glänzen für kommende Geschlechter, und daher entsagte er bald aller Manier, ging seinen eignen Weg, und sein Genius

öffnete ihm die Pforten für eine Nachwelt, wo Schillers Name noch genannt werden wird, wenn vielleicht die Ruinen von Deutschland das sind, was man jetzt die Trümmer von Palmira, Athen und dem alten Rom nennt. — Schiller sagt selbst in einer Selbstrezension über dieses Stück:

„Räuber Moor ist nicht Dieb, aber Mörder; nicht Schurke, aber Ungeheuer. — Die gräßlichsten seiner Verbrechen sind weniger Wirkung bösartiger Leidenschaften, als des zerrütteten Systems des Guten. Indem er eine Stadt dem Verderben preis giebt, umfaßt er seinen Roller mit ungeheurem Enthusiasmus. Weil er sein Mädchen zu feurig liebt, um sie verlassen zu können, ermordet er sie. Weil er zu edel denkt, um ein Sclav der Leute zu seyn, wird er ihr Verderber. Jede niedrige Leidenschaft ist ihm fremd. Die Privaterbitterung gegen den unzärtlichen Vater wüthet in einem Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht aus. Reue und kein Erbarmen! Ich mögte das Meer vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen! Den großen Mann vollendet ein unersättlicher Durst nach Verbesserung und eine rastlose Thätigkeit des Geistes."

Wie sehr Schiller selbst Antheil an dem Räuber Moor nahm, und wie er ihn nicht als ein gemeines Product phantastischer Abentheuerlichkeit betrachtet wissen wollte, darüber giebt er sich selbst kund in einem Gedicht mit der Ueberschrift: — Monument Moor's des Räubers — welches zuerst in der Anthologie für 1782 mit dem fingirten Druckort „Tobolsk" erschien. Diese selten gewordene Anthologie enthält die Erstlingsgedichte der Schillerschen Muse mit allen wilden Auswüchsen, die er späterhin abschnitt. Aber eben diese wilden

Auswüchse eines kühnen jungen Feuerkopfes, Auswüchse, die außer der Regel des Geschmacks liegen, sind anziehend. Schon die Zueignung, welche diesen Erstlingen der Muse unsers Dichters vorsteht, zeigt seine freie, dichterische Lust, den innern Drang und zugleich den Widerwillen gegen das bürgerliche Verhältniß, welchem er zugeeignet werden sollte. Diese Zueignung ist nämlich an den Tod gerichtet. In dem Gedicht selbst, auf Karl Moor, stürmt der junge Dichter wild und kühn, alle Fesseln der Form, dem Gegenstande angemessen, abschüttelnd, in die Saiten, und singt:

Vollendet!
Heil dir! Vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!
Hoher Gefallner!
Deines Geschlechtes Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer schrecklichsten Laune,
Erhabner Verstoß der Mutter Natur!
Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!
Geitzig schlingt ihn der Rachen der Nacht!

Zucken die Völker
Unter seiner verderbenden Pracht!
Aber heil dir! vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

Modre — verstieb
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke steigt!

Siehe! der Ewigkeit übergiebt dich die Schande.
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmst du auf den Schultern der Schande!!
Einst wird unter dir die Schande zerstieben,
Und dich rächt die Bewunderung!

Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des gerichteten Geist!
Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
Jüngst ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom steinernen Herold,
Und das Mädchen — freue dich! freue dich!
Wischte die Thräne nicht ab.
Ferne stand ich, — — sah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl
Lernt behutsamer spielen.
Störrisch knirscht in den Zügel das Sonnenroß,
Wie's am Seile des Meisters
Erd' und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,
Flammt's am kindischen Zaume
Erd' und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern,
Der muthwillige Phaeton.
Kind des himmlischen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mal meines Räubers?
War wie du, thatenglühenden Herzens,
War wie du, des himmlischen Genius Kind.

Aber du lächelst und gehst —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,

Mooren den Räuber findest du nicht —
Steh', und lächle nicht, Jüngling!
Seine Sünde lebt, lebt seine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht!

Die Wirkung, welche die Aufführung der Räuber auf der Bühne machte, war überraschend, neu und außerordentlich. In Manheim wurde nach der Handschrift das Stück zuerst gegeben, (1780) und Schiller selbst war bei der Aufführung gegenwärtig. Die Darstellung übertraf seine Erwartung, das ganze Publikum war bezaubert, und er selbst war so hingerissen, daß er große Lust hatte, selbst vorstellender Schauspieler werden zu wollen.

Es ist falsch, wenn einige behaupten wollen, Schiller habe selbst Versuche gemacht, Rollen zu übernehmen, und auf dem Theater aufzutreten. Er hatte allerdings die Absicht dazu, aber er wurde schon von dem ersten Versuch durch kluge Warnung zurückgehalten. Der Schauspieler Beil, ein Mann, der viel zu früh in jungen Jahren starb, der ruhmwürdigsten Künstler einer, rieth Schiller nämlich von diesem Vorhaben ab, und stellte ihm die Prophezeihung, „daß er nie ein bedeutender darstellender Künstler auf der Bühne„ wohl aber ein sehr großer Schauspieldichter werden würde."

Schiller ehrte diesen Ausspruch eines bedeutenden Mannes, er entließ das Streben jugendlichen Sinnes nach äußerer Abentheuerlichkeit, und überließ sich nun ganz dem innern Leben, wo sein Genius ihn richtig leitete und ihn der Bewunderung kommender Jahrhunderte weihete.

Die Räuber wurden nun bald auch auf den andern Bühnen Deutschlands gegeben; sie erschienen als

ein nie gesehenes Meteor. Der Carl Moor riß manchen jungen Feuerkopf zu abentheuerlichen Verirrungen hin, und außerdem verstand man hin und wieder Schillers Sprache, in welcher sein Moor sich gegen alle bürgerliche Ordnung aufzulehnen schien, falsch. Höhern Orts betrachtete man den Verfasser in jener Zeit, wo der reine Royalismus noch waltend war, als einen Revolutionair, und Schiller wurde dieses Stücks wegen verfolgt. Er war der Gefahr nahe, verhaftet und eingekerkert zu werden. Außer andern, die Moralität und Religion vermeintlich beleidigenden Stellen, soll den Herzog Karl von Würtemberg zunächst die Stelle beleidigt haben, wo es heißt: „das Graubündtnerland sey das Athen der heutigen Gauner,“ und die erste Folge davon war die, daß der Herzog Schillern die Schriftstellerei überhaupt, außer in dem medizinischen Fache, untersagen ließ. Welche Beschränkung für einen Geist, wie Schillers Geist war! Aber die Geistlichkeit empfand die Räuber auch übel, und suchte die Verfolgung des jungen Dichters noch weiter zu treiben. Von dem, was man gegen ihn vorhatte, benachrichtigt, riß sich Schiller nun urplötzlich aus dem gemeinen Bürgerleben, dem er sonst vielleicht stets angehört haben würde, heraus, und durch den ersten Versuch aufgemuntert, beschloß er, ganz der Muse sich zu weihen. So führen oft widerwärtige Ereignisse den Menschen wider seinen Willen, zu dem wahren Beruf des Lebens, zu welchem die Natur ihn ausgezeichnet hatte, und der Glaube an ein Fatum, welches mit herrischer Gewalt seine Lieblinge auf den Platz des Ruhmes stellt, bekundet sich dadurch. — Stuttgart und das ganze Würtemberg überhaupt, war damals noch ein finster-katholisches Land; ein solcher Feuerkopf, wie

Schiller, konnte also hier weder sich selbst noch andern gefallen. Seinen hohen Schwung hatte man mißverstanden; man hielt das, was die ersten Blitzstrahlen eines jungen Genies waren, theils für Satyre auf den Kultus, theils für staatsgefährlich, und Schiller sah sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, sein Vaterland zu verlassen, ehe das Regierungs-System desselben seinen Genius in schmählige Fesseln geschmiedet hätte. So geht es manchem großen Kopf, der seinem Jahrhundert voran eilte! — Für immer verließ der junge Schiller Stuttgart und die Würtembergischen Lande, und begab sich, ein freier, unabhängiger junger Mensch, nach dem herrlichen Mannheim, wo Künste und Wissenschaften Schutz und Aufmunterung fanden.

Sein Enteilen — wenn wir es so nennen wollen — nach Manheim, geschah im October 1782. Von Manheim aus schrieb er späterhin, als die Liebe zum Vaterlande, von welchem er gewissermaßen sich ausgestoßen sah, lebendig wieder in ihm ward, und ihn mahnte, an den Herzog von Würtemberg, und bat um Aufhebung des schimpflichen Verbots; allein keine Abänderung erfolgte, und Schiller blieb daher in der ihm abgedrungenen, freiwilligen Verbannung. So stoßt ein Land durch enge, falsche Ansichten oft die herrlichsten Köpfe aus, und sie werden der Stolz und die Zierde, die Kleinodien der Nachbarn! —

Jenes Trauerspiel, „die Räuber", erschien im Jahr 1781 zum erstenmal im Druck, jedoch ist diese erste Ausgabe im Original ungemein selten zu bekommen, weil Schiller selbst späterhin sie zu unterdrücken strebte, da er selbst wohl fand, daß sie der wilden Auswüchse zu viele habe. Eine andere, schon mehr

geregelte Ausgabe, erschien 1782, und eine dritte, wieder in anderer Gestalt, in demselben Jahr. Von letzterer sagt eine Kritik sehr richtig: *) „so wenig man wünschen mag, daß man sein Herz an den Anblick dieser gräßlichen Scene gewöhne, und so untauglich dies Stück auch zur Aufführung auf dem Theater seyn mag; so wohl ist es gezeichnet, so stark ausgemahlt! Gewiß ist der Verfasser kein gemeiner Kopf!" — Ein Riesengeist, wie der des großen Schiller war, konnte freilich in die engen Formen, welche für theatralische Aufführung nothwendig sind, sich nicht einengen wollen, und er hat es anfänglich, als er noch einen großen Werth auf dieses Stück legte, oft mit Unwillen bemerkt, wie die Directionen der Theater nicht allein, sondern auch Federhelden seine „Räuber" umgestaltet, selbst die Katastrophe verschiedenartig geändert, und so dem Stück die Originalität, welche allein es geltend machen konnte, genommen haben.

In der „Rheinischen Thalia" giebt Schiller ein Selbstgeständniß mehr über die „Räuber" ab, welches für das Leben des Dichters bemerkenswerth ist. Er sagt über seine Entwicklung zu dem ferneren Leben: „Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane des Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Unbekannt

---

*) Allgemeine deutsche Bibliothek XLIX. 127. Der Beurtheiler ist der als Musäus bekannte Schriftsteller.

mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel nothwendig die mittlern Linien zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darin Unsterblichkeit wünschen mögte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. Ich meine die Räuber. Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Verläumder der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem er geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klageschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir einer begegnete." —

Diese Aeußerung erklärt uns auch manches aus den ersten Gesängen dieses genialen Dichters. Alle Regeln verachtend, oder deren unkundig, ging er seinen eignen Gang, dem innen kochenden Feuerstrom einen Ausfluß zu geben. So hat diese wilde Originalität, die nur einer kraftvollen Jugend eigen sein kann, ehe der geregelte Kunstsinn schwere Fesseln legt, bei ihm sich in den, den „Räubern" eingestreuten Gedichten, und in der vorerwähnten Anthologie von 1782, verkündet. — Auch Shakespeare würde der angestaunte Held der Tragödie nicht seyn, wenn er zu einer Zeit gelebt hätte, wo sein Genie bald in die Formen herkömmlichen Zwanges sich hätte fügen müssen. —

Doch, um zu beweisen, wie ungeregelt Schiller in der ersten Ausgabe der „Räuber" mit einer Rohheit, bei der freilich das kühne, große Genie nicht zu verkennen war, schrieb, davon nur eine Stelle. Als

nämlich Roller, ein Genosse der Bande, der eingefangen war, und aufgeknüpft werden sollte, durch das Anbrennen der Stadt und den dadurch bewirkten Tumult gerettet und zurückgebracht ist, erzählen die Räuber, welche ihn befreit hatten, unter einander:

„Erster. Ich hab' mich während des Durcheinanders in die Stephans-Kirche geschlichen und die Borden vom Altartuch abgetrennt, der liebe Gott da, sagte ich, ist ein reicher Mann, und kann ja Goldfäden aus einem Bazenstrick machen." —

„Schweizer. Du hast recht gethan — was soll auch der Plunder in einer Kirche? Sie tragen's dem Schöpfer zu, der über den Trödelkram lacht, und seine Geschöpfe dürfen verhungern."

„Schufterle. Was da verbrannte — ja! wenn es Männer gewesen wären! Aber da waren's Wickelkinder, die ihre Laken vergolden, eingeschnurrte Mütterchen, die ihnen die Mücken wehrten, ausgedörrte Ofenhocker, die keine Thür mehr finden konnten, Patienten, die nach dem Doctor winselten, der in seinem gravitätischen Trab der Hatz nachgezogen war; — was leichte Beine hatte, war ausgeflogen, der Komödie nach, und nur der Bodensatz der Stadt blieb zurück, die Häuser zu hüten. — — Ja! Zum Teufel! Und Kindbetterinnen dazu, und hochschwangere Weiber, die befürchteten, unterm lichten Galgen zu abortiren, junge Frauen, die befürchteten, sich an den Schinderstückchen zu versehen, und ihrem Kind in Mutterleib den Galgen auf den Buckel zu brennen, arme Poeten, die keine Schuh anzuziehn hatten, weil sie ihr einziges Paar in die Mache gegeben, und was das Hundsgesindel mehr ist, es lohnt sich der Mühe nicht, daß man davon redt. Wie ich von ohngefähr so an einer Baracke vor-

bei gehe, hör' ich drinnen ein Gezeter, ich guck' hinein, und wie ich's bei Licht besehe, was war's? Ein Kind war's, noch frisch und gesund, das lag auf dem Boden unterm Tisch, und der Tisch wollte eben angehn, — armes Thierchen! sagte ich, du verfrierst ja hier, und warf es in die Flamme. — — "

Eben so ist das bekannte Räuberlied in der ersten Ausgabe der „Räuber" wild, roh, gegen alle Kritik anstoßend, alles Gefühl beleidigend, und nur durch den ersten jugendlichen Ausflug und Aufschwung des Dichters, durch die Ahndung einer großen Geistesentwicklung, welche daraus zu entnehmen ist, zu entschuldigen. Die Räuber singen hierin unter andern:

Stehlen, morden, huren, balgen
Heißt bei uns die Zeit zerstreun,
Morgen hangen wir am Galgen,
Drum laßt uns heute lustig seyn.

Das Wehgeheul geschlagner Väter,
Der bangen Mutter Klaggezeter,
Das Winseln der verlaßnen Braut
Ist Schmauß für unsre Trommelhaut!

Ha! wenn sie euch unter dem Beile so zucken,
Ausbrüllen wie Kälber, umfallen wie Mucken,
Das kitzelt unsern Augenstern,
Das schmeichelt unsern Ohren gern.

Und wenn mein Stündlein kommen nun,
Der Henker soll es holen
So haben wir halt unsern Lohn,
Und schmieren unsre Sohlen,
Ein Schlückchen auf den Weg vom heißen Traubensohn,
Und hurrah! dax! dax! gehts, als flögen wir davon!

Späterhin, als Schillers Genius mehr den Formen und Regeln veredelter Schönheit sich anneigte, hätte er gern dieses ganze Drama als nicht existirend betrachten mögen, und doch war eben diese Tragödie es, welche ihm schnell einen Namen gewann. Er urtheilte selbst späterhin darüber oftmals: „welcher Dichter, welcher Schriftsteller hat sich nicht wegen einiger Jugendsünden anzuklagen!" und in den spätern Jahren sah er es ungern, wenn man mit ihm über dieses Geistesproduct sprach, und er äußerte sich fast unwillig darüber, wie es noch auf die Bühne gebracht werden könne. Er betrachtete es, wie ein Kind der Liebe, das er entlassen hatte, und wovon der Vater es ungern sah, wenn es seinen Namen führte. Daher sprach er auch nachher öffentlich nicht ein Wort darüber, wenn ein Plümecke u. s. w. dem Stück gerade das Geniale nahmen, und verunstaltet es auf die Bühne gebracht wurde.

In diese Zeit fallen auch Schillers Gedichte an Laura. Diese Laura ist die Geliebte des Dichters, und wie wir bei allen großen Sängern es finden, daß eine schwärmerische Liebe, aus der Wahrheit des Lebens entnommen, und zu dem Idealen der Dichtung erhoben, dem Gesange die reichern Quellen öffnete, so verband auch der junge Schiller das Ideale mit der Wahrheit, und die Glut, mit welcher er diese Laura verherrlicht, ist seiner kühnen Phantasie verwegenste Jugendarbeit. Wer die wirkliche Geliebte gewesen, welche Schiller als seine Laura besingt, darüber schweigt die Geschichte. Vermuthungen nach war diese idealisirte Laura eine Ausschweifung der erhitzten Phantasie des jungen Dichters, diese Laura selbst aber geringen Namens und noch geringern Rufes.

Wie glühend aber Schiller damals diese seine erste Liebe für Laura empfangen und erhoben, idealisirt haben müsse, das beweisen seine Lieder an Laura. Sie strömen über von einer hohen, wilden, jugendlichen Schwärmerei, von einer Art von Verzücken, wogegen das prosaische Leben, wie es nun einmal ist, überall hart anstoßt. Sie sind gedichtet im Jahr 1782, zu einer Zeit, wo er noch keine nähere Verbindung mit seiner nachherigen Gattin hatte.

Mehrere Stellen aus diesen Dichtungen, welche alle vom Jahre 1782 sind, verdienen, um die Glut des Dichters zu bezeichnen, hier einer Aushebung.

In der „Phantasie an Laura“ singt er:

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt,
Nenne, meine Laura! mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh, er lehrt die schwebenden Planeten
Ew'gen Ringgang's um die Sonne fliehn,
Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den goldnen Stralenregen
Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
Wie die Glieder leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären in einander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen,
Krümmernd aus einander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone! ihrem Riesenfall!

Tilg' die Göttin aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Siehe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberschwung,
An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
Starrende Verzweifelung!

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel,
Schaam und Reu', das Eumenydenpaar,
Um der Größe Adlerflügel windet
Sich verräth'risch die Gefahr.

Einst, so hört' ich das Orakel sprechen,
Einsten hascht Saturn die Braut.
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
Die so lang' als jene Brautnacht dauert,
Laura! Laura! freue dich!

In einem spätern Gedicht, in demselben Jahre niedergezeichnet, singt er mit einer Schwärmerei, welche eine Erinnerung an Petrarca giebt:

„Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich im Himmelmaientanz zu lichten
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt,
Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leyerklang aus Paradiesesfernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Ras' ich, in mein trunknes Ohr zu ziehn,
Meine Muse fühlt die Schäferstunde
Wenn von deinem wollustreichen Munde
Silbertöne ungern fliehn.

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn,
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

Ein düsteres, in sich selbst zurückgezogenes Wesen, welches Schiller mehr und mehr eigen wurde, seit er Stuttgart verlassen hatte, und gewissermaßen aus seinem Vaterlande verbannt war, rechnet man eben dieser, für sein ganzes Leben entscheidenden Periode zu, aber eben durch dieses Exil erwuchs die Thatkraft, und durch den Unwillen des Verbannten, durch das düstere Wesen, welches sich seiner bemeisterte, erstand der tragische Dichter. Psychologen werden eine solche Ansicht der Entwicklung und des Berufs eines vorherrschenden Genie's sehr folgerecht finden, und dem Zufall, der ein so gewaltiger Gebieter ist, sein Recht einräumen.

Während seines damaligen Aufenthalts in Mann-

heim ließ er „den Fiesko, ein republikanisches Trauerspiel, Mannheim 1783" drucken, ein Stück, welches den Namen des Dichters noch mehr verbreitete, und seinen Beruf zur Tragödie näher entschied. Hier entwarf er auch bald darauf das bürgerliche Trauerspiel: „Kabale und Liebe." Eine Scene in diesem Stück, wo der fürstliche Kammerdiener der Lady Milfort bei Ueberreichung eines Juwelenschmucks eine hinreißende Schilderung davon macht, daß hieran die kostbarsten Thränen des Landes hängen — war die Veranlassung, daß auf einigen Bühnen dieses Stück nicht aufgeführt werden durfte, und Schiller auch noch mehr verfolgt wurde. In jener Scene nämlich hatte Schiller mit grellen, aber wohlgewählten Farben, den Verkauf deutscher Truppen, namentlich Hessen und Braunschweiger, zu dem englisch-nordamerikanischen Kriege, als empörend-schimpflich dargestellt, und die Betheidigten duldeten die Aufführung des Stücks daher nicht. — Bei dieser Gelegenheit entsinnen wir uns einer Anecdote von Schiller, der, wenn er wollte, sehr beißend seyn konnte. Er war unbekannt an einem fremden Orte im Theater, wo Kabale und Liebe gegeben wurde. Die Rolle der Lady Milford, dieser stolzen Brittin, wurde höchst gemein gespielt, und unwillig fragte er seinen Nachbar: „können Sie mir nicht sagen, wo diese Lady dient?" — Aengstlichkeit und Hypochondrie mochte auch ihr Antheil daran haben, daß Schiller in Mannheim sich nicht sicher glaubte, und durch eine Reclamation nach Stuttgart zurückgebracht zu werden befürchtete. Er nahm daher das Anerbieten an, auf einem Freiherrlich-Wolzogenschen Gute bei Meiningen sich seinen Verfolgern, die Schiller nach seinen hypochondrischen Grillen sich weit schlimmer dachte, als sie

wirklich waren, so lange zu entziehen, bis die Sache verraucht, und eine neue Geschichte an der Tagesordnung sey, welche die Aufmerksamkeit des Publici feßle. Jenes Gut ist schön gelegen, und Schiller verweilte dort in dichterisch-schwärmender Einsamkeit bis zu Ende des Jahrs 1783. — Um diese Zeit ging er nach Mannheim zurück, wo er, mit einem, freilich sehr geringen Gehalt, als Theaterdichter angestellt war. Von hier ab reisete er häufig nach Frankfurt am Main, wo damals die Großmannische Schauspielergesellschaft sich befand, von welcher das Schillersche Trauerspiel „Kabale und Liebe" zuerst auf die Bühne gebracht wurde. Die in damaligen Zeiten hochberühmte Sophie Albrecht gab in diesem Stück die Luise Müllerin, und Schiller, welcher bei der ersten Vorstellung gegenwärtig war, wurde von dem rührend-tragischen Spiel der Madam Albrecht so hingerissen, daß er ihr nach der Vorstellung sagte: „er habe das nicht in der Rolle geglaubt, was sie hineingelegt habe." Dies war keine Schmeichelei von Schiller, denn ein so großes Gemüth war fern von aller Schmeichelei. Späterhin, als Schillers Wallenstein zuerst auf dem Weimarschen Theater gegeben wurde, trat Graff (ein denkender Künstler) als Wallenstein auf, und führte die Rolle so gut, so ganz in der Ansicht, im Geist des Dichters durch, daß Schiller schriftlich dem Schauspieler Graff für diese Darstellung dankte, und in dem Briefe bemerkte: Graff habe den Wallenstein bei der Darstellung noch höher gehalten, als er selbst in der Ausführung es sich möglich gedacht habe. —

Der Aufenthalt in Frankfurt, wohin in dieser Zeit Schiller sehr häufig reisete, war für ihn wohl erheiternd, zerstreuend, lebenslustig, — aber man müßte

eigentlich einen Flor darüber ziehn. Er wurde hier in Zerstreuungen eingeweiht, welche mit der Genialität eines Dichters, eines Moralisten in grellem Widerspruch stehen, und er entschuldigte gegen seine Freunde das alles mit der Philosophie eines Aristipp, eines Hyppias. — Man ließ den genialen Kopf gewähren! Wie in der physischen Kraftentwicklung, so auch in der geistigen, giebt es eine Periode, wo die Natur ausrasen muß! —

Schiller gefiel sich nicht lange in dieser Lage, verzichtete auf den geringen Gehalt als Theaterdichter in Mannheim, und irrte nun, ein Odysseus, umher, seine Heimath suchend. Er war einige Zeit in Dresden, dann in Leipzig, späterhin in Weimar, und unterdeß hielt er sich auch wieder Monate hindurch in Bauerbach, einem Gute des Herrn von Wolzogen, im Meiningischen belegen, auf. — Bei diesem ungewissen Leben war Schiller damals fast immer Extrem, bald in finsterer Verschlossenheit, bald in ausschweifend-schwärmender Laune. Zu letzterer gehört ganz besonders sein Aufenthalt in Leipzig zu der Ostermesse 1785. — Er lebte von dem kärglichen Gewinn als Schriftsteller, und von einem kleinen Gehalt, welches ihm der Herzog von Sachsen-Koburg, die Verdienste des Mannes anerkennend, gab. Als Schriftsteller aber konnte Schiller nicht eine Entschädigung für die Anstrengungen und Ermüdungen des Kopfes finden wollen, weil bei ihm oft Monate darüber hingingen, ehe er nur einmal die Feder zu einem Werk ansetzte. Das Ganze mußte erst in seinem Kopf vollendet da liegen; dann ging er aber auch rasch an das Werk. So sagt er selbst in seinen Briefen über Dom Carlos: ein großes dramatisches Werk müsse in einigen Sommermonden angefangen

und ausgeführt seyn, und er tadelt seinen Dom Carlos selbst darum, weil er, der Dichter, die beiden letzten Acte erst späterhin ausgearbeitet habe.

Göthe, den im Jahr 1775 der Herzog Karl August von Weimar zu Darmstadt kennen gelernt, an seinen Hof eingeladen und späterhin durch Ehrenbezeugungen aller Art an Weimar für immer gefesselt hatte, — machte Schillers persönliche Bekanntschaft, und bewirkte es, daß Schiller den Ruf an die Universität zu Jena annahm. Als Professor der Geschichte trat er hier 1789 auf, und er lehrte mit allgemeinem Beifall. Sein ganzes Leben und Lebensweise schien hiernach mehr geregelt zu werden. Bald darauf las er auch mit gleichem Beifall über Aesthetik. Hier fing er an, die „Memoiren von dem zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten" herauszugeben. Von diesem historischen, im Ganzen 33 Bände enthaltenden Werke bearbeitete er die erstern Bände selbst, und die weitere Fortsetzung besorgte unter Schillers Einverständniß und thätiger Mitwirkung ein Weltmann, ein Paulus u. a. m. — Die Kantische Philosophie, welche damals fast zu den Modekrankheiten zu rechnen war, riß auch unsern Schiller hin. Er vertiefte sich darin, gab aber doch bald die Spitzfindigkeiten auf, um dem idealen Dichterleben ganz wieder anzugehören. — Seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges entwarf er hier auch, und die darin enthaltenen Schilderungen, welche zunächst in einem Taschenbuch von Jahr zu Jahr bis 1792 mitgetheilt wurden, erregten großes Aufsehen. Man bemerkt in diesen Skizzen sehr deutlich, mit welcher besondern Vorliebe Schiller schon damals den Herzog von Friedland (Wallenstein), den er späterhin, um sich

und ihn zu verewigen, auf die Bühne brachte, behandelt habe.

Wieland sagt über diese Geschichte des dreißigjährigen Krieges: „selten ist in Deutschland eine Schrift mit lebhafterm und allgemeinern Beifall gelesen worden. — Wiewohl diese Geschichte namentlich und vorzüglich für Leserinnen bestimmt war, so glaube ich doch ohne Uebertreibung sagen zu können, daß sie so viele Leser gehabt habe, als es in dem ganzen Umfang unserer Sprache Personen giebt, die auf einigen Grad von Cultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowohl, als in derjenigen, die sich mehr dem eigentlichen Gebiet der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunct seiner völligen Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt hielt; einen Versuch, der bereits alles, was unsere Literatur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurück ließ, und natürlicherweise in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig ist, den Wunsch erregen mußte, daß ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schriften in dieser neuen Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben den Hume, Robertson und Gibbon emporzuarbeiten, gezeigt hatte, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsers Vaderlandes widmen mögte.“ Dieses Urtheil eines bewährten Kunstrichters mag die bei dem Eingang dieser Biographie gemachte Bemerkung rechtfertigen, wie es zu beklagen ist, daß Schiller die Entwicklungsperioden

Deutschlands nicht erlebte, und nicht der Historiograph dieser Heldenzeit werden konnte.

Alle diese Anstrengungen, jetzt in der Fruchtreife eines hohen, idealen Lebens, legten bei Schiller den Grund zu der schnellern Zerstörung des irdischen Hauses, in welchem ein so großer, kühner, himmelanstrebender Geist hausete. Diesen, an sich schon zarten und schwächlichen Körper vor der Zeit zu zerstören, dazu trug Schillers Lebensweise sehr viel bei. — Was er ergriffen hatte, das umfaßte er mit der vollen Glut eines unermüdlichen Feuerkopfs, und der wirklichen Welt eigentlich fremd, durchwachte er oft in dieser Zeitperiode ganze Wochen hindurch die Nächte, um ohne alle Störung sich und seinem Studium überlassen zu seyn, und er schlief dann am Tage, so, daß man oft Abends um fünf Uhr ihn bei dem Frühstück treffen konnte.

So einfach und gefällig sein Product der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" auch erscheint, so muß das Studium doch mit vielen Anstrengungen und Ermüdungen verbunden gewesen seyn. Wieland sagt über den damaligen Krankheitszustand Schillers (Weimar, 10. Octbr. 1791.): „Aber gewiß schmeichle ich meinem vortrefflichen Freunde nicht zu viel, wenn ich sage, daß die bereits allgemein bekannte Ursach dieser Unmöglichkeit *) den Liebhabern seiner Schriften noch weit schmerzlicher fallen werde, als ihre getäuschte Hoffnung; und dies um so mehr, da es nur zu gewiß ist, daß eben der zu sehr angestrengte Eifer, womit Schil-

---

*) Nemlich, jetzt vollendet die Geschichte des 30jährigen Krieges zu liefern.

d. H.

ler in dem letztverwichnen Winter, sich mit der Fortsetzung dieses so mühvollen, eine so aufmerksame Aufsuchung, Durchlesung, Vergleichung und Prüfung aller Quellen, und in Bearbeitung der gesammelten Quellen und Materialien eine ununterbrochene Spannung aller Geisteskräfte erfordernden Werkes beschäftigte, am meisten dazu beitrugen, ihm eine Krankheit zuzuziehen, deren außerordentliche Zufälle und allen Hülfsquellen der Heilkunst Trotz bietende Hartnäckigkeit sein Leben mehr als einmal in die größte Gefahr gesetzt, und selbst, nachdem sie endlich durch die glückliche Kunst seines berühmten Arztes und den Gebrauch des Karlsbader Wassers gedämpft worden, seinen Körper doch so sehr geschwächt hat, daß die Hoffnung, ein Leben, das allen, die ihn kennen, so theuer ist, zu erhalten, vor der Hand lediglich auf gänzlicher Abziehung von allen, mit anhaltender Aufmerksamkeit verbundenen Arbeiten beruhet. — Ich meines Ortes, indem ich, den Wünschen der Freundschaft nachgebend, mich gegenwärtiger Anrede an das Publikum unterziehe, thue es mit desto froherm Muthe, da ich die Versicherung hinzufügen kann, daß wir uns allem Anschein nach gegründete Hoffnung machen dürfen, der vortreffliche Mann, von welchem bisher die Rede war, und von dessen Genie, Talent und edlem Eifer, sich um die Nation verdient zu machen, noch so viel Schönes und Gutes zu erwarten ist, werde uns völlig wieder gegeben, und nach hinlänglicher Erholung seiner Kräfte wieder in den Stand gesetzt werden, nicht nur dieses angefangene Werk glücklich zu Ende zu bringen, sondern auch sein übriges Leben andern, nicht minder wichtigen Stücken der deutschen Geschichte zu widmen, deren Darstellung auf seine Meisterhand wartet. — Auch blos in dieser

Rücksicht werden sich, wie ich nicht zweifle, alle Freunde unsers allgemeinen Vaterlandes mit mir vereinigen, demselben zu dieser Hoffnung Glück zu wünschen, denn gewiß, oder ich müßte mich sehr irren, sind es gerade solche Gemälde allgemein interessanter, aus der deutschen Geschichte ausgehobener Stücke, — mit diesem vielumfassenden Scharfblick, mit dieser Unpartheilichkeit und Freiheit von Vorurtheilen, aber auch mit dieser Humanität, Billigkeit und Schonung, selbst gegen diejenigen, deren Denkart man nicht billigen kann, oder deren Handlungen man zu verabscheuen gezwungen ist, mit der beständigen Rücksicht auf das allgemeine Vaterland und das wahre Beste desselben, und was nicht weniger wesentlich ist, mit so viel Wärme, Stärke, Beredsamkeit und Geschmack, kurz so ausgeführt, wie Schiller sie auszuführen fähig ist, — gewiß sind es solche historische Gemälde aus unserer Geschichte, was eines der wirksamsten Mittel wäre, unter den so zahlreichen und ungleichartigen Völkerschaften, aus welchen die deutsche Nation zusammengesetzt ist, diesen Gemeingeist wieder anzufachen und zu unterhalten, der in unserm Jahrhundert mehr ab- als zugenommen zu haben scheint, und gleichwohl zur Erhaltung, und noch mehr zur Vervollkommnung unserer eben so glücklichen als in ihrer Art einzigen Verfassung unentbehrlich ist." —

Schiller wurde von dieser Krankheit, welche eine Folge der Ueberspannung gewesen zu seyn scheintt, zwar wieder hergestellt, aber sein gewissermaßen menschenfeindliches Wesen, wovon die erste Veranlassung seine Verweisung aus Würtemberg gewesen war, hatte durch diese Krankheit nur noch zugenommen. Er theilte sich wenig und Wenigen mit, die Einsamkeit, die Nacht waren seine Vertrauten, sein hoher Genius sein Gefährte,

und seine Bücher die stummen Gesellschafter, mit denen er gern und viel sich beschäftigte. Sein überquellendes, mit der ganzen Natur zürnendes Genie, während das Herz des gefühlvollen Mannes die ganze Natur liebte, weihete ihn schon früher zum tragischen Dichter. Er fühlte die Kraft des vollen, klaren, reinen, wahren Lebens in sich, und doch that diese Lebenswelt so wenig für ihn! —

Im Jahr 1796 endlich wurde er mit einem ordentlichen Lehramt der Geschichte zu Jena in ein Jahrgehalt von 200 Rthlr. gesetzt, und dieser Gehalt war auf Lebenszeit fortdauernd, Schiller mogte lehren oder nicht. Schiller aber, der die stillen, tiefen Meditationen den Vorlesungen auf dem Katheder vorzog, er, der an keine Stunde gebunden seyn wollte, und daher auch in keine Form des Unterrichts und Vortrags sich zwängen ließ; er zog es vor, dem Lehramt auf der Universität von Jena zu entsagen, und nach Weimar zu ziehen. Es geschah dies auf Veranlassung von Göthe, der in stiller Beachtung viele Schriftsteller geleitet und zu dem wahren Zweck geführt hat. — Göthe, der stille, unbemerkte Genius Schillers, hatte auch richtig gerechnet; denn in Weimar, in dem blühenden Weimar, welches man damals, ohne allen Zweifel, das Athen der nördlichen Hemisphäre nennen konnte, erblühete Schiller wieder zu einem neuen, frischen Leben, und die schönsten, herrlichsten Producte seiner Muse sind diesem Aufenthalt in Weimar zu verdanken. — Freilich sah man wohl vor den Fensterscheiben seiner Zimmer aufgethürmte Bücherballen, und er selbst, der Dichter, welcher ganz Deutschland begeistert hatte, war selten zu sprechen; nichts desto weniger aber war das, was die gewöhnlichen Menschen von ihm und seinen Sonderbarkeiten ur-

theilten, oft eine Verzeichnung. Ein so großer Kopf wie Schiller, bedurfte der entschiedenen Entfernung von den gewöhnlichen Menschen, um sie der wahren, hohen Würde der Menschheit wieder näher zu bringen. Zerstreuung war ihm, der fast menschenfeindlich geworden war, der sich überhaupt in dem wirklichen Leben nirgends an seiner Stelle fand, und nur in der idealen Welt lebte, nothwendig. Seine Freunde in Weimar thaten alles mögliche, ihn zu beleben, zu erheitern; selten aber glückten diese Versuche ganz, und immer nur auf kurze Zeit.

Was seine Ausarbeitungen in dem historischen Fach betrifft, so ist hier noch seiner „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" zu erwähnen. Schiller hatte dieser Arbeit, während seines Aufenthalts in Leipzig, oder vielmehr in dem Dorfe Gohlis, nahe bei Leipzig, sich unterzogen. Er lebte hier einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit bei dem Buchhändler Göschen, dem hochbewährten Ugolino der Weimarschen Gelehrten-Akademie, und arbeitete, aus den reichsten Quellen schöpfend, an diesem Werk, von dem es zu beklagen ist, daß Schiller, wie so manches andere, es nicht vollendete. In der ersten Ausgabe dieser „Geschichte des Abfalls rc." ist besonders bemerkenswerth in der Einleitung die furchtbare, mehr dichterische als historische Schilderung der spanischen Inquisition. — Schiller hatte sich unterdeß mit einem Fräulein von Wolzogen, einer Schwester des Freiherrn von Wolzogen, auf dessen Gute bei Meiningen er einen Theil des Jahres 1783 verlebt hatte, vermählt, und das eheliche Verhältniß knüpfte den in sich gekehrten, tiefdenkenden Philosophen und hochschwärmenden Dichter, wie es schien, sehr glücklich

an das wirkliche Leben, wie es nun einmal ist. — Im Jahr 1802 wurde er in den Adelstand erhoben, und zwar erhielt er den Reichsadel. Eine Hofetiquette der alten Form soll die Veranlassung dazu gewesen seyn. Denn Schillers Gattin, stiftsfähig wie sie war, konnte auch bei größtem Galla am Hofe erscheinen, er, der Bürgerliche, aber nicht, daher wurde ihm ein Pergament aufgedrungen, welches er vielleicht kaum einmal durchgelesen hat.

In diese Zeit fallen die sogenannten „Xenien", ein Pasquill auf alles Bedeutende, und Schiller wurde von Weimar aus verleitet, an diesem, mitunter etwas groben Witz in Distichen, Theil zu nehmen. Jene Xenien hatten eine literarische Despotie zum Zweck, und an der Spitze dieser Epigrammen, Sarkasmen und Plattheiten stand ein Mäzen, dem es nur an einem herrschenden August fehlte. — Genug, Schiller lieferte durch Verleitung, sein Theil zu jenen, das ganze literarische Deutschland mit einer Keckheit ohne Gleichen beleidigenden Xenien, und der Erfolg war sehr natürlich entschieden genug. Diese Xenien erregten allerdings Aufsehn, aber wie alle Pasquille, nur für einen Augenblick, und Schiller selbst überzeugte sich bald von der Unwürdigkeit einer solchen Methodie. Man rechnet diesen Beitrag zu den Xenien, den er lieferte, seinem düstern Gemüth zu, wohin er durch getäuschte Hoffnungen und Erwartungen aller Art gekommen war. — Schiller in seinem Stolzgefühl empfand es sehr übel, und kränkte sich darüber, daß man öffentlich dieser Xenien wegen ihn zu beschimpfen strebte.

Man darf über diese Xenien nur einige Bemerkungen ausheben, welche „der allgemeine literarische Anzeiger" kurz nach deren Erscheinen giebt. Es heißt

darin: „der vom Hofrath Schiller herausgegebene Musenalmanach für das Jahr 1797 liefert unter dem Namen, Xenien, eine Sammlung von mehr als 400 Epigrammen, welche laut der Ankündigung auf den gegenwärtigen Zustand der Literatur Bezug haben sollen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Distichen schwingt in der That nur über jenen Unfug die Geißel, und neckt, oft mit schalkhaftem, öfter mit bitterm Spotte die Geißel. Nicht selten verlassen die Xenien den engern Wirkungskreis, um über das Dichten und Trachten der Sterblichen überhaupt zu philosophiren, und liefern dann manche feine, tief aus der menschlichen Natur geschöpfte Bemerkung. Z. B.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten, es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu.

Man sieht also — heißt es bald nachher in dieser Beurtheilung, die Xenien sind im Ganzen genommen, Ausgeburten eines verdorbenen Geschmacks, der Sittenlosigkeit, des Neides, kleinlicher Mißgunst, faunischer Schadenfreude, knabenartigen Muthwillens u. s. w. in einer plumpen, mit Fehlern aller Art durchwebten Sprache vorgetragen, und in rauhe Distichen gestoßen. — “

Ein Schiller mußte es ertragen, eine solche Beurtheilung über sich gedruckt zu sehen, und ohnerachtet

er über manche Widerwärtigkeiten, welche in seinem, von außen her gewiß nicht genug unterstützten und beförderten Leben, vorkamen, zwar nicht leicht, aber still hinweg ging, so hatte doch diese Herausgabe der Xenien, und der Tadel, den er von vielen Seiten darüber vernahm, einen tiefen Eindruck auf seine Gemüthlichkeit gemacht. Mißtraun und Verschlossenheit wurden vorherrschender, und das intensive Leben entzog ihn immer mehr der äußern Welt.

Besonders ausfallend wurde man gegen ihn in einer Flugschrift, betitelt: „Gegengeschenke an die Sudelköpfe in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen. 1797." Hier ist unter andern über Schillers Gedicht „die Würde der Frauen" gesagt:

„Laß doch die Frauen in Ruhe mit ihrer Würde, und sorge
Für die deine, mein Freund! Ihre bewahren sie schon!"

Wie Schiller besudelt wurde durch die kleinen Kleffer, davon mag noch eine Stelle aus jenem unrühmlichen „Gegengeschenk" hier ihren Platz finden:

Die Schildwache am Parnaß.

„Wer da? — Der Kärrner von Jena. — Was bringt er? — Xenien bringt er.
Ganz was Neues vom Jahr. Herr Visitator, beschau's!

Visitator.

Xenien nennt ihr das? — Das nennen wir schlechte Gedanken,
Damit, armer Apoll, hat er dich oft schon bedient!

Apoll im Musenalmanach blätternd.

Aber, sage mir Schiller, was schimpfst du denn so unbändig?
Nur noch ein Schritt, und du wirst Barth mit der eisernen Stirn.

Schiller (weinerlich.)

Ja doch! die Kerls da unten, die wollen mich gar nicht mehr loben.
Und was ich schreibe, ist doch alles im neusten Geschmack.
Selbst mein liebes Journal, was Cotta so trefflich bezahlet
Wird in der Bibliothek schöner Scienzen geschimpft.

Apoll.

Aber wie kommt das? Du hast doch die Besten im Volke geladen.
Männer wie Engel und Schütz werden nur selten verkannt.

Schiller.

Ja, die haben bis jetzt nichts, oder wenig geliefert,
Bruder Göthe und ich schrieben es meistens allein.

Apoll.

Bruder Göthe und du? Das macht die Sache begreiflich.
Euer neuester Geschmack mag wohl so koscher nicht seyn.

Beleidigender für Schiller waren noch diese beiden Xenien:

Die Geschichte der Niederlande.

Alles weiß er, als hätt' er im Rathe der Fürsten gesessen,
Viel zwar sprach man und laut, aber du warest ja taub.
Leere Träume die Menge und abgeschmackte Tiraden
Hat uns ein kecker Phantast hier für Geschichte verkauft.
Sieh doch! das Ding von Genie hat selbst den Strada citiret; —
Mach uns so etwas nicht weiß, Strada ist für dich zu schwer.

Dom Carlos.

Als jüngst Dom Carlos vernahm, wie scheußlich ihn Schiller verbildet,
Sprach er: was schlachtet er denn mich noch zum zweitenmal ab!

Mit großer Anstrengung arbeitete Schiller nun weiter fort, und in diese jetzige Periode fallen seine Meisterwerke, die das Gepräge der Vollendung, der Ausbildung aller Art an sich tragen, und noch viele Jahrhunderte hindurch die Zierde und der Stolz der deutschen Literatur seyn werden. Weiterhin wird davon die Rede seyn. — Im Jahr 1804 machte er eine Reise nach Berlin, um die Aufführung seines „Wilhelm Tell," eines großen historischen Trauerspiels, selbst anzuordnen. Er war hierin der Einladung der dortigen Theater-Intendantur um so lieber gefolgt, weil er schon immer seine große Achtung vor dem Berliner Theater laut erklärt hatte. In Berlin gefiel er sich sehr wohl, und vielleicht lebte er hier nicht so behutsam, als seine schon zerrüttete, schwächliche Natur erforderte. Kränklich kam er nach Weimar zurück, und die alten Uebel stellten sich wieder ein. Alle Bemühungen der geschicktesten Aerzte, ein so kostbares Leben, woran

die Welt noch so große Ansprüche machte, länger aufzuhalten, waren vergebens. Die Natur forderte ihre Rechte, und Schiller endete am 9ten May 1805 sein großes Leben. Er sah lange vorher schon den Tod nahen, aber er fürchtete ihn nicht. Nur darüber beklagte er sich, daß es der Himmel ihm nicht vergönnte, so manchen Stoff noch auszuarbeiten, den er im Kopf mit sich herum trug. So soll er zunächst zu der dramatischen Bearbeitung des Hunnenfürsten Attila haben übergehn wollen. Doch, er hatte seinem Jahrhundert genug gethan.

Ueber die nächste Ursach seines Todes sind die Meinungen verschieden. Einige nehmen eine vollständige Entnervung und Entkräftung, (marasma senile) andere ein Brustfieber, oder vielmehr Brustwassersucht an. Beide Krankheiten sind aber nach der Behauptung erfahrner Aerzte oft mit einander verbunden, und beide können bei Schiller sehr natürliche Verbindungsursachen gehabt haben. Zwar scheint es auffallend, wenn ein Mann in seinem 47sten Jahre an der Entkräftung des Alters gestorben seyn solle, allein bei einem so regen, hochstrebenden Geist, wie Schiller ihn hatte, bei seiner dichterischen Ehrsucht, bei seinen Anstrengungen, bei dem Durchwachen vieler Nächte hinter einander, mußte die Lebensconsumtion weit stärker seyn, die Vitalität schneller aufgerieben werden, als bei den gemächlichen Menschen der Prose oder des erkünstelten Dichtergeistes. Dazu kam, daß sein Körper von Jugend auf organisch-schwach war. An der Entwicklung der Brustwassersucht aber dürfte vielleicht das Cantores amant humores! wovon Schiller nicht freizusprechen ist, einigen Antheil haben. Sehr oft hielt er in einigen Perioden seines regen Lebens durch künstliche Reitzmittel

sich wach, wenn der ermüdete Körper seinen Tribut forderte. Hier die Wahrheit verschweigen zu wollen, wär ein Verstoß gegen die Geschichte.

Nicht leicht mag der Tod eines Schriftstellers, der bereits der Stolz seines Jahrhunderts gewesen war, eine so allgemeine Rührung und Klage durch alle Landstriche, wo die deutsche Sprache geredet wird, erregt haben, als Schillers Tod. Nun erst, als er todt war, beeiferte man sich, wie das gewöhnlich ist, seine Verdienste anzuerkennen und zu rühmen. So lange ein hoher Geist lebt, ringen gemeine Seelen, von pöbelhaftem Neid ergriffen, darnach, ihm Schaden zu thun. Jetzt verherrlichten ihn selbst seine Neider und Feinde, und das Vox populi, vox Dei! bewährte sich bei ihm. Seine Verdienste, besonders um das hohe Drama, wurden allgemein anerkannt, und da Schiller als Vater von vier Kindern in sehr ärmlichen Umständen (so lohnt Deutschland seine Heroen, seine Musageten! —) verstorben war, so bewirkten die Freunde des Verewigten, daß auf den ersten Bühnen Deutschlands ein Todtenopfer mit einem Stück von Schiller gefeiert werden, und der Betrag des Einkommens für seine hinterlassene Familie verwandt werden solle. Die Theater zu Wien, Berlin, Hamburg, Frankfurt, Breslau, Bremen, Lübeck, Königsberg, München, Mannheim, Prag, und selbst fremde Theater, wie zu Kopenhagen, Stockholm, sogar Paris u. s. w. beeilten sich, dem herrlichen Tragödiendichter der Deutschen ein Todtenopfer zu bringen. Die Beiträge, welche hiernach für die Familie Schillers eingingen, sollten zum Ankauf eines Familiengutes verwendet werden. Ob in dieser Hinsicht alles erfüllt worden, was die bewährten Freunde des Verewigten erfüllt zu sehen wünschten, das gehört

nicht zu dieser Behandlung. Die Ausführung des ersten Plans in dieser Hinsicht störte ohnfehlbar der bald nachher ausbrechende Krieg zwischen dem Norden Deutschlands und Frankreich, wo Napoleon, Kaiser von Frankreich, erst im Jahr 1805 (nach der Schlacht von Austerlitz 2. Decbr.) und dann im Jahr 1806 (nach der Schlacht von Jena, oder Auerstedt 14. Octbr.) das Weimarsche Land mit seinem drückenden, alle Verhältnisse des Friedens aufhebenden Besuch beschattete. Zu wünschen wäre es freilich, daß der Plan des Herausgebers der Nationalzeitung, den Ertrag des Einkommens für einen Ankauf, mit dem Namen „Schillers Ehre" zu verwenden, hätte in Erfüllung gebracht werden können. —

Schiller war ohnstreitig eines der größten, der merkwürdigen Genie's. Es ging an ihm die Prophezeihung Lessings, der in der Zeit starb, als Schiller sich einen Namen gewann und eine neue Aera für die deutsche Bühne eröffnete, in Erfüllung — daß Shakespeare noch ganz andere Köpfe unter den Deutschen erwecken würde, als man von den Franzosen zu rühmen wisse! — Durch Schiller gewann das deutsche Drama sehr viel; Schiller widmete sich aber auch ganz dem Theater; seine historischen Werke scheinen mehr Erholung des Dramaturgen zu seyn. Seine Trauerspiele waren aber auch der Kern seiner poetischen Werke. *) — In allem, was Schiller schrieb, ist sein hohes Streben nach Freiheit des Geistes, nach der Eigenmacht der Menschenrechte ganz unverkennbar, und man weiß,

*) Leipziger Literaturzeitung 1805. Nro. 92.

wie dieser Freiheitssinn schon früh ihn in Verlegenheiten brachte, daß sein Vaterland, oder vielmehr dessen Fürst, ihn verbannte. In allem, was er schrieb, ist sein großes Streben nach höchster Veredlung, sein Feuereifer für Wahrheit sichtbar. — Kein Dichter der neuesten Zeit, sagt die Hallische Literaturzeitung von 1805, hat mehr, wenige, nur sehr wenige, so viel wie Er durch die Macht des hohen, reinen Gesanges, und so kräftig, so schön in die Bildung des Zeitalters eingegriffen."

Mehrere Höfe hatten Schiller mit Titeln beehrt. Im Jahre 1784 wurde er Herzoglich=Sachsen=Weimarscher Hofrath, im Jahr 1788 Landgräflich=Darmstadtscher Rath, im Jahr 1790 Sachsen=Meiningischer Hofrath, und 1802 erhielt er den Reichsadel.

Schiller war lang von Statur, hager, bleich, und seine Haare fielen fast in das Röthliche. Kränklichkeit, Ueberspannung, Schwärmerei und vorschneller Lebensgenuß waren auf seinem Gesicht ausgedrückt. In seinem Auge aber glühete das Feuer des großen Dichters, und die hohe, freie Stirn machte einen Eindruck, für jeden, der Schiller sah, und ihn näher kennen lernte. Sein ganzes Wesen erweckte denen, welchen er sich mittheilte, Zutraun, denn er war offen und redlich, frei und unbefangen in seinen Mittheilungen, weil Freiheit des Geistes, der Entwicklung und Entbindung des Geistes das war, wovon er hauptsächlich ausging. In dem Familienleben, dem er sich bei Freunden gern mittheilte — denn große, geräuschvolle Gesellschaften suchte er zu vermeiden — war er der lustigste Gesellschafter, oft sehr heitern Humors, nicht anmaßend, und in dieser Rosenlaune mußte man auch die Person des Dichters lieb gewinnen, seine Behen-

digkeit, Lebhaftigkeit und Anspruchslosigkeit bewundern. Freilich scheinen solche Darstellungen seiner Lebenswirksamkeit nur momentan gewesen zu seyn, weil er schon früh das flach=alltägliche Leben verachten gelernt hatte, und weil diese Verachtung der Prose des gemeinen, gewöhnlichen Lebens ihn, den fein und groß fühlenden Denker unwillkührlich zu seinem Beruf, zu der Tragödie hinriß.

In Schiller vereinigten sich die größten, verschiedenartigen Talente, wovon eines schon ihn hoch emporgehoben haben würde. Er war Sprachkundiger, Sprachforscher, Historiker, lyrischer Dichter, Romanist, und vor allem Dramatiker. Allein auch nur ein Mann von so größer Vielseitigkeit seiner innern Beschauung, ein Mann, der unermüdet aus den Quellen der Geschichte geschöpft und sie zu seiner idealen Anschauung gemacht hatte, konnte für die Dramaturgie das werden, was Schiller bleibend, dauernd geworden ist. — Das Große, was in Schillers Genius liegt, ist allerdings die Vereinigung des Dichtertalents mit der philosophischen Meditation. In seinen „kleinen Schriften" hat er sich darüber bewährt und ausgewiesen. Man sieht dort, wie er mit philosophischer Konsequenz die genialen Producte seines Dichtergenie's, z. B. den Dom Carlos beurtheilt. Ein sehr richtiger, scharfsinniger Beurtheiler sagt bei dieser Gelegenheit über Schiller:

„Sobald er eine höhere Stufe der Bildung errang, zeigte sich in jedem seiner Producte philosophische Reflexion im poetischen Gewandte; ja es läßt sich aus seinen Gedichten die Periode genau angeben, in welcher ihm die unterscheidenden Begriffe der kritischen Philosophie näher bekannt geworden waren, und nur der höchste Glanz der deutschen Sprache, den er über jedes

seiner Werke zu verbreiten wußte, hat es gemacht, daß diese Bemerkung nicht früher aufgefaßt wurde. Ein großer Theil seiner Werke verräth eine leidenschaftliche Befangenheit seines Gemüths durch eine getrübte Lebensansicht, und ohne Zweifel fand er darin schon in frühern Jahren seinen Beruf für das Trauerspiel. Wir besitzen von Schiller dem Dichter lyrische und dramatische Gedichte. Seine lyrischen Gedichte erschienen in 2 Theilen 3te Aufl. Leipz. 1807. 8; die erste Auflage 1800. In allen Stücken dieser Sammlung herrscht Zartheit und Würde, und zugleich ein gewisses wehmüthiges Sehnen nach dem Idealischen, ein sinnvoller Ernst, der sich aus seiner philosophischen Ansicht des Lebens erklären läßt. In seinen dramatischen Arbeiten (Theater. Tübing. 5 Bde. 1805. 8.) herrscht ein gewaltiger Geist, der über seinen Stoff unumschränkt gebietet, der die Leidenschaften des menschlichen Herzens oft mit fürchterlicher, oft mit erquickender Wahrheit schildert, der durch Reichthum und Originalität den Leser hinreißt, und durch lebendige Schilderungen ganz in seine Gebilde versinkt. In ihnen erscheint der Mensch bald in der ganzen Herrlichkeit seiner göttlichen Abkunft, bald wieder in der tiefsten Verworfenheit, aber immer wahr und treu gezeichnet, und oft erhascht über den innersten Geheimnissen seines Herzens."

Man muß in der dramatischen Laufbahn Schillers drei Bildungsperioden unterscheiden. In die erste fallen seine Jugendwerke, und zwar „die Räuber," ferner „Kabale und Liebe" und „Fiesko." Ueber diese drei Stücke sind die Urtheile dahin entschieden, daß ihnen die hohe Genialität eines Urgenie's nicht abzusprechen ist, und daß sie also um so mehr Originale bleiben, weil sie keine Kunstproducte sind. — In die

zweite Bildungsperiode fällt sein Dom Carlos, Infant von Spanien; Tragödie in fünf Acten, wovon die Fragmente zunächst in der rheinischen Thalia, und das Ganze „Leipzig 1787" erschien. Dom Carlos ist ein Werk, welches zwar der strengen Kritik manches zu wünschen übrig läßt; nichts desto weniger aber hob es das Publikum als entscheidend für Schillers Ruhm und Namen aus, und auch der strengste Beurtheiler muß von der herrlichen Sprache, von der glühenden Phantasie, von der schönen Anordnung, welche in vollem Einverständniß in diesem reinen, genialen Product walten, hingerissen werden. Indeß auch hier sind noch die Spuren der ersten Bildungsperiode Schillers sichtbar, und so sehr auch der Dom Carlos seine Leser gefunden hat, so enthusiastisch er auch aufgenommen worden, so wollen Kunstkenner ihn doch nicht als ein vollendetes Werk betrachtet wissen. — Die dritte Periode der poetischen Wirksamkeit zeigt Schiller in seiner höchsten, durch philosophisches und ästhetisches Studium bewirkten Bildung, und in ihr sind alle die herrlichen Schöpfungen entstanden, die seinen und den deutschen Ruhm auf immer befestigt haben. Dahin gehören:

1. Wallenstein, ein dramatisches Gedicht. Tübingen 1800. Dieses dramatische Gedicht dürfte man vielleicht für das vollendetste der Schillerschen Muse halten. Nach Schillers eignem Urtheil, und nach seinen lauten Erklärungen hatte er an diesem dramatischen Gedicht sieben Jahr gearbeitet. Die Art von Prolog „Wallensteins Lager" welche in das ganze, wilde Leben des dreißigjährigen Krieges einführen soll, ist originell, neu, ansprechend, und besonders verdient daraus die Rede des Kapuziner ausgehoben zu werden. Von den Wortspielen dieser Rede hat Schiller viel aus

den Werken des Pater Abraham a Santa Clara entnommen. Die Piccolomini sind allerdings schön in der Diction, aber sie lassen den Leser und den Zuhörer kalt, Wallensteins Tod ist nach unsrer Ansicht das Meisterwerk der Schillerschen Muse. Sehr tragisch und lyrisch sind besonders darin Max Piccolomini und Thekla gezeichnet. Schillers Nachhall an Thekla ist der Erinnerung werth.

Wo ich sey, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten Dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur, so lang' sie lebten, waren sie!

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir! Ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wieder finden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht!
Dort ist auch der Vater frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen
Als er aufwärts zu den Sternen sah.
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen;
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah!

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl!
Wage du zu irren und zu träumen —
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel!

Man sieht hieraus, mit welcher Begeisterung Schiller seinen Wallenstein, der ihm übrigens, nebenbei gesagt, eine bedeutende Einnahme brachte, umfaßt hatte. Das Stück wird dauernd ein Nationalstück seyn und bleiben, und es verdient es.

2. Maria Stuart, ein Trauerspiel, Tübingen 1800. Mit diesem, in der Characterzeichnung unvergleichlichen Stück zeigt sich in Schiller eine Hinneigung zum Katholicismus. Daher ist denn auch auf dem Theater die Scene des fünften Acts, wo Maria von dem Geistlichen den Ablaß nimmt, auf den Theatern mehrentheils weggelassen. Auf der andern Seite aber scheint Schiller nicht für den Katholicismus eine vorgefaßte Meinung gehabt zu haben, denn er läßt sehr frei sagen:

„Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
„Den Treubruch heiligt sie, den Königsmord!"

Man sieht hieraus, daß Schiller nicht kühn diese Angriffe gewagt haben würde, wenn der Beweis ihm nicht sicher gewesen wär. — Die Zusammenstellung der Maria Stuart mit der Königin Elisabeth in Fothering-Schloß ist eine der gelungensten Dichtungen Schillers und hat schon manchem großen Maler Veranlassung gegeben, sein Talent und seine Kunst zu zeigen und

zu bewähren. Einen Vorwurf macht die Bühne dem großen Schiller als Theaterdichter in diesem Stück, denn die Rolle des „Mortimer" ist unglücklich eingelegt, so daß sie, dichterisch wohl erfunden, auf der Bühne dennoch als unberechnet in der Regel mißgestaltet erscheint. Graf Lester, oder vielmehr Leicester ist in dieser Tragödie in einer schweren Haltung von Schiller glücklich durchgeführt, und seine große, stille Kraft spricht Schiller in den Worten aus, wo er die Königin Elisabeth, als sie die Hinrichtung der Maria von Schottland erfährt, in stolzem Triumph ausrufen läßt: „ich bin Königin von England!!"

Kritische Vielwisser haben Schiller den Vorwurf machen wollen, daß dieses Stück von ihm weiter nichts als eine Uebersetzung aus dem Englischen sey. Er hat es der Mühe nicht werth geachtet, sich darüber auszuweisen. Wie aber die deutsche Literatur, mindestens damals, im Auslande gewürdigt wurde, darüber bemerken wir das Urtheil eines französischen Kritikers. Im Journal des debats heißt es: „daß der gute Schiller, den die barbarischen Deutschen so sehr bewundern, höchstens zur Belustigung des Pöbels zu brauchen sey, der sich auf den Boulevards in Paris an die Seiltänzerbuden drängt."

3. Die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie, zuerst in einem Taschenbuch auf das Jahr 1802. Dieses, im höchsten Schwung geschriebene Stück, welches ein Feststück der ersten Bühnen Deutschlands wurde, ist so reich an dichterischen Schönheiten, daß man nur durch die pomphaften Aufzüge einer großen Bühne davon hingerissen werden kann, und daß es übrigens im stillen, tiefnachdenkenden Lesen ungleich mehr gefällt. Schiller scheint in dieser Tragödie die

Brautnacht seiner Lyrik mit dem historischen Sinn gefeyert zu haben. Mit der kritischen Beurtheilung darüber war er unzufrieden. Dies beweiset der hier folgende Brief von ihm, welcher überhaupt über die literarischen Ansichten des Dichters einen wichtigen Aufschluß giebt.

Weimar, den 22sten Jan. 1802.

„Die Recension der Jungfrau von Orleans zeigt zwar einen fähigen Verfasser, und ich habe Ursach, mit den guten Gesinnungen, die derselbe für mich hegt, zufrieden zu seyn; aber ich muß denn doch zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß die Forderungen, die der Leser mit allem Recht an eine Recension machen kann, keinesweges darin erfüllt sind. Es ist vielmehr ein Versuch, wenn Sie wollen, seine Kunstmetaphysik auf ein vorhandenes Werk anzupassen und anzuwenden; aber ein poetisches Werk muß, insofern es auch nur in hypothesi ein in sich selbst organisirtes Ganze ist, aus sich sebst heraus, und nicht aus allgemeinen und eben darum hohlen Formeln beurtheilt werden; denn von diesen ist nie ein Uebergang zum Factum. Aber Sie werden überhaupt oft Gelegenheit gehabt haben, zu bemerken, daß unsere neueste Philosophie (selbst wenn ihre Prinzipien als wahr angenommen werden) in der Anwendung hinkt; daß die Versuche ihrer Stifter selbst, in das Practische zu gehn, nicht glücklich ausfielen, sie mögen nun in der Aesthetik, oder in dem Naturrecht und der Politik angestellt worden seyn. Daraus wird mir eben immer kla-

rer, daß die Major an einem Syllogismus leichter ist als die Minor, weil gerade die jüngsten und unreifsten Köpfe viel schneller in jene eingehen, als mit dieser umzugehen wissen; was doch gerade der Boden der Kritik ist. So will ich die ganze lesende Welt auffordern, mir zu sagen, ob die Recension quaestionis auch nur die geringste Anschauung meines Trauerspiels enthält; ob der Verfasser derselben auch nur in irgend einem Stücke in die innere Oekonomie desselben eingegangen ist; denn das Einzelne und Specielle, was er darin berührt, ist von keiner Bedeutung. Ich mache diese Bemerkung nicht sowohl als Autor, und insofern ich als solcher dabei interessirt bin, denn ich habe mich keinesweges zu beklagen; aber als bloßer Leser und Kunstrichter habe ich den Mangel an Zweckmäßigkeit nicht ungerügt lassen können."

„Sie erweisen mir zu viel Ehre, wenn Sie glauben, daß ich das Geschäft des Kritikers und Recensenten bei meinen Stücken selbst am besten übernehmen könne. Vor zehn Jahren hätte ich das ohne Bedenken gethan, weil ich damals noch einen größern Glauben an eine Kunsttheorie und Aesthetik hatte, als jetzt. Gegenwärtig erscheinen mir die beiden Operationen des poetischen Hervorbringens und der theoretischen Analysis, wie Nord- und Südpol von einander geschieden, und ich müßte fürchten, ganz von der Production abzukommen, wenn ich mich auf die Theorie zu sehr einlassen wollte. Diese ist zwar absolut nothwendig und wesentlich bei der Production selbst; aber da ist sie practisch

und mehr für den Poeten als den Aesthetiker. Und was ist denn, wenn wir die neuesten Erfahrungen hören, für die Poesie gewonnen worden, seitdem die Aesthetik so angebaut wird? Vestigia terrent!" —

4. Die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder, Trauerspiel mit Chören. Tübingen 1803. Durch dieses, im Ganzen genommen, höchst dichterisch gehaltene Trauerspiel suchte Schiller den Chor der Alten wieder einzuführen, und so sehr auch diese Tragödie lyrisch betrachtet, ansprechend ist, so eignete sie sich doch in einem prosaischen Jahrhundert nicht für die Rückerinnerung an die Poesie jener Jahrhunderte in der Darstellung; es blieb also die Aufführung überall ohne Erfolg, ohne Eindruck, und hätte nicht ein Schiller den Versuch der Gräcomanie gemacht, man würde noch ungezogener geworden seyn.

5. Wilhelm Tell, Tübingen 1804. Von diesem großen historischen Schauspiel ist die Ansicht im Publikum sehr verschieden. Wir sind aber der Meinung, daß Schiller sehr richtig den Ton, aus welchem zu reden war, aufgefaßt, und daß er besonders seinen Tell mit Johann Paricida im fünften Act in eine, den Tell entsündigende Zusammenstellung gebracht habe.

In Schillers dramatischen Stücken herrscht ein Volkssinn in großer Gestalt, denn die Anmahnung liegt bei ihm nur da; die Entwicklung seines eignen Begriffs über Freiheit und Staatsumwälzung überläßt der Dichter überall dem eigenen Gemüth des Lesers und des Hörers. Darum, weil edle, redliche Freiheit seine Hauptlinie in dem Entwerfen der Gemälde ist, findet

Schiller auch so viel befreundete Menschen, denen er die dunkeln Urgefühle für Freiheit aus den Tiefen der Seele zu klarer Deutung emporhob und zu Licht gestaltete, und darum verfolgte ihn auch im Tode noch die französische Invasion. Seine Dramen durften nicht auf deutschen Bühnen während der französischen Invasion gegeben werden, oder doch nur mit bedeutendem Aushebungen.

Zu seinen Verdiensten um die dramatische Dichtkunst als Theoretiker gehörte die Herausgabe der Thalia (Leipzig 1785), neue Thalia (1791), worin der Herausgeber, außer vielen trefflichen Abhandlungen, mehrere seiner Dramen in Fragmenten mittheilte. Auch befindet sich darin sein Geisterseher, eine nicht vollendete Erzählung, für deren Werth die gespannteste Aufmerksamkeit aller Leser entschieden hat. Dieser Geisterseher (die Hexe von Endor steht in Kupfer vor der Originalausgabe) ist mit dem ersten Theil abgebrochen, und der Leser bleibt in der gespanntesten Erwartung. Aus dem Ganzen sieht man, daß die Wahrheit einer Intrigue, von einem Fürstenhause entnommen, zum Grunde liege, um einen Abtrünnigen zu machen. Höhern Orts soll Schillern damals die Fortsetzung dieses, das ganze Publikum Deutschlands anspannenden Werks, zwar nicht untersagt, wohl aber von ihm verbeten seyn. Er setzte auch den Geisterseher nicht fort, wohl aber versuchte es noch bei Schillers Leben ein X. Y. Z. (Ernst, Ferdinand Follenius) in zwey Bänden diesem Schillerschen Geisterseher ein Ende zu geben. —

Eine Sammlung seiner kleinern Gedichte ist mehrmals in zwei Bänden erschienen. Das Lied an die Freude — die Würde der Frauen — die Glocke — der Gang nach dem Eisenhammer — der Taucher sind Mei-

stergesänge, und es ist zu beklagen, daß der Dichter seine Uebersetzung von Virgils Aeneis nicht beendet hat, er, der solche kräftige Gewandheit in der Sprache, einen so stolzen Versbau, einen so ungesuchten Reim hat.

Scharfsinnige Abhandlungen, zur Theorie der schönen Künste gehörig, findet man in der Monatsschrift „die Horen, Tübingen 1795 — 97." Als Historiker war Schiller sehr idealisch, sehr frei, mitunter fast dramatisch in Aufstellung seiner historischen Charactere. Der Dichter ringt bei ihm mit dem Historiker, und ersterer gewinnt den Rang. Es reizten ihn die großen Gestalten der Geschichte nur in so weit, als er dadurch Gelegenheit fand, das hohe Schicksal der Welt und des Lebens idealisch darzustellen; darum muß man aus seinen historischen Werken, worunter die Geschichte des 30jährigen Krieges und die Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung, den ersten Rang einnehmen, nicht sowohl historische Begebenheiten erlernen, als vielmehr große Ansichten über den Gang der Schicksale der Menschen und ihrer Geschlechter anstellen wollen. Seine Schreibart ist darin edel, preziös, und mehr für Gefühl als für Verstand geeignet.

Schiller, als Mensch, konnte auch, wenn er zu den Menschen sich hinzog, was er in manchen Lebensperioden gern that, sagen: homo sum! humani nihil a me alinum esse puto! — War er nun einmal in dem geselligen Leben, dann war er auch für den Genuß des Lebens gestimmt, aber er verletzte den Anstand nie. Für sein Gefühl in ersterer Hinsicht entscheidet das Lied an die Freude, und in letzterer Hinsicht ist sein Lied, „die Würde der Frauen" entscheidend. Sein moralischer Character war rein und tadellos, wenn

auch die Prosaiker bei dem genialen Dichter, sofern er zuweilen dem gewöhnlichen Leben sich hingab, einige scharfe Ecken finden mogten. Zärtlich als Vater, fest, treu und bieder als Freund, frei in der Meinung, standhaft und unwandelbar in dem Durchführen dieser Meinung, führte er in seinem kurzen, sehr gedrückten und oft beängsteten Leben das aus, was er sang:

„festen Muth in schweren Leiden!"

Dort oben wird dem großen Streiter für das Schöne, Erhabne, für die Erhebung der Nation wohl seyn! —

Wie sehr der große Nationaldichter in seiner poetischen Laufbahn sich getäuscht fand, darüber giebt sein Gedicht: „Resignation" eine sehr wichtige Andeutung, und er sagt selbst über dieses Gedicht: „der Inhalt desselben sind die Aufforderungen eines Menschen an die andere Welt, weil er die Güter der Zeit für die Güter der Ewigkeit hingegeben hat. Um des Lohns willen, der ihm in der Ewigkeit versprochen wurde, hat er auf Genuß in dieser Welt resignirt. Zu seinem Schrecken findet er, daß er in seiner Rechnung sich betrogen habe, und daß man ihm einen falschen Wechsel an die Ewigkeit gegeben. So kann und soll es jeder Tugend und Resignation ergehen, die blos deswegen ausgeübt wird, weil sie in einem andern Leben gute Zahlung erwartete. Unsere moralischen Pflichten binden uns nicht contractmäßig, sondern unbedingt. Tugenden, die blos gegen Assignation an künftige Güter ausgeübt werden, taugen nichts. Die Tugend hat innere Nothwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gäbe. Das Gedicht ist also nicht gegen die wahre Tugend, sondern nur gegen die Religions-

tugend gerichtet, welche mit dem Weltschöpfer eine Accord schließt, und gute Handlungen auf Interesse ausleihet, und diese interessirte Tugend verdient mi Recht jene Abfertigung des Genius."

Hier haben wir Schillers Glaubensbekenntniß Der Ruhm für die Nachwelt stand ihm vor Augen, un er wurde getäuscht für den Lebensgenuß, weil er di Werthschätzung nicht fand, die sein Genius fordern durfte. In dem Gedicht selbst spricht sich sein Unwille, seine Kränkung, seine Täuschung durch die Worte aus:

„Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtsbrief zum Glücke!
Ich geb' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit!"

Großer Mann! Zwar hat die Mitwelt, welche ihre Barden im Leben nicht zu würdigen weiß, dir das Leben nicht leicht und frei und froh gemacht, aber die späteste Nachwelt wird dir huldigen, und dein Name ist eingeschrieben in die Register der Weltgeschichte!

II.

Paßman Oglu.

Geboren wird der Wurm, und wird zertreten,
Und nichts bezeichnet seines Lebens Spur;
Das Volk verjüngt in kriechenden Geschlechtern
Sein armes Daseyn, und der Nied're schleicht
Unangemeldet in und aus dem Leben.
Doch wo ein Held, ein Herrscher kommen soll,
Da ruft's ein Gott in seiner Sterne Flammen,
Er tritt verkündigt in die starre Welt,
Das Leben ist auf seine That bereitet.

Zriny bei T. Körner.

Paßman Oglu.

Es wäre für die Historie ein wichtiger Gewinn, wenn wir über die Auflehnungen und Revolutionen in dem mehr südlichen Theil unserer Hemisphäre ein vollständiges Werk hätten. Besonders ist die Geschichte der Osmanen reich an großen, merkwürdigen, oft an das riesenhaft-Abentheuerliche streifenden Erschütterungen der Staatsgewalt, und an Empörungen aller Art. Allein es fehlt uns zu sehr an literarischer Verbindung mit diesen Morgenländern, als daß wir ihre Geschichte mit genauer Umständlichkeit wiedergeben und verzeichnen könnten, und dazu kommt noch, daß bei ihnen selbst das Mehreste von den Ereignissen der Zeit mehr der Tradition anvertrauet wird, als daß sich, wie bei uns, Historiographen fänden, die das Merkwürdige der Zeit verzeichneten.

Dieser Uebelstand ist einer der ersten der orientalischen Trägheitskraft, und daher finden wir auch so wenige reine Quellen, um über Paßman Oglu, Pascha von Widdin, einen der bedeutendsten Insurgenten der neuern Zeit, eine historisch-treue Biographie zu liefern. Was darüber mit strenger Auswahl gesammelt werden konnte, wird hier in gedrängtem Auszug gegeben, und sind besonders die englischen Berichte als die wichtigsten und treusten zur Hand genommen. Was die russischen, die östreichischen, selbst die französischen Berichte über ihn betrifft, so enthalten diese eine Art geheimnißvoller, bedeutender Verschwiegenheit, wodurch die Wahrheit verdächtig wird. Einen so bedeutenden Partisan — wenn man ihn so nennen darf — zu schildern, ist eine nicht unbelohnende Mühe! —

Paßman Oglu, oder wie er auch geschrieben wird, Ezioglu, nach andern Lesarten auch Pazman Ohlu genannt, wurde im Jahr 1762 in Widdin geboren. Sein Vater war Bassi Aga, d. h. Oberhaupt von mehrern grundherrschaftlichen Bezirken, in Widdin, einem sehr bedeutenden, an der Donau, nicht weit von der östreichischen Grenze belegnen Handelsplatz. Der nähere Verkehr mit den Oestreichern und auch mit den Russen in diesen Gegenden des türkischen Reichs, hat die Einwohner hier schon mehr der allgemeinen, europäischen Bildung nahe gebracht, und der Vater sorgte dafür, daß sein Sohn die Kenntnisse empfing, welche er in seiner Lage und Verhältniß als zweckdienlich anerkannt hatte. Er ließ ihn in politischen, öconomischen und militairischen Wissenschaften fleißig unterrichten; auch versäumte er nicht den Unterricht in den be-

deutendsten lebenden Sprachen. — Um von ihm selbst, und seinem Beginnen eine genauere Ansicht zu geben, dazu bedarf es einer kurzen Zeichnung von den damaligen Verhältnissen des türkischen Reiches.

Am 7ten April 1789 war der Kaiser Abdul-Hamid plötzlich verstorben, und ihm folgte sein Neffe, Selim der Dritte, Sohn Mustapha des III., der eine allgemeine Aufmerksamkeit verdiente. Er führte viele Neuerungen ein. Er formirte die Armee ganz nach europäischer Weise, und suchte diese Einführung durchzusetzen mit aller Gewalt eines orientalischen Herrschers, obschon die Janitscharen (Yengischarie) die alte, große und übermüthige Leibgarde, mit den neuen Einführungen sehr unzufrieden war. Außerdem wurden die Muselmänner bald gegen ihn aufgebracht, weil er die Ausländer, Franken und Griechen genannt, bedeutend hervorzog, und in diplomatische Verbindungen, bald mit Rußland, bald mit Oestreich, bald mit dem in der Gähre liegenden Frankreich sich einließ, welche Staaten alle den Grundsätzen der alten Politik der Oßmanen nicht zu entsprechen schienen. Dazu kam auch in seiner Regierungsperiode die französische Invasion in Egypten und Syrien, wo der damalige Obergeneral Buonaparte den halben Mond zittern machte, und die brittische Uebermacht auf dem Meer, wobei selbst Konstantinopel bedroht wurde. Noch erbitterter wurden die Muselmänner gegen den neuerungssüchtigen, und in seinen politischen Ansichten immer irrigen Sultan dadurch, daß er den Orden des halben Mondes stiftete, welchen sowohl Engländer als Franzosen vielfach erhielten. Eine solche Willkühr, die von dem Serail aus-

ging, empörte die Oßmanen und zunächst die Bassen, welche seit lange bewährter Zeit nur das Ehrenzeichen der Roßschweife gekannt hatten.

Französische Officiere wurden nach und nach selbst den Janitscharen einverleibt, die alte Tracht derselben erhielt eine Einrichtung nach europäischem Fuß, besonders hatte der französische Gesandte, General Sebastiani einen bedeutenden Einfluß auf den Großherrn und auf den Divan, um die Politik der Pforte von dem englischen Interesse zu trennen, und daß bei solchen Einführungen, welche mit despotischer Gewalt durchzusetzen, Selim III. zu schwach, zu schwankend war, Gährungen in den Provinzen sowohl als in der Hauptstadt leicht gefördert werden konnten, das leidet keinen Zweifel, wenn man erwägt, daß in diesen gesegneten Ländern eben so, wie z. B. in Spanien und Portugal, ein Aufruhr um deswillen rascher die Gemüther der Gemeinen entzündet, weil sie nicht für den Winter zu sorgen, nicht einzuscheuren brauchen. Die Natur, in der sie leben, ist ihr Eigenthum, und diese Natur ernährt sie leicht Winter und Sommer. Die ängstliche Sorge für Besitz und Erwerb, die bei nördlichen Nationen auch bei dem Gemeinen nothwendig ist, fällt bei ihnen fort, und daher sind jene Völker auch mehr entzündbar, mehr nomadisch, mehr abentheuerlich und kriegerisch als die des Norden, wo der Gemeine in der fruchtbringenden Jahrszeit für den kümmerlichen Unterhalt eines langen, rauhen Winters schon sorgen muß. Aus diesem Gesichtspunkt muß man die bedeutenden innern Kriege des Morgenlandes, und den vielfachen

Wechsel der Dynastien, der Regierungen des ottomanischen Reiches betrachten und würdigen.

Um die Unzufriedenheit im Volk gegen den Großherrn Selim noch zu vermehren, dazu kam, daß er kinderlos war. Er wurde daher durch eine Verschwörung der Janitscharen und der übrigen Mißvergnügten am 29sten May 1807 entsetzt. Dies geschah in dem Innern des Serails, und die Abendländer haben kaum eine Ahndung, eine Andeutung davon, wie eine solche Entthronung möglich sey. Das Morgenland hat aber freiere Lebendigkeit in dem, was die Kraft des politischen Lebens betrifft. Genug, der Sultan mußte der stillen Gewalt weichen, und an seiner Stelle wurde ein Sohn des vorigen Kaisers, Abdul-Hamid, 28 Jahr alt, unter dem Namen Mustapha des Vierten, zum Großherrn erhoben. Selim wurde nicht erdrosselt oder vergiftet, wie manche seiner gestürzten Vorgänger; im dritten Hofe des Serails konnte er ein bequemes Leben führen. Mustapha schaffte sogleich den Nizam-Gedid, die Einrichtung der neuen Formen ab, gewann sich dadurch die Liebe der Muselmänner, und seit seiner Regierung, welche die alten Systeme der Oßmanen streng beibehielt, hat auch die Pforte wieder eine bedeutendere Selbstständigkeit angenommen; eine Selbstständigkeit, welche sie früherhin zu verlieren Gefahr lief.

Dies war zu sagen, um bemerklich zu machen, in welche Periode Oglu's Abentheuerlichkeiten und Unternehmungen gegen die Pforte fielen. Die Zeitumstände begünstigten ihn, und er würde seine großen, herrschsüchtigen Plane noch weiter haben durchsetzen kön-

nen, wenn mehr Staatsklugheit und überhaupt mehr Politik nach außen hin in seinem verwegnen Beginnen gewesen wäre.

Mit seinem Vater war Oglu schon im Jahr 1785 in Streit gerathen, so daß sie beide Parthein warben, und förmlich gegen einander zu den Waffen griffen. Weit entfernt von dem Hofe, konnten sie diesen Streit in das Ernsthafte treiben, und es ist bekannt, wie die Bassen oft genug Streit unter einander führten, ohne daß die Pforte sich in diese Kriegshändel ihrer Untergebenen mengte. Im Jahr 1788 indessen wurde der Streit zwischen Vater und Sohn geschlichtet, indem die vornehmsten Einwohner von Widdin und der Bezirke sich in das Mittel schlugen. Diese Verbindung zwischen Vater und Sohn hatte aber zur Folge, daß beide ihre aufgerufenen Truppen nicht entließen, sondern sie verbanden, um gemeinschaftlich in Widdin und den Bezirken zu herrschen. Sie vertrieben die Behörden des Großherrn, die Truppen desselben, welche nicht zu ihnen übergehn wollten, und was sie nicht durch den Nachdruck der offnen Gewalt ausführen konnten, das bewirkten sie durch List und Verrath aller Art. Kein Mittel war ihnen zu gering oder zu schlecht, was ihnen Hoffnung gab, sich in der Rebellengewalt zu schützen.

Kaum war die Nachricht von diesem Verrath eines Unterstatthalters an der Gränze zu den Ohren des Großherrn gekommen, als die ernstlichsten Maaßregeln getroffen wurden, und zwar um so mehr, da die Wahrscheinlichkeit nicht ganz fern lag, daß diese beiden Rebellen von auswärts her Zusicherungen der Unterstützung

hätten, mogte es nun von Oestreich, von Rußland, oder von Frankreich seyn. Es wurde daher noch in demselben Jahre der Seraskier Melek Mehmed Bassa mit 12000 Mann auserlesener, regulairer Truppen gegegen Widdin gesandt. Paßmau Oglu, von der Ankunft der Truppen der Pforte unterrichtet, war in den Maaßregeln der Vertheidigung thätiger und entschlossener, aber auch tyrannischer als sein Vater. Er zeigte sich hier, wo er zum erstenmal offenkundig gegen die Pforte auftrat, mit einer Tapferkeit, welche allgemeine Bewunderung erregte, und das Ausland auf ihn aufmerksam machte. Drei Monat dauerte die Vertheidigung, und man weiß, mit welcher Grausamkeit die Kriege der Türken überhaupt geführt werden; um so mehr die Rebellenkriege im Lande selbst. Nach drei Monaten war das Heer der Oglu's bis auf 600 Mann brauchbarer Mannschaft, mehrentheils Spahis, zusammen geschmolzen, und Vater und Sohn fanden Gelegenheit, mit diesem Kern der Truppen zu dem Fürst Marrojeny in der Wallachei zu flüchten. In einer düstern Gewitternacht führten sie dieses Vorhaben aus. Sie hatten ihre Schätze bei sich, öffneten die Thore von Widdin, und brachen mit wilder, unbesiegbarer Gewalt durch die Linien der Belagerungsarmee. — Fürst Marrojeny nahm die tapfern Streiter gern auf, und ernannte sie zu Bir-Bassa's, d. h. Anführer eines Haufens von 1000 Mann. — Oglu, der Vater, wurde in dieser Eigenschaft in das Gebiet von Csernez versetzt, und hier von dem Aga von Widdin überrumpelt und gefangen genommen. Der Aga ließ die Krieger, welche Oglu, von Widdin ab, gefolgt waren, über die Klinge springen, und den Häuptling,

Oglu den Vater, nachdem darüber die Befehle von Konstantinopel eingelaufen waren, im Gefängniß heimlich stranguliren. Oeffentliche Hinrichtung vermied man, weil die Rebellen in Widdin und den Bezirken einen sehr bedeutenden Anhang hatten.

Paßman Oglu gerieth über das Verfahren, welches die Pforte gegen seinen Vater verübt hatte, in den heftigsten Zorn und schnob Rache. Doch für den Augenblick war dieser Durst nach Rache nicht zu stillen. — Oglu knüpfte nun in Geheim mit seinen Freunden in Widdin Unterhandlungen an, ließ sie Truppen werben, und brach dann mit seiner eignen Werbung von 2000 Mann wohlgeübter, krieglustiger Truppen, über die Donau. Die Werbungen seiner Freunde stießen, 3000 Mann stark, zu ihm, außerdem hatte er Zusicherungen von dem Auslande, und so stand er urplötzlich, 5000 Mann stark, unter den Wällen von Widdin. Die Stadt ist an sich gut befestigt, und außerdem hatte Oglu eine starke Parthei in der Stadt. Was die Gewalt der Waffen vielleicht nicht bewirkt haben würde, das wurde durch Verrath ausgeführt. Die Festungswerke wurden überrumpelt, mit geringem Verlust die Stadt genommen, und der erschreckte Bassa gezwungen, seine Truppen zu entlassen. Der größte Theil dieser Truppen ging sogleich zu Oglu über, und was aus dem Bassa, der in Oglu's Gefangenschaft kam, geworden, darüber ist uns keine sichere Kunde zugekommen. Wahrscheinlich hat an ihm Oglu eine schwere Rache wegen der heimlichen Hinrichtung seines Vaters geübt.

So war Oglu zu der Herrschaft von Widdin gelangt. Seine erste Sorge war nun, die Festungswerke zu verstärken, und die Zahl seiner Truppen zu vermehren. Die Führung der Geschäfte wurde von ihm einem Bekir-Aga übertragen, und er selbst ging, nachdem die nöthigsten Anordnungen getroffen waren, die Pforte auch jetzt nicht dringend und nachdrücklich gegen ihn operiren zu können schien, zu dem Groß-Vessir, Jussuff Bassa, der damals in Betislam sein Hauptquartier hatte, und erhielt von demselben 6000 Mann Verstärkung. Nun glaubte er stark genug zu seyn, gegen die Truppen des Großherrn, die allmählig sich in Bewegung setzten, in das Feld rücken zu können. Er that es, wurde aber bei Morawa auf das Haupt geschlagen, und flüchtete nach der Gränze hin über die Donau. Durch seine Freunde wurde unter Einverständniß mit ihm selbst eine Vereinigung mit dem Hof von Konstantinopel eingeleitet, und das damalige politische Verhältniß des Hofes, der weder Oestreich noch Rußland trauen konnte, der von andern Insurgenten in Verlegenheit gesetzt wurde, und welcher Oglu, der in Widdin, an der Gränze, eine so bedeutende Parthei hatte, sich zu fesseln suchen mußte, — eben dieser Hof setzte den bedeutenden Insurgenten nicht aus freiem Willen, sondern aus politischer Nothwendigkeit, in seine alten Rechte in Widdin wieder ein. — Dieser Mißgriff zeigt ohne Zweifel die Ohnmacht des Großherrn, der den Satrapen und den Bassen zuvorkommen muß, trotz seinem orientalischen Pomp, wenn seine Regierung ruhig bleiben soll. —

In Widdin lebte Oglu bis zu der Mitte des Jahrs

1792 in einer gefährlich-stillen Ruhe. Von seiner raschen, wilden, verwegnen Grausamkeit gab er unterdeß ein merkwürdiges Beispiel. Der Bekir-Aga, der während Oglu's Abwesenheit eingesetzt war, konnte oder wollte ihm keine Rechnung über die Verwaltung der Schätze ablegen, und Oglu ließ ihn daher eigenmächtig, öffentlich hinrichten. Die Hinrichtung geschah durch das Schwerdt. Alle Truppen waren dabei unter den Waffen, und kein Einwohner wagte es, seine Unzufriedenheit über diese Gewaltthat zu äußern.

Diese Gewaltthat blieb im Serail nicht unbekannt. Ein neuer Bassa, der schnell nach Widdin abgesandt wurde, machte den Divan bald mit der bedeutenden, militairischen Macht Oglu's, und mit seinen kühnen Plänen, mit seinem Anhang und mit seinen politischen Verbindungen bekannt. Oglu hatte indessen auch in Konstantinopel seine Kundschafter, und erfuhr, daß man durch einen Ferman ihm eine seidne Schnur, wodurch bekanntlich der Kopf gefordert wird, zusenden werde. Oglu sammelte daher alle Macht, die ihm zu Gebote stand, erregte eine Gährung, wo er seine Parthei aufrief, und schlug den Bassa mitten in der Festung, und zwang ihn, die Truppen des Großherrn zu entlassen. Es geschah; der Bassa aber überfiel ihn bald darauf hinterlistig, und nach einem blutigen Treffen in der Stadt zwischen beiden Parthein, mußte Oglu das Feld räumen, und es gelang ihm nur mit vieler Mühe, wieder zu entkommen. — In seinem Versteck blieb er nicht unthätig; er sammelte wieder an 3000 Mann, überrumpelte Widdin, nahm durch Verrath es ein, und der Bassa flüchtete noch zu guter

Zeit aus der Stadt, zum entgegengesetzten Thore hinaus. Ansonst würde er mit seiner ganzen Mannschaft niedergehauen seyn, denn Oglu war jetzt so aufgereitzt, daß er nichts, was die Regierung der Pforte betraf, mehr schonte. Er selbst war für vogelfrei erklärt durch einen Ferman, und suchte Rache. Nun besetzte Oglu die Stadt und Festung in seinem eignen Namen, mit seinen eignen Truppen, deren immer mehrere er zu warb, und diese Verwegenheit, offenkundig als Rebell gegen die Pforte auftreten und sich independent machen zu wollen, scheint wohl berechnet gewesen zu seyn, wenn man erwägt, daß die Spaltungen im Divan, welche jetzt zu lautem Ausbruch kamen, Oglu's Unternehmen begünstigten, die Factionen in dem übrigen Europa nicht gerechnet. Besonders scheint England Oglu's Unternehmen gegen die Pforte unterstützt zu haben, um diese in sich selbst zu beschäftigen, und desto freier gegen Frankreich handeln zu können.

Der Sultan wollte, wovon bereits eine Andeutung geschehen, die Spahi's und Janitscharen jetzt gänzlich auflösen und daraus regulaire, dienstgehorsame Garden des Thrones nach Art der Europäer bilden. Diese Truppen, den römischen Legionen in den letzten Zeiten des Kaiserthums, durch deren Willkühr Kaiser eingesetzt und abgesetzt wurden, nicht ganz unähnlich, konnten eine solche Schmach von dem Willen der Despotie ausgehend und zu der Knechtschaft hinführend, nicht ertragen, und diesen Gährungsstoff benutzte Oglu zur glücklichen Stunde! Er warf sich zum Beschützer der alten Form auf, und in seinem festverschanzten Widdin fanden die alten, hochbewährten, mißvergnüg-

ten Krieger des Reiches ein sicheres Asyl. Seine lauten Protestationen gegen die Aufhebung der alten Form der Spahi's und Janitscharen, gewannen ihm auch in dem gläubigen Volk viel Vertrauen, Zugänger und Freunde. Seine eigne Sache war durch jene Gestaltung derselben zur Sache der Nation geworden, und bald konnte er eine furchtbare Armee gegen die mißvergnügten Truppen des Großherrn in das Feld stellen.

An diese Truppen Oglu's hatten sich die Polen von des tapfern Kosciuszko versprengter Armee angeschlossen, und diese Zugänger waren nicht gering zu achten. — Der Krieg der Polen, an deren Spitze Kosciuszko stand, nahm nämlich im Jahr 1794 für die Söhne der Freiheit ein unglückliches Ende. Sie mußten der Uebermacht erliegen, da Rußland, Oestreich und Preußen sich dahin geeinigt hatten, Polen zerreißen zu wollen, und ohnerachtet in diesem Kriege der anstrebenden Freiheit gegen willkührliche Anmaßung und Despotie der Erfolg erst ungewiß und zweifelhaft gewesen war; so entschied doch zuletzt die Uebermacht der Waffen der russischen Kaiserin, Katharina II. Suwarow, der russischen Armeen furchtbarster Feldherr, schlug in Volhynien bei Brzec, die Polen unter Sierakowsky am 18. und 19ten September. Der russische General-Lieutenant Repnin drang durch Litthauen vor, und er erzwang sich durch die Gewalt der Waffen die Vereinigung mit Suwarow; zu ihm sollte der russische General Fersen mit 12,000 Mann stoßen. Diese Verbindung konnte Kosciuszko, in Warschau jetzt sein Hauptquartier habend, nicht zugeben; er brach daher mit 21,000 Mann auf, dem Feinde entgegen. Fersen

griff ihn am 10ten October bei Maczziewice, 12 Meilen von Warschau, an, wurde dreimal zurückgeschlagen, durchbrach aber bei dem vierten Angriff mit dem ausdauernden Ungestüm, den vielleicht nur ein Russe in solchem Gefecht zeigen kann, den Mittelpunkt der polnischen Linie, und zersprengte nach beiden Flanken hin die ganze Masse. Kosciuszko war mit dem Ausruf: finis poloniae! mit Wunden bedeckt, vom Pferde gesunken und in feindliche Gewalt gerathen. Den Kern von dieser Armee der Polen hatte also Paßman Oglu an sich gezogen gehabt, und die mehresten Uebergänger kamen wohl bewaffnet und wohl beritten zu ihm. Es war von ihm ein wohl berechneter Kunstgriff, daß er die polnischen Officiere besonders vortheilhaft in seiner Armee anstellte, denn diese waren weit mehr unterrichtet in der neuern Kriegskunst und in dem Mechanischen des Felddienstes, als die türkischen.

Bei der allmähligen Anhäufung der Truppen Oglu's hatte die Pforte ihm schon im Jahr 1795 Vergleichsunterhandlungen anbieten lassen; Oglu schlug sie aber aus, nahm in demselben Jahr, unter den Augen einer Armee des Großherrn, Nikopolis ein, und eroberte bald darauf mit den alten Janitscharen, welche, wie bemerkt, zu ihm übergegangen waren, Belgrad. Diese Janitscharen, erbittert gegen die Anhänger des Großherrn, fochten bei dem Sturm wie die Löwen nicht, nein! wie die Tyger, und dieses orientalischblutige Gefecht genau zu verzeichnen, das würde ein Verstoß gegen die Geschichte seyn, weil die Grausamkeiten, welche von beiden Seiten hier verübt wurden, nicht den Bewohnern der nördlichen Hemisphäre, sondern nur den Patagonen, den Karaiben hätten angehö-

ren sollen! — So verbreitete er sich immer mehr und mehr. Im July des Jahres 1796 wurden aber die Janitscharen, welche dem Paßman Oglu gehuldigt hatten, aus Belgrad mit großem Verlust nach sehr blutigem Kampf wieder vertrieben, und der Großherr ließ eine bedeutende Armee gegen den Insurgenten anrücken. Eine Masse von 50,000 Mann der auserlesensten, regulairen Truppen stand urplötzlich um Widdin, wo Paßman Oglu sich sehr stark von neuem verschanzen zu wollen schien. Seine Position an der Donau schien unerstürmbar zu seyn, und außerdem glaubte er auf fremde Hülfe im Fall der höchsten Noth rechnen zu dürfen. — Die Truppen der Pascha's von Rommelien, Albanien, welche im July desselben Jahres gegen ihn anrückten, warf er nach und nach Korpsweise zurück, und fand unter den Zerstreuten eine Menge von Ueberläufern für seine Sache. Jetzt stand er mit 30,000 Mann der Armee des Großherrn gegen über, hielt es doch aber am gerathensten, die im offnen Felde ihm angebotene Schlacht nicht anzunehmen, sondern sich hinter die Verschanzungen von Widdin zurück zu ziehn, und aus leicht erklärbaren Gründen den Rückzug über die Donau sich zu sichern. Die Armee des Großherrn stürmte mit dem Muth, der die Türken als Belagerer auszeichnet, dreimal gegen die Festungswerke von Widdin an; aber dreimal wurde der Sturm abgeschlagen. Paßman Oglu war im Innern der Verschanzungen überall gegenwärtig, wo Gefahr zu seyn schien, und seine Soldaten erhoben den tapfern, kühnen Anführer, der es seinen Kriegern, freilich oft auf Kosten der friedlichen Bürger, an nichts fehlen ließ, zum Himmel.

Da alle Versuche, Widdin zu erstürmen, vergeblich waren, so fing die Pforte an, Vergleichs-Unterhandlungen mit dem Rebellen einzuleiten. Es wurde auch wirklich ein Waffenstillstand zu Stande gebracht, dem zufolge die Armee des Großherrn von Widdin abzog, und Paßman Oglu im Besitz seiner Stadt mit deren Bezirk, und Befehlshaber seines Armeecorps im Namen des Großherrn blieb. Paßman Oglu brach aber treulos die mit der Pforte eingegangenen Bedingungen, und benutzte den Abzug der Truppen dazu, sich zu verstärken, und immer mehr und mehr seine Waffenmacht zu organisiren, und im Jahr 1797 stand er, wohl ausgerüstet im Felde. Er zog gegen Nikopolis und Adrianopel, welche beide bedeutende Plätze sich ihm ergeben mußten. Sein Weg ging auf Konstantinopel selbst; er nahm den Namen Osman IV. an, und hatte keinen geringern Zweck, als im Divan eine Aenderung zu treffen, und sich zu dem Herrn der Gläubigen aufzuwerfen. Bei diesem ehrsüchtigen, verwegenen Beginnen rechnete er sehr auf die Janitscharen, die Spahi's, die Mißvergnügten in allen Kasten des Volks, und auf den bedeutenden Ruf, der seinem Heerszug voranging. Allein eine Armee des Großherrn von 60,000 Mann der auserwähltesten Truppen rückte ihm entgegen, und warf ihn zurück. Es fielen bei diesem Rückzug blutige Gefechte vor, wo von beiden Theilen viele Tapferkeit gezeigt wurde. Paßman Oglu mußte der Ubermacht weichen, denn er fand in dem Volk, — wie das den Insurgenten gewöhnlich geht — den öffentlich-thätig mitwirkenden Anhang nicht, den er erwartet gehabt. — Bei dieser Gelegenheit ist eines großen Mißgriffs zu erwähnen, den er bei seinem Vor-

rücken gegen Konstantinopel machte. Er glaubte besonders auf das Mitwirken der sogenannten Griechen und Franken in dieser großen Stadt rechnen zu dürfen, und seine Erwartung würde ihn auch vielleicht nicht getäuscht haben, wenn auf seinem Rebellenzuge mehr Ordnung unter seinen Truppen gewesen wäre. So aber raubten und plünderten seine Partisanen mehr als die Wechabiten, und jene Schutzverwandte der Hauptstadt des türkischen Reiches, welche Griechen und Franken genannt werden, sind fast durchgängig Handelsleute, die als solche keine Störung lieben, selbst an keiner Revolution mitwirken, die andere handeln lassen, und den jedesmaligen Augenblick benützen, wie er sich giebt. — Ueberall zurückgedrängt, zog er sich nach Widdin in größter Ordnung zurück, und dieser Rückzug ist dem des jüngern Cyrus und in neuester Zeit dem des General Moreau nicht ungleich, nur mit dem Unterschied, daß jene für eine gerechte Sache fochten in edlem Kampf, und daß daher ihr Zug nicht solche Spuren barbarischer Grausamkeit zurückließ, wie der des Paßman Oglu.

Gegen Mitte des Jahres 1798 war Paßman Oglu ganz nach der jetzt furchtbaren Festung Widdin zurückgedrängt, und wurde von einer mehr als zu 80,000 Mann angewachsenen Armee des Großherrn eingeschlossen. Man erkennt hieraus, wie wichtig der Großherr diese Insurrection Oglu's betrachtete. Der Großvezir stand an der Spitze dieser Belagerungsarmee. Oglu, in aller Hinsicht ein sehr lebendiger, reger Geist, wußte für die Vertheidigung wohl zu sorgen, und machte mit vieler Besonnenheit und Berechnung am 13ten Juni ei-

nen so wirksamen Ausfall aus der Festung, daß 6000 Mann von den Truppen des Großvezir auf dem Platz blieben, die Belagerung aufgehoben werden mußte, und das ganze Lager vor der Stadt mit seiner reichen Beute in den Besitz Oglu's kam. — Verwegen genug war dieser Ausfall zu nennen, denn Paßman Oglu hatte die ganze Kraft seiner Truppen daran gesetzt gehabt; allein die dringendste Verlegenheit hatte ihn zu diesem kühnen Streiche eines verzweifelten Spielers vermogt, weil alle Truppen, die an sein Schicksal ihr leichtes Glück gehängt hatten, jetzt einen entscheidenden Schlag begehrten, um nicht gegen den zürnen zu müssen, der sie gedungen. Das Glück schafft Helden; das Unglück Verbrecher! —

Paßman Oglu hatte bei seinem Beginnen einen sichern Hinterhalt. Die Andeutungen, welche wir früherhin gegeben, wurden jetzt klar. Rußland unterstützte ihn, und durch Rußlands nachdrucksvolle Vermittelung kam endlich, nachdem noch manche Grausamkeit verübt worden, eine Ausgleichung zu Stande. — Seit 1799 behauptete Oglu die Oberherrschaft in seinem Gouvernement, und machte durch die kriegerische Gewalt, die er übte, durch die dreiste Sprache, die er führte, das Serail sowohl als die Bassa's umher zittern. Der Großherr der ottomannischen Pforte erkannte ihn als Bassa von drei Roßschweifen an, mit dem Bannat von Widdin, nachdem die gänzliche Aussöhnung zu Ende des Jahrs 1802 erfolgt war, und von diesem Zeitpunkt an übernahm Oglu ganz die Parthei der Regierung. Es scheint der Vermittelung Rußlands zuzurechnen zu seyn, daß dieser bedeutende, ge-

fährliche Partisan jetzt, wo Rußland im Einverständniß mit der Pforte war, dieser ganz mit vollem Vertraun wiedergegeben wurde. — Er übernahm nun auch, in seinem Besitz gesichert, Aufträge, und der bedeutendsten einer, den er mit vielem Erfolg erfüllte, war, die Räuberbanden aufzuheben, welche von den Gebirgen ab ganze Landstriche in die größte Unruhe und Besorgniß setzten. Mit vieler Entschlossenheit, Treue und Redlichkeit führte er diesen gefährlichen Auftrag, der vielleicht, bei dem verzweifelten Spiel jener Räuber, seinem Leben schnell ein Ende machen sollte, glücklich aus, und der Friede für die Pforte im Innern war durchaus vollständig, und nur durch Paßman Oglu wieder hergestellt.

Paßman Oglu konnte indessen nicht lange in unthätiger Ruhe müssig sitzen bleiben. Er zerfiel sehr bald wieder mit der Pforte, und zu Anfang April 1803 bewaffnete er sich wieder gegen sie. Sein Name wurde in das Feld gedonnert, und der Partisane viele drängten sich zu den bewährten Waffen des beliebten Feldherrn. — Der Bassa von Nicopoli wurde gegen ihn ausgesandt, und Paßman Oglu, seiner Waffenthaten gedenkend, warf mit seinem Häuflein sich ihm entgegen, und schlug ihn in entscheidender Schlacht. — Der Großherr sah es ein, und der Divan bestätigte es, daß dieser bedeutende Krieger an das Interesse der Regierung ganz gefesselt werden müsse, und fortan war auch kein Zwist mehr. Oglu war in einer Art von Unabhängigkeit, welche nach seinen herrlichen Talenten eine glücklichere, mehr belohnende Entwicklung verdient gehabt hätte. —

Nach den vielen Ermüdungen des Krieges starb Oglu als Bassa zu Widdin den 5ten Februar 1807, wie es heißt, eines natürlichen Todes. Nachrichten, deren Wahrheit man nicht schlichten kann, deuten an, daß er durch Vergiftung, von der Pforte ab ihm zugesandt und zugebracht, hinüber gegangen sey. Was hierüber gesagt und bemerkt, besonders das, was angedeutet worden, fällt durchaus nicht in das Feld des Unwahrscheinlichen, des Abentheuerlichen; — nicht allein, weil in der Türkei die geheimen Wegschaffungen gefährlicher Menschen eine politische Regel der Regierung, möge der Name des Regenten wechseln, wie er will, sind; — sondern auch, weil in den Morgenländern die geheimen Todesarten durch unbemerkbare Vergiftungen leichter erreichbar zu seyn scheinen. So viel ist übrigens gewiß, daß Oglu die Stunde seines Todes herannahen sah, daß er darauf vorbereitet war, und daß er als entschlossener Partisan starb. Er schied mit den Worten: „der Großherr und ich, wir konnten nicht zusammen auf der Welt seyn. Einer von uns mußte untergehn! Er hat gesiegt!"

Paßman Oglu war nun einmal mit seinem Vaterlande zerfallen gewesen, und er war ein zu harter Kopf, als daß er der Regierung jemals treu wieder hätte anhangen können. Das fühlte er selbst, und zu der Zeit, wo er sich independent machen wollte, d. h. ganz besonders im Jahr 1800 fiel er auch in das östreichische Gebiet ein, vielleicht in der Absicht, Oestreich mit der Pforte offenkundig zu entzweien. Nachher, im Jahr 1802 suchte er am östreichischen Kaiserhofe um die Erlaubniß nach, sich in das östreichische Gebiet begeben

und daselbst anbauen zu dürfen. Es wurde ihm dieses aber abgeschlagen, wenigstens auf so lange, als er von der Pforte noch für einen Rebellen betrachtet werde. Diese Behutsamkeit des östreichischen Kabinets war allerdings nothwendig, wenn man nicht offenbar mit der Pforte in Feindseligkeiten gerathen wollte.

Paßman Oglu hatte übrigens alle Eigenschaften zu einem guten Regenten, den die Nachwelt noch nennt. Er war menschenfreundlich, fast bis zur Verschwendung mitleidig, aber auch sehr streng in Ausübung der Gerechtigkeit. Für die innere Einrichtung seines Bannats sorgte er mit unermüdeter Thätigkeit, so weit ihm sein stetes Kriegesleben Raum dazu ließ. So legte er für Wittwen und Waisen Stiftungen an, verbesserte die Landstraßen, und versah sie mit Wirthshäusern für die Reisenden. Auch für die Bildung des Kriegswesens nach dem Fuß der Europäer sorgte er sehr emsig, wenn er auch gleich, um das Volk zu gewinnen, den Schein angenommen hatte, als ob er jeder Reform abhold sey. — Bei seinem Anhang, bei seiner Regsamkeit, bei seinem Ehrgeiz, bei seiner Unermüdlichkeit, bei seinem stets lebendigen, empor strebenden Geist ist es vielleicht ein Gl[illegible] für Europa, daß es ihm nicht gelang, unter dem Namen Oßman IV. sich auf dem Stuhle der Nachfolger Mahmud's niederzusetzen. *)

*) Einige nähere Nachrichten über sein Leben sind zu finden in Schwaldoplers Gesch d. 19 Jahrh. I. Bnd. Wien 1805. S. 176 — 188, ferner Bauer's Gesch. der merkw. Beg. d. 19ten Jahrh. 1. Bd. 211 — 245.

Was ihm häufig Zugänger brachte, und sie an ihn fesselte, war seine männliche, gebietende Schönheit, Würde und Kraft. Die Orientalen sind bekanntlich fast durchgängig, in den höhern Kasten wenigstens, schöne Männer, und die Natur hatte mit den Zeichnungen der Schöne, und mit der edlen Würde des stolzen, starken Mannes ihn so bedeutend ausgezeichnet, daß er selbst den Nationalen ein Ideal war. Alle Zeichnungen, welche man von ihm hat, bleiben in dieser Hinsicht hinter der Natur weit zurück. Er war ein starker, wilder und verwegner Reiter, erfreute sich einer eisernen Gesundheit, und was seine Krieger auch besonders an ihn fesselte: er war mehr für sie besorgt, als für sich selbst. Mäßig in den Genüssen des Lebens, war er ganz Soldat, und hatte nur ein Ziel unverwandt vor Augen; es heißt: der Thron der Ottomannen! Dieses Ziel konnte er nicht erreichen, und er fiel — ein Opfer seines Schwindels!

III.

Carl Wilhelm Ferdinand

Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Das Leben ist der Güter größtes nicht!

Schiller.

Carl Wilhelm Ferdinand

Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Carl Wilhelm Ferdinand, abstammend aus dem hochberühmten Hause der Guelfen, wurde am 9ten October 1735 zu Wolfenbüttel geboren. Sein Vater, Herzog Carl, war erst wenige Monate vorher regierender Herr der braunschweigisch-lüneburgischen Lande geworden, und zw r durch das schnelle Abscheiden des Herzog Ferdinand Albrecht, der die braunschweigischen Lande seinem Nachfolger in einem sehr gesegneten Zustande hinterließ. — — Die Nachricht von der Geburt eines Erbprinzen erfreute den Hof und das Land, und noch mehr den Großvater mütterlicher Seits. Denn König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, ein übrigens sehr eigenwilliger Mann, folgte dennoch der Einladung, reisete nach Wolfenbüttel, hob den neugebornen Erbprinz über die Taufe, und legte ihm dann den preußischen schwarzen Adlerorden auf die Wiege — eine Auszeichnung, die den preußischen Prinzen von Geblüt statutenmäßig erst bei erreichtem zehnten Jahr gebührt!

Die Mutter des jungen Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand, Philippine Charlotte, Prinzessin von Preußen, (geb. d. 13. März 1716.) war die Lieblingstochter König Friedrich Wilhelm des Ersten von Preußen, und noch in den spätesten Jahren hing König Friedrich der Zweite mit treuer Zärtlichkeit an dieser Schwester, die mit ihm unter schwerem, väterlichen Druck aufgewachsen, manches Bekümmerniß der Kindheit mit ihm getheilt hatte. — Schon in der Wiege schien daher Carl Wilhelm Ferdinand dazu bestimmt zu seyn, an Preußen hangen zu sollen. —

Der Vater Carl Wilhelm Ferdinands, Herzog Carl, hatte die Regierung der braunschweigischen Lande unter sehr glücklichem Verhältniß angetreten; denn er fand das Land schuldenfrei und die innern Kräfte desselben, die guten politischen Verhältnisse nach außen hin gewährten eine Gemächlichkeit, Ruhe und Sicherheit, wie nur ein Erdensohn sie sich wünschen kann. Allein die Gutwilligkeit und Gutmüthigkeit des Herzog Carl wurde zu sehr benutzt, und ging zu einer Verschwendung über, wodurch das Land in eine Schuldenlast verwickelt wurde, deren späterhin wohl noch Erwähnung geschehen wird. Herzog Carl kannte die Menschen und deren trügerische Heuchelei, er kannte das Ausreichen der Kräfte des Landes nicht; es war keine Ordnung in seinem Finanzsystem, und so zog er eine ungeheure Schuldenmasse zusammen, so daß vor seinem Tode nicht allein die Ausgabe die Einnahme um 80,000 Rthlr. jährlich überstieg, sondern auch ein bedeutendes Grundstück des Landes, der braunschweigische Antheil am Harz für eine Anleihe von zwei Millionen

Thaler an Hannover verpfändet wurde. (Dieser Antheil ist späterhin unter dem Namen „der Communionhay" bekannt geworden.) Wesentlich trug zu Erschöpfung der Kassen bei, des Herzog Carl Vorliebe für das Theater, welches ihm jährlich 70,000 Rthlr. gekostet haben soll, obwohl es der glänzendsten eines in Deutschland war; ferner die unverhältnißmäßig große Hofhaltung — die Alchymisten, denen er sich hingab, — die Bauten, durch Projectenmacher angegeben, durch Unverständige angelegt, ohne ausgeführt zu werden; — — und dazu kam die Uebertreibung, daß in dem letzten schlesischen Kriege der Herzog Carl ungleich mehr Truppen auf die Beine brachte, als sein Land zu ertragen vermogte. Zwar bekam er für diese Truppenhaltung englische Subsidien, allein diese reichten lange nicht aus, die Ermüdungen des Landes zu tragen. Das Total der disponiblen Truppen bestand in dem Jahr 1762 in 16,485 Mann, und Herzog Carl, der trotz der nahen Verwandtschaft beidieser sehr übertriebenen Anstrengung wohl damals darauf gerechnet hatte, daß Preußen fallen, Oestreich und das Reich aber victorisiren werde, und daß ihm bei der Theilung ein bedeutendes Stück der Beute zufallen müsse, fand sich durch den Hubertsburger Frieden (1763) getäuscht, indem in diesem Frieden König Friedrich der Zweite von Preußen, was das zahllose Heer seiner Feinde auch sagen mogte, durch Schlesien, (Teschen, Troppau und Jägerndorf ausgenommen, die Monarchie schützte, und den Norden Deutschlands von Oestreich losriß. — Vergebens hatte Herzog Carl von Braunschweig in diesem blutigen Kriege glänzender erscheinen wollen, als ein Reichsfürst zweiter Klasse die Kriegsrüstungen der großen Mächte

mit Erfolg unterstützen mag! Trotz der schweren Anstrengungen und Ermüdungen des herrlichen braunschweiger Landes hatte er auch nicht ein Dorf, nicht einen Morgen Landes errungen, und dennoch war bei den Ueberschwemmungen jenes grausamen Krieges auch das Mark der Unterthanen ausgesogen! Mit dem besten Willen war nichts von dem Lande zu gewähren — — und diese Ansicht ist vorauszuschicken gewesen, um schon jetzt darauf aufmerksam zu machen, unter welchem Verhältniß der Erbprinz, Carl Wilhelm Ferdinand, späterhin die Regierung der braunschweigischen Lande antrat. — Wir kommen nach dieser Abschweifung auf ihn selbst, und zunächst auf seine Jugendjahre zurück. —

Der erste Hofmeister des Erbprinzen hieß von Wittorf, ein Mann, der Frankreich durchreiset hatte, davon drollig genug zur Unterhaltung des Hofes erzählen konnte, und dies war hinreichend, ihm ein Geschäft anzuvertraun, dem er durchaus nicht gewachsen zu seyn schien. Mißgriffe aller Art bei dem, der die Hoffnung des Landes war, erfolgten, und der bekannte Abt Jerusalem war der erste, welcher, von höherer Hand dazu veranlaßt, den regierenden Herzog darauf aufmerksam machte, daß die Erziehung des Erbprinzen in falschen Händen sey. Bald darauf übernahm Jerusalem selbst, jedoch erst nach langer Bewerbung, da das schwelgerische Hofleben ihn nicht ansprechen konnte, die erste Stelle bei der Erziehung des Erbprinzen; und wenn Erziehung denn etwas gilt, wenn jeder edle, kräftige Mann mit herzlichem Dank noch in den spätesten Jahren seiner guten Erzieher sich erinnert,

und Carl Wilhelm Ferdinand noch spät hin seines Jerusalem mit rührender Freude gedachte; — — so muß eine weise Erziehung doch wohl etwas seyn!

Ohnstreitig hatte Carl Wilhelm Ferdinand schon in früheren Jahren vieles von dem angenommen, und führte es in spätern Jahren durch, was Jerusalem selbst eigen war, und was dieser seinem fürstlichen, zu hohem Beruf bestimmten Zögling eigen machen wollte. Es sagt in dieser Hinsicht ein sehr bewährter, die Jugendverhältnisse des Carl Wilhelm Ferdinand genau kennender Biograph:

„Unstreitig hatte der Herzog seinem Jerusalem den größten Theil seiner hochveredelten und gründlichen Bildung zu verdanken. Von Jerusalem hatte der junge Fürst jenen feinen Takt des Schicklichen, jenen abgemessenen Ausdruck der Sprache und des Gefühls, jene bedächtliche Lebensphilosophie und Lebensklugheit angenommen, die seinem alten Lehrer so ganz eigenthümlich war, und ihn gleichsam zu einem Hofmann in der höhern und edlern Form machte. Jerusalem war unstreitig unter tausend Erziehern der einzige Mann, welcher zum Bildner eines so lebendigen Geistes berufen war. Seine ganze Persönlichkeit wurde von einem menschenfreundlichen Ernst begleitet; und sein ganzes Benehmen sprach sich in dem höhern Gefälligen aus, das so wenigen Menschen, vornehmlich so wenigen — an den Höfen eigen ist.“

„Sein tiefer Sinn für das Decorum; seine Kunst, mit allen Ständen der Societät geschickt umzugehen,

der Zudringlichkeit und dem Stolz klüglich auszubiegen, den hochfahrenden Kopf gütig zu bezähmen, den Schwachen zu tragen; sein feiner, attischer Scherz, — kurz, die ganze, liebenswürdige Individualität Jerusalems mußte den größten Einfluß auf die höhere Cultur des jungen Fürsten haben, während der Herr von Wittorf aus ihm nur einen Künstler der Hofetiquette und des höfischen Tons zu machen suchte. Unglücklicherweise liebte der Erbprinz seinen ersten Führer nicht; er hatte kein Vertrauen zu ihm, er verachtete ihn, und mußte sich doch eine gewisse äußere Zuneigung für denselben ankünsteln. Ein Umstand, der für einen minder liberalen Charakter sehr gefährlich werden konnte."

Schon in frühern Jahren zeigte sich die Lebendigkeit der innern Bewegung des Erbprinzen. Eben so wenig, wie er bei dem Schulunterricht lange bei einer Materie ausdauern konnte, eben so entsprang er oft dem Kammerdiener, wenn dieser bei dem Ankleiden ihm zu langsam war. Man muß hierbei bemerken, daß damals das Ankleiden eines jungen Prinzen mehr Zeit erforderte in einem Tage, als jetzt vielleicht in einer Woche. — Schon dam ls wußte er, trotz seiner großen Lebhaftigkeit, sich schnell zu mäßigen, sobald er beobachtet wurde oder repräsentiren mußte, und die Anlage zu muthwilliger Neckerei und Satyre, welche fast allen jungen Prinzen von Kopf und hervorstechendem Talent eigen ist, wußte er zu gehörig r Zeit sehr wohl zu unterdrücken. Ueberhaupt bemerkte man schon damals in ihm die Grundlage zu einem sehr geregelten, gemäßigten, besonnenen Formenmenschen. — Wie übrigens der Vater, der regierende Herzog, den Erbprinz behandelte,

davon nur ein Zug. Eines Abends war der Knabe mit in der herzoglichen Loge im Opernhause, und hatte seinen Platz zur Seite des Herzogs. Die Oper war ihm langweilig; er spielte, so gut er konnte, für sich selbst, und ließ bei diesem Spiel den Hut fallen. Dienstfertige Kammerherrn eilten herzu, und überreichten ihn dem Prinzen wieder. Diese Art von Dienstfertigkeit machte ihn lachen; er wiederholte das Spiel noch mehreremale auf dieselbe Art, wurde eben so wiederum bedient, bis bald der Herzog, sein Vater, hier im Opernhause, in Gegenwart vieler hundert Personen, dem jungen Erbprinzen einen derben Schlag auf die Hand gab. — Sein Beobachtungssinn war schon in dem Knabenalter vorherrschend. Das Lächerliche des Menschen und die vornehme Gemeinheit wußte er schon damals aufzufinden bei dem Menschen, und er entwarf davon hin und wieder sehr treffende, satyrische Gemälde. Der leere Adelstolz war ihm schon damals ein Greuel, und wenn seine Lehrer ihm als Fürstensohn, als künftigem regierenden Herrn andere machiavellistische Begriffe aufdringen wollten, so sagte er öfters: „Sie glauben gewiß eben das, was ich glaube; aber Sie sagen es nur nicht."

Wir werden späterhin wohl noch Gelegenheit haben, zu bemerken, wie Carl Wilhelm Ferdinand eine weise, strenge, sparsame Staatsöconomie einführte. Motivirt wurde dieser Vorsatz, künftig einmal genau zu seyn, schon in seinem angehenden Jünglingsalter. Er sah die übermäßigen Ausgaben des Herzog Carl, er hörte von den Verlegenheiten reden, in welche das regierende Haus durch die Ueberhäufung der Schulden gebracht

wurde — und nicht ohne Grund wurden durch die Hofbedienten, welche der mütterliche Großvater, König Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen zu bestimmen wußte, dahin instruirt, dem jungen Erbprinzen die strenge Staatsöconomie des König Friedrich Wilhelm als Muster vorzustellen, und dagegen den Verfall des Credites der braunschweigischen Lande, wie sie dermalen waren, in widrigen Contrast zu bringen. Dazu kam das Beispiel seines Oheims, des nachherigen König Friedrich des Zweiten von Preußen, der wegen seiner Schulden, die der geniale Kopf in leichter Jugend gemacht hatte, von seinem Vater unbarmherzig behandelt wurde, — er, der Kronprinz!! — Das alles gab dem jungen, beobachtenden Prinzen eine Warnung, wodurch er schon früh einen Begriff von Staatsöconomie auffaßte, der nach und nach dem Lande sehr wohlthätig wurde. — Das Wochengeld, welches der Erbprinz als Knabe erhielt, reichte nicht aus, die Almosen und freundschaftlichen Unterstützungen, welche er mit fürstlicher Freigebigkeit spendete, zu bestreiten; — die Verlegenheiten waren unvermeidbar. Man rieth ihm, auf die Pretiosen, die er von Verwandten bekommen hatte, etwas zu lehnen, um einen Zuschuß zu seinen Einnahmen zu haben. „Nein!" antwortete der junge Prinz, „borgen werde ich nichts, ich will mich lieber noch mehr einschränken." — Seine Liberalität zeigte sich schon in jungen Jahren. So verkaufte er eine kostbare Dose, welche er von seiner Mutter zum Geschenk bekommen hatte, an einen Juden, um mit dem erhaltenen Kaufpreise kleine Zusicherungen fürstlicher Liberalität zu erfüllen. Der Jude bot bald darauf der Herzogin diese kostbare Dose wieder zum Verkauf an. Diese erstaunte,

kaufte die Dose wieder an sich, und gab sie dem beschämten Erbprinz mit der Warnung zurück: daß er künftig die ihm geschenkten Kleinodien nicht wieder in Geld umsetzen mögte! Wir führen diesen Zug aus seinem Jugendleben an, um darauf aufmerksam zu machen, daß er schon damals gegen Schmuck und Kleinodien, worauf gewöhnlich an den Höfen ein großer Werth gelegt wird, sehr gleichgültig war. — Freigebig gegen seine jungen Freunde war er schon in der Jugend, und wußte schon damals, mit feiner Artigkeit das Geschenk anzubringen. Einer seiner Edelknaben, von Praun, hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, dem Prinzen ein kunstvoll von Pappe verfertigtes Schiff zu überreichen; der Prinz war sehr darüber erfreut, steckte eine schöne Dose von Achat in die Cajüte des Schiffes, sagte scherzend: „ei! wir wollen doch sehen, was das Schiff geladen hat!" und überreichte dann seinem jungen Freunde die Dose. --- Ein Zug aus seiner Kinderzeit ist drollig genug, um hier nicht angeführt werden zu müssen. Der heranwachsende Knabe bestürmte seinen Lehrer unter vielen andern Fragen auch besonders mit der: „woher die Kinder kämen." Der Lehrer gab dem Fragenden zuletzt den Bescheid --- „die Kinder wären ein Geschenk Gottes, und würden zum Besten der Menschheit, vornehmlich tugendhaften und gottesfürchtigen Eltern gegeben." -- Nun hatte der Erbprinz einen Kammerdiener, der in kinderloser Ehe lebte, und wollte bald darauf von diesem nicht mehr sich ankleiden lassen. Als ihn der Kammerdiener um die Ursach fragte, erwiederte der Erbprinz: „Du bist kein guter Mensch; sonst hatte Dir Gott Kinder geschenkt!" ---

Sein Geist bildete sich sehr schnell. Schon in seinem zwölften Jahre war er der französischen Sprache vollständig mächtig, und lieferte um eben diese Zeit auch Handzeichnungen, die der Vergessenheit entzogen und der Beachtung werth sind. --- Späterhin erklärte Friedrich der Große, daß Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig den ersten Rang unter den deutschen Fürsten einnehme, und diese Aeußerung konnte von einem Regenten, der so sehr die reine, offne Wahrheit liebte, und dessen Urtheile als politische Evangelia galten, wohl nicht als partheilich betrachtet werden. --- Die Neigung zu dem Studium der Historie erwachte in dem angehenden Jüngling, und riß geraume Zeit ihn vorherrschend hin. Ehrliebe, --- wenn wir es nicht das Erwachen des Ehrgeizes nennen wollen --- war der Impuls. Zwischen dem 15. --- 18. Jahre hatte er die mehresten Klassiker meistens in den französischen Uebersetzungen gelesen; vorzüglich fesselte ihn der Rückzug der 10,000 Griechen unter Cyrus, (ἀναβασις Κυρου) von Xenophon beschrieben. Eben so las er bald mit Vergnügen die Memoiren der französischen Feldherrn, Condé, Türenne, Villars, und machte sich von dem, was er las, besonders Auszüge von dem, was die Defensive im Kriege betrifft; auch hierin liegt eine frühe Anlage zu dem, was er künftighin als Feldherr werden sollte. --- So sehr er schon in jungen Jahren das Soldatenwesen liebte, und nach dem damaligen Geist der Zeit für das Formenwesen bei der Soldateska eingenommen war, so versäumte er doch dabei die wissenschaftliche Ausbildung in aller Hinsicht nicht. So besuchte er denn auch als Lehrling das Collegium Carolinum in Braunschweig (ein Institut, welches eine Zeit lang fast akademischen Rang sich mit vol-

lem Recht aneignen durfte) und unter den lateinischen Autoren, die er in der Ursprache las, waren Cäsar und Livius seine Lieblinge geworden. *) Er gestand nachher mehrmals, daß ihn diese auf die Schulstudien gewendete Zeit niemals gereuen werde, und daß diese Studien einen bedeutenden Einfluß auf sein ganzes Leben hätten. ---

Auf die Erziehung des Prinzen hatte Jerusalem besonders einen bedeutenden Einfluß in Hinsicht der Religionsbegriffe, welche er ihm eigen zu machen suchte. Durch König Friedrich des Zweiten Antönung war damals auch in Norddeutschland eine Art von Freigeisterei entstanden, welche auch die Völker Deutschlands anzustecken, und gefährlich zu werden drohete; --- eine Freigeisterei; welche nur große Seelen mit Mäßigung ertragen mögen, und welche der Masse immer zurückgehalten werden muß. Jerusalem wußte schon früh in das weiche Gemüth des Prinzen einen so frommen Religionssinn zu legen, daß dieser selbst in spätern Jahren, wenn an der Tafel seines Oheims, König Friedrich des Zweiten, über Religionsgegenstände freie Aeußerungen mitgetheilt wurden, kein Wort in das Wechselgespräch gab. --- Merkwürdig ist für den Biographen und für den Beurtheiler ein Urtheil, welches sich in dem schrift-

*) Dem Herausgeber ist eine Aeußerung des Prinzen bekannt geworden, wo er späterhin es beklagte, daß er die Annalen des Tacitus nicht in der Ursprache lesen könne. — So weit bin ich, sagte er, leider in der Latinität nicht gekommen, daß ich den Flügelmann der römischen Historiker verstehen könnte. —

lichen Nachlaß des Abt Jerusalem vorfand. Es ist enthalten in einem Briefe an die Prinzessin von Wales, und der vielerfahrne Jerusalem sagt darin über seinen Zögling: „der Prinz hat von Kindheit an ein sehr feuriges und lebendiges Naturell verrathen, und sein ganzes Gemüth spricht sich in einer sichtbaren Leidenschaftlichkeit aus. Aber der hohe Grad seines Verstandes, seiner Beurtheilungskraft und seines Ehrgefühls wird in ihm das Gleichgewicht seines Willens erhalten, und das zu große Feuer seines Charakters bezügeln. — Der lebendige Geist des jungen Fürsten gleicht einem Feuer, das aber in einem feuerfesten Gewölbe eingeschlossen ist."

Für Musik war der Prinz sehr eingenommen, und die ersten Impulse zu dieser Befeuerung dürften wohl von der Vorliebe seines Vaters für die Oper zu entnehmen seyn. Späterhin sagte er oftmals, daß er dieser freundlichen Kunst die schönsten Stunden seines Lebens verdanke, — und wirklich war Musik in den Jahren der Entwicklung ihm vorherrschende Lust geworden. Violine war sein Lieblingsinstrument, und er brachte es darauf zu einem ziemlichen Grade der Vollendung. Man muß bemerken, daß gerade dieses Instrument nur diejenigen ansprechen kann, welche einen Sinn und ein Gehör für Musik haben, indem hier der Ton gesucht werden muß, um das „ziemlicher Grad der Vollendung" schon bedeutend zu finden. Den ersten guten Unterricht auf diesem Instrument hatte er bei dem braunschweigischen Stadtmusikus Weinholz, einem bedeutenden Violinisten, und unermüdet strengte er sich oft ganze Stunden lang an, eine schwere Passage herauszubringen und gut vortragen zu können. Späterhin wurde der große

Violinist Pesch für den Erbprinz engagirt, und dieser Meister in der Musik begeisterte den Prinz und seinen Eifer für das Violinspiel bald so, daß der Schüler fast den Meister übertroffen hätte. Der Prinz trug die schwersten, tiefgedachtesten Concerte eines Giornowick bei vollem Orchester mit einer solchen Eleganz und Präzision vor, daß die allgemeinen Beifallsbezeugungen nicht als Tagessitte höfischer Schmeichelei, sondern als nothwendige Folge des Anerkenntnisses innern Werthes betrachtet werden mußten.

In dem Kriege zwischen Preußen von der einen, und fast ganz Europa von der andern Seite, der unter dem Namen des siebenjährigen Krieges bekannt ist, entwickelte Carl Wilhelm Ferdinand zuerst seine militärischen Talente. Es ist hier der Ort, von diesem Kriege, der die preußische Monarchie feststellte, obschon bei dem Hubertsburger Friedensschluß der preußische Monarch auch nicht ein Dorf mehr bekam, als er vorhin besessen gehabt, ein Wort zu reden. Die allgemeine Achtung der Welt stellte nach jenem Frieden die Monarchie auf feste Säulen.

Der Aachner Friede hatte den Kriegeshader von neuem, wie das bei den mehrsten Friedensschlüssen der Fall ist, vorbereitet. Elisabeth von Rußland und Maria Theresia von Oestreich glaubten außerdem persönlich von König Friedrich II. von Preußen, dessen Witz oft überströmte, beleidigt zu seyn, und das ganze, eine Neuheit in die Verhältnisse der Politik einführende Verfahren dieses jungen Monarchen erregte die ganze Aufmerksamkeit der Kaiserhöfe Rußland und Oestreich.

— Diesen König Friedrich von Preußen zu vernichten, auf die Marken von Brandenburg ihn zu reduciren, bildete sich ein Einverständniß, zu welchem zunächst die höchlich beleidigte Elisabeth von Rußland, August der Dritte, König von Pohlen und Churfürst von Sachsen, Maria Theresia von Oestreich, Ludwig XV. von Frankreich und gleich darauf Schweden gehörten. Ganz Europa rüstete sich, und die gegen das Haus Hohenzollern eingeleitete Intrigue wollte sich durch einen Streit des preußischen Monarchen mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin, die Rekrutirung betreffend, offenkundig zeigen. Der westphälische Friede wurde vorgeschützt, die große Bewaffnung zu rechtfertigen vor den Augen der Welt. Die geheimen Unterhandlungen, welche gegen den preußischen Monarchen verabredet waren, wurden durch einen sächsischen Kabinetssecretär, mit Namen Menzel, dem preußischen Gesandten v. Malzahn in Dresden mitgetheilt, und daß der Gesandte die Nachschlüssel zu dem für die geheimen Kabinetspapiere bestimmten Schrank in Berlin hat machen lassen sollen, davon mag hier die Rede nicht seyn. — König Friedrich erkannte den Verrath; er war darauf vorbereitet. Mit hundert sechzigtausend Mann stand er bald schlagfertig im Felde. Um so mehr ist für die Geschichte dieses Verfahren König Friedrichs gerechtfertigt, da er dem Wiener Hofe noch ernste Vorstellungen, wonach ihm der Besitz gesichert werden sollte, durch seinen Gesandten Klinggräf machen ließ, und dennoch mit Antworten, welche den Krieg unvermeidbar machten, abgewiesen wurde. — Friedrich hatte den Vortheil, Meister einer reich gefüllten Schatzkammer, die Friedrich Wilhelm I. ihm hinterlassen hatte, zu seyn, und im

Monat August 1756 fiel er mit Wetterschnelle in Sachsen ein, wohl berechnend, daß dieses Land von ihm in Depot genommen werden müsse, und daß es ihm den nothwendigen Durchzug zu den Gebirgspässen von Böhmen, welche freilich den caudinischen Gabeln nicht unähnlich sind, gewähren müsse. Wittemberg, Torgau, Leipzig wurden schnell von den Preußen genommen, und nun erschien ein preußisches, von dem König selbst abgefaßtes Manifest, wonach er dieses Einfallen in Sachsen durch den Drang der Nothwendigkeit, gegen Böhmen vordringen zu müssen, rechtfertigte.

Auf Friedrichs Seite hing jetzt offenkundig nur England, für sein Hannover besorgt, und diesem Hannover hing wieder die nächst verwandte Braunschweigische Regentenfamilie an. Als Friedrich II. gegen Sachsen in drei Colonnen vorrückte, war er auch, um England sich zu fesseln, und Braunschweig von der Reichsverbindung abzuziehen, berechnet genug, dem Ferdinand von Braunschweig (appanagirter Prinz) das Kommando der zweiten Kolonne anzuvertraun. Die erste Kolonne führte der König selbst, die dritte der Herzog von Bevern. Der Versammlungspunct war auf Dresden bestimmt. — Der sächsische Hof war von den raschen Fortschritten der preußischen Armee überrascht, nannte dieses Eindringen einen Vandalismus, und August von Pohlen und Churfürst von Sachsen, zu dem Kriege noch nicht vorbereitet genug, sah sich genöthigt, Dresden zu räumen, und seinen Zufluchtsort auf der unangreifbaren Felsenfestung Königsstein zu suchen. Hierhin begleitete ihn sein Günstling, der allgewaltige Premierminister, Graf Brühl, den Friedrich II. durch

Sarcasmen beleidigt hatte, und der preußische Monarch hielt es unter seiner Würde, die Anneigung eines solchen Emporkömmlings sich wieder gewinnen zu wollen. Gern hätte er in diesem bevorstehenden Kriege dem König August von Pohlen die Freundeshand geboten; allein Graf Brühl stand ihm entgegen, und über Sachsen fiel nun ein schweres Loos. Es wurde ein preußisches Depot, und mit einer Strenge, wobei vielleicht manches zu tadeln ist, behandelt. — Am 10. September (1756) rückte König Friedrich in Dresden ein, und nachdem er Maaßregeln getroffen hatte, die Verbindung der sächsischen Armee mit der östreichischen zu hindern, legte er selbst mit auserlesenen Truppen sich vor das sächsische Lager bei Pirna. Am 14. October 1756 hatte er nun diese sächsische Armee, 14000 Mann stark, entwaffnet und gezwungen, für ihn in dem jetzigen Kriege zu dienen. Außerdem war bei Lowositz ein bedeutender Sieg gegen die Oestreicher gewonnen, und England schien nun immer thätiger zu werden für die Sache des preußischen Monarchen. — Der erste Feldzug (1756) war hiermit beendigt; alles aber rüstete sich, dem genialen König Friedrich II. den Lorbeer zu entreißen, den er bis dahin errungen hatte. — Soldaten hatte er für den Feldzug von 1757 in starker Menge, und außerdem einen reich gefüllten Schatz, während seine Feinde, deren Zahl immer mehr anwuchs, nicht wußten, wie sie die Bedürfnisse des Krieges bestreiten sollten. *) — König Friedrich sollte sogar wäh-

---

*) Archenholz in Gesch. d. 7jähr. Krieges sagt hierüber: „die Zurüstungen aller im Kriege wider Preußen verbundenen Mächte

rend seines Winteraufenthalts in Dresden vergiftet werden. Sein Kammerlakay Glasau, vom Gewissen aufgerüttelt, verrieth dem König den Plan, daß er gedungen sey; und zwar wurde Glasau in Fesseln nach Spandau gebracht, doch hat die Welt nie erfahren, welche nähere Bekenntnisse über die Namen der Anstifter eben dieser Glasau dem König gemacht hatte. — Auch sollte König Friedrich durch den Reichstag zu Regensburg in die Acht erklärt werden. Der preußische Gesandte von Plotho ließ aber den, die Vorladung für den preußischen Monarchen insinuirenden Notarius Dr. Aprill durch seine Dienerschaft zum Hause hinaus werfen. — Diese Entschlossenheit erregte Aufsehn, nicht Bewunderung bei den unzähligen Feinden Friedrichs, der seinem schwerfälligen Jahrhundert sich schon längst entwunden hatte. Eine Reichsexecutions-Armee, die aus 120,000 Mann bestehen sollte, wurde gegen ihn ausgeschrieben.

Friedrich verfuhr nunmehr in Sachsen etwas hart, und noch härter gegen die Königliche Familie und die Ministerien, als Pohlen, an den Wehlauer Tractat von ihm erinnert, es dennoch verweigerte, ihm das Contin-

---

zum künftigen Feldzuge waren außerordentlich. Franzosen und Schweden, Deutsche aus allen (?) Provinzen Germaniens, Engländer und Bergschotten (?), Ungarn und Siebenbürger, Mailänder, Wallonen, Croaten, Russen, Kosacken und Kalmucken setzten sich in Bewegung. Es war ein Gedränge von Völkern, die nicht so wohl kamen, zu erobern, als zu plündern, zu morden und zu verwüsten.

gent von 4000 Mann zu stellen, und eben so den Russen den Durchmarsch zu verwehren. Alles wendete sich von Friedrich ab. Selbst sein Schwager, Herzog Carl von Braunschweig wollte, um sein Land zu retten, es den Franzosen übergeben; auch Hessen-Cassel wankte, die englischen Subsidien vergessend; nur der Markgraf von Bayreuth blieb offenkundig seinem Königlichen Schwager treu. -- Friedrich drang zu Ende April 1757 in fünf Colonnen in Böhmen ein, und schon am 6. Mai entwickelte sich die merkwürdige Schlacht bei Prag gegen die Oestreicher, in welcher, was der preußische Monarch selbst anerkannte, der Herzog Ferdinand von Braunschweig seine größte Stütze war. Von beiden Seiten blieben 40,000 Mann auf dem Schlachtfelde, die ersten Generale waren gefallen, und es fehlte wenig, daß nicht Friedrich die ganze östreichische Armee hätte aufreiben können. Prag wurde nun von König Friedrich sehr ernst belagert; er selbst brach aber, da die Vertheidigung unter Prinz Carl sehr hartnäckig war, mit 14000 Mann auserlesener Truppen in der Mitte des Junius von der Belagerungsarmee auf, dem feindlichen Feldherrn Daun entgegen, den er am 18. Junius in der festen Stellung bei Kollin fand. Hier verlor König Friedrich von Preußen die erste Schlacht gegen den Fabius Cunctator Daun, und zog sich Abends neun Uhr in großer Ordnung, jedoch auch nach großem Verlust von dem Schlachtfelde zurück auf Nimburg. Am 20. Junius wurde nun die Belagerung von Prag aufgehoben, und in vier Kolonnen ein meisterhafter Rückzug aus den böhmischen Engpässen gemacht. Das große Kriegesschauspiel warf sich nun nach der Lausitz und Schlesien.

Während an der Neisse der König von Preußen vergebens bemüht war, seinen Gegner Daun zu einer Schlacht zu zwingen, waren die Franzosen unter Marschall Etrées rasch aufgebrochen, und drangen schnell über Cassel nach Hannover vor. Diese Länder dem König von England, Friedrichs Verbündeten, zu entreißen, war ihr Plan. Im Hannöverschen hatte sich zwar schon im Frühjahr eine Observationsarmee, bestehend aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern, Gothaern und Bückeburgern, zu denen einige tausend Preußen stießen, zusammen gezogen. Allein sie waren nur 40,000 Mann stark, und konnten um so weniger den Franzosen die Spitze bieten, da ihr Anführer, der Herzog von Cumberland keine besondere militärische Talente entwickelte.

Die Franzosen drängten vorwärts; Cumberland zog sich immer zurück. Endlich wurde er bei dem Dorfe Hastenbeeck, ohnweit Hameln, genöthigt, Stand zu halten. Es kam hier zum Handgemenge. Der Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig begann eigentlich hier seine militärische Laufbahn. Er kommandirte die Braunschweiger unter des Herzog von Cumberland Oberbefehl. Der Tag der Schlacht war der 26. Julius 1757. Die verbündete Armee stand auf Anhöhen zwischen der Weser und einem Gehölz. Die Franzosen griffen sehr lebhaft an, nahmen einige Batterien weg, und fingen an, die Anhöhen zu besetzen, und von da ab die Linien der alliirten Armee zu bestreichen. Cumberland zog sich übereilt nach der Stellung von Hameln zurück, eben zu der Zeit, als Carl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von Braunschweig, im Mittelpunkt der Linie mit einer bewunderungswürdigen Tapferkeit die Haupt-

batterie dem Feinde wieder abnahm. Dieses kühne Unternehmen hatte die wohlthätige Folge, daß der Obrist Breitenbach mit seinen Hannoveranern bis spät in die Nacht das Schlachtfeld behaupten und den übereilten Rückzug des Herzog von Cumberland schützen konnte. Friedrich II. erklarte laut nach diesem ersten militärischen Versuch seines Neffen, des Erbprinzen von Braunschweig: daß derselbe zum Helden bestimmt sey.

Freilich hätte diese erste Schlacht, welcher Carl Wilhelm Ferdinand beiwohnte, seine Kriegeslust stören können, da sie verloren und sehr folgereich wurde. Der Rückzug des Herzogs von Cumberland ging auf Stade, ohnerachtet die ganze Generalität ihm Gegenvorstellungen machte. Allein dort waren die Archive, und viele andere Sachen von Werth hingebracht, und diese wollte er schützen, die allgemeinen, großen Ansichten der Kriegsbewegung, wonach man nicht engbrüstig an Kleinigkeiten in einer großen Sache hängen muß, vergessend. Man weiß, daß der Erbprinz von Braunschweig mit aller Lebendigkeit, die ihm damals eigen war, es versuchte, den Oberbefehlshaber von dem Marsch nordwärts hin abzuhalten; allein der Herzog von Cumberland blieb unbeweglich, vielleicht aus Gründen, welche die Geschichte nicht zu enthüllen vermag. — Die Folgen dieses unglücklichen Rückzuges zeigten sich sehr bald. Hameln ergab sich den Franzosen, Minden capitulirte, Hannover fing an zu unterhandeln, und Friedrich von Preußen rief seine Truppen von der verbündeten Armee zurück. — Der Anführer der alliirten Armee, Herzog von Cumberland wurde nun schnell von den Franzosen eingeschlossen, von der Elbe abgeschnitten, und zuletzt zu einer Kapitulation gezwungen.

Es geschah dies am 8. September 1757 bei Kloster-Seeven, unter der Garantie des Königs von Dänemark. Die Hauptartikel des französischen Feldherrn, der die Konvention dictiren durfte, waren, daß die Hessischen, Braunschweigischen, Gothaischen und Bückeburgischen Truppen auseinander gehen sollten, und der Drang der Nothwendigkeit gebot, diese Bedingung einzugehen. Den Unterhandlungen des dänischen Minister Lynar, und der Wirksamkeit des französischen Marschall Soubise, einer Creatur der bekannten Maitresse Pompadour wird der glückliche Abschluß dieses, für die alliirte Armee so unwürdigen Tractates zugeschrieben. — Braunschweig, damals gewissermaßen von Hannover abhängig, war in ein mißliches Verhältniß gestellt, als jetzt England dem preußischen Monarchen den Rücken wandte. Friedrich schrieb unter andern in einem Briefe an Georg II. von England:

„Nie würde ich die Alliance mit Frankreich aufgegeben haben, wenn mich die vielen schönen Versprechungen Ew. Majestät dazu nicht vermogt hätten. Ich bereue den geschlossenen Tractat nicht, aber Sire! überlassen Sie mich nicht aus Kleinmuth der Gnade meiner Feinde, nachdem Sie ganz Europa wider mich aufgebracht haben. *) Dieser Brief blieb ohne Antwort. Zwar wurden englischer Seits dem König von Preußen Subsidien angetragen, diese verweigerte er aber anzu-

*) Sollte nicht auch in neuerer Zeit die englische Politik eben dieselbe geblieben seyn?

nehmen; sein Begehr, englische Soldaten in seiner Verbindung zu sehen, wurde ihm von dem englischen Ministerium abgeschlagen. — Unterdeß wütheten die Franzosen in den Eroberungen des deutschen Reichs, schrieben Lieferungen aus, und auch Braunschweig wurde nicht verschont.

Der französische Feldherr, Marschall Detrées wurde durch Richelieu im Oberbefehl abgelöset, und der neue Feldherr hatte im Gefolge des Sieges von Hastenbeck nichts eiliger zu thun, als ganz Hannover und Braunschweig zu besetzen. Als die Hauptstädte des braunschweigischen Landes, nämlich Braunschweig selbst und Wolfenbüttel nun auch von der französischen Armee unter Richelieu in Besitz genommen wurden, hatte man noch die artige Schonung, die kleine Stadt Blankenburg am Fuß des Harzes, sammt dem darüber liegenden schönen Schloß während des Krieges für neutral zu erklären; wohin sich denn der regierende Herzog Carl mit seiner Familie sofort begab, nachdem er, sonderbar genug, seinen braunschweigischen Unterthanen in der Proclamation kurz vor seiner Abreise nach dem Fürstenthum Blankenburg gesagt hatte, „sie mögten die Franzosen, welche jetzt Braunschweig besetzten, als ihre Freunde betrachten." — Richelieu verübte in den eroberten Ländern, namentlich in Hannover und Braunschweig die größten Grausamkeiten, und seine Armee war so wenig in Fesseln zu halten, daß man öffentlich darüber schrieb, die Haufen des Attila wären gegen diese Armee eines Volkes, welches das feinste und gebildetste zu seyn sich rühmte, noch sehr artige Kavaliere gewesen. Richelieu hatte auch durch seine Erpressungen in Hannover und

Braunschweig so viel sich erbeutet, daß er noch vor Beendigung des Krieges in Paris sich einen prächtigen Pallast erbauen ließ, den man dort scherzweise le pavillon d'Hanovre nannte. — Dieses Verfahren der Franzosen in dem braunschweigischen Lande mußte allerdings dem Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand, ihm, der nicht allein Kriegessinn, sondern auch hohen germanischen Sinn hatte, einen dauernden Abscheu gegen eine Nation geben, welche, wenn auch von Friedrich dem Zweiten, dessen Bewunderer der Erbprinz war, verehrt, doch im Norden von Deutschland jetzt des Namens edler Krieger unwürdig wurde.

Unterdeß nahm ein östreichisches Streifkorps unter General Haddick verwegen genug Berlin ein, und die königliche Familie flüchtete nach Spandau. Nachdem Haddick auf diesem verwegenen Streifzuge 200,000 Rthlr. Kontribution, und für sich selbst und seinen Adjudanten an Geschenken über 20,000 Rthlr. an Werth eingezogen hatte, begehrte er noch in Berlin zwei Dutzend Frauenhandschuh, mit dem Berliner Stadtwapen gestempelt, um solche seiner Kaiserin überreichen zu können. Dem Begehr mußte nach dem Drang der Nothwendigkeit Genüge geleistet werden, und sein fliegendes Korps enteilte eben so schnell, als es erschienen war. Der preußische General Seidlitz folgte ihm auf den Fersen, konnte aber diese Partisane nicht erreichen, und selbst die Armee des Königs hatte sich in Bewegung gesetzt, Berlin frei zu machen. — Merkwürdig bleibt es übrigens für die Geschichte, daß die Residenz eines Monarchen ersten Ranges von einem Korps Partisanen, 4000 Mann stark, nicht nur in Schrecken, sondern auch

in Kontribution gesetzt werden konnte. Aber so wechseln die Schicksale der Menschen, und so mögte man fast behaupten dürfen, daß der Zufall die Welt regiert! —

Der König von Preußen war unterdeß genöthigt, nach allen Seiten hin seine kleine Macht zu vertheilen, weil der Andrang der Feinde, die ihn zermalmen wollten, ungeheuer war. Auch die Schweden waren übergeschifft, und man kennt diese ungebetenen Gäste aus dem dreißigjährigen Kriege, den Sachsen und die angränzenden Länder noch jetzt den Schwedenkrieg nennen, und die traurigen Spuren der wildesten Rohheit aufzuzeigen haben. Er selbst, der König, ging mit einem auserlesenen Korps dem französischen Marschall Soubise, dessen Heer mit einer Unverschämtheit, deren keine deutsche Truppenmasse sich erlanbt haben würde, im höchsten Grade frech und übermüthig war, gegen Leipzig hin entgegen, und am 5. November wurde bei Roßbach, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolph den Heldentod starb, eine der merkwürdigsten Schlachten, (die man vielleicht auch eine wilde Jagd nennen könnte) geliefert. Die Franzosen waren 60,000 Mann stark, die Preußen zählten nur 22,000 Mann. Schon längst hatten die Franzosen unter Soubise gewünscht, daß sie das preußische Heer nur zum Stehen bekommen mögten, und jetzt befürchteten sie wieder, daß es ihnen entschlüpfen möge. Friedrich ließ, da es eben Mittag war, seine Truppen, die übrigens nahe dem Feind gegenüber standen, das Mittagsmahl halten, und die Franzosen waren erstaunt, solche Nachlässigkeit aus der Ferne zu sehen. Sie rückten an mit klingendem Spiel im

Siegesmarsch, um die Bagatelle, (wie sie sich ausdrückten) aufzunehmen. Hier aber zeigte es sich, was Muth, Kunst, Tapferkeit und Berechnung vermag! Nachdem die Preußen wohl gespeiset hatten, brachen sie, Nachmittags 2 Uhr auf, den französischen Linien entgegen, und der preußische General Seidlitz, einer der fürtrefflichsten für die Reiterei, tournirte mit einigen Regimentern durch das Versteck der Hügel den französischen rechten Flügel der Franzosen, und benutzte mit einer Geschicklichkeit, welche ihn den Heroen der Vorwelt zuordnet, den günstigen Augenblick, dieses affectirte französische Heer zu zersprengen. Nur das Dunkel der Nacht rettete die flüchtigen Franzosen, die den Rhein zu erreichen suchten. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der den rechten Flügel der preußischen Armee commandirte, und zehn Bataillone führte, kam gar nicht zum Gefecht; denn die ihm gegenüberstehenden Reichstruppen verließen bei den ersten Kanonenschüssen ihre Stellungen, und suchten das Weite. — Diese Farçe von Roßbach, wie man sie nennen kann, mußte in aller Hinsicht für den preußischen Monarchen sehr folgereich seyn, und nicht allein seinen Truppen neuen Muth einflößen, sondern auch ihm die wenigen Verbündeten, die er hatte, in dem Glauben an seine Sache bestärken.

Der brittische Minister Pitt drang jetzt dahin durch, daß die Konvention von Kloster-Seeven gebrochen wurde, und England schloß sich werkthätig an die Sache des preußischen Monarchen wieder an. Die Armee der Allirten wurde rasch wieder formirt. Hannoveraner, Hessen und Braunschweiger traten zusammen,

und König Friedrich gab, da es dieser Armee an Reiterei fehlte, einige Cavallerie-Regimenter dazu her. Außerdem stellte er den Herzog Ferdinand von Braunschweig, der mehr als viele Bataillone galt, an die Spitze dieser Auxiliar-Truppen, und unter Ferdinand commandirte der Erbprinz Carl Wilhelm Ferdinand. Einen bessern Lehrmeister in der Kriegsschule hätte er nicht haben können.

Ehe es aber so weit gelangte, gab es noch Mißhelligkeiten von Bedeutung. Herzog Ferdinand war nemlich zu Ende Novembers 1757 in Stade angelangt, den Oberbefehl zu übernehmen; allein er hatte hier mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Besonders waren die Braunschweiger in Begriff, in französischen Sold zu treten. Der regierende Herzog Carl war, die Gefahr für das Land befürchtend, eine Allianze mit Frankreich desfalls eingegangen. Die Befehle zu dem Abmärsch der braunschweigischen Truppen war bereits gegeben, allein die Soldaten hatten nicht besondere Lust, zu gehorchen, und am wenigsten der Erbprinz, dem es empörend war, von der deutschen Sache ab zu den französischen Waffen gerufen werden zu sollen. Der regierende Herzog Carl war über die Weigerung des Erbprinzen und der Truppen im höchsten Grade aufgebracht, und verlangte (in einem offnen Briefe) seine Truppen und seinen Sohn zurück. Der Erbprinz suchte sich so gut als möglich gegen seinen Vater zu entschuldigen; die Generale der braunschweigischen Truppen, Imhoff und Behr, die des Herzogs Ungnade fürchteten, waren ernstlich auf Zurückführung ihrer Truppen bedacht; sie wurden aber in Verhaft genom-

men, und der Marsch unterblieb. Herzog Carl wurde endlich indessen durch brittische Vermittelung besänftigt, und ein Hauptimpuls dazu waren König Friedrichs letztere Siege und das schnelle Abrücken der 7000 Franzosen aus dem braunschweigischen Lande. — Fortan hatte Carl Wilhelm Ferdinand das Glück, unter den Augen seines Oheims, des Herzog Ferdinand, sich immer mehr kriegerisch ausbilden zu können.

Der französische Feldherr, entrüstet, die Armee der Allirten schnell wieder zusammengezogen zu sehen, drohete, Hannover und Braunschweig in einen Schutthaufen zu verwandeln, wenn nur ein Schritt geschähe. Herzog Ferdinand erwiederte ihm sehr lakonisch: daß er an der Spitze seiner Armee ihm antworten werde. — Die Hannoveraner und Braunschweiger vertrieben gleich darauf einige französische Korps, besetzten Lüneburg, und der Erbprinz von Braunschweig nahm nach einer tapfern Gegenwehr Harburg. Der französische Feldherr Richelieu, wüthend über diese Vorschritte, erlaubte sich die elende Rache, Zelle in Brand zu stecken, und der Strenge der Jahrszeit wegen mußten nun die Winterquartiere bezogen werden. Die Armee, welche Herzog Ferdinand kommandirte, und an deren Spitze er bis zu Ende des siebenjährigen Krieges der überlegnen Macht der Franzosen gegenüber stand, ist unter dem Namen der Armee von Westphalen in vielen Geschichtsbüchern bekannt.

König Friedrich endigte unterdeß auch mit seiner Armee diesen Feldzug sehr glänzend. Die Oestreicher unter Daun und Karl von Lothringen hatten ganz Schle-

sien besetzt, bei Breslau war der Herzog von Bevern geschlagen, selbst nachher, vielleicht absichtlich bei dem Recognosciren, in östreichische Gefangenschaft gerathen, und ganz Schlesien beinahe war in den Händen der triumphirenden Oestreicher. Sie glaubten zum mindesten, hier Winterquartiere machen zu wollen. Allein König Friedrich suchte sie auf, zog die verschlagenen Truppen an sich, und rückte mit der berliner Wachtparade, wie die Oestreicher hohnlachend die Armee des Königs nannten, von Leipzig ab dem Feinde entgegen. Am 5. December (1757) kam es bei Leuthen zu einer der denkwürdigsten Schlachten neuerer Zeit. Die Preußen unter Friedrich waren 33,000 Mann stark, die Oestreicher unter Carl von Lothringen über 90,000 Mann. Dazu kam, daß die Oestreicher wohl genährt, mit Magazinen im Rücken versehen, jetzt bei überwiegender Macht die Schlacht in der Ebene annahmen, während die ermüdete preußische Armee fast an allem Mangel litt. Aber gerade in der Ebene konnte Friedrichs Taktik sich am besten entwickeln. Er zeigte an diesem Tage, daß er kein Gewohnheitsmensch sey, und in den Büchern des Alterthums wohl studiert habe. Mit seinem kleinen Häuflein rückte er in schräger Schlachtordnung an, wodurch beide Flügel der östreichischen Armee bald in Ungewißheit, und dann in Unordnung kamen, und während er gegen den linken Flügel des Feindes stürzte, hatte dessen rechter Flügel den Angriff erwartet gehabt. Die östreichischen Feldherrn waren in Ungewißheit, und in einer Flankenbewegung rollte Friedrichs kleines Heer die prunkvolle Linie des Feindes wunderbar-schnell auf. Er machte an diesem für die preußischen Waffen so glorreichen Tage 21,500 Gefangene, gewann 6000 Ueber-

läufer, und 134 Kanonen wurden erbeutet. Durch dieses glänzende Manövre rettete sich der König Schlesien, eben die Provinz, welche der Gegenstand des damaligen Krieges war. Nach kurzer Frist zog sich diese vorher so glänzende östreichische Armee 17000 Mann stark, nach Böhmen zurück, und König Friedrich sagte über die Spöttelei der berliner Wachtparade: „ich verzeihe ihnen gern die kleine Sottise, die sie gesagt haben, wegen der großen, die sie machten." — General Nadasti, gerade der, welcher den Rest der Armee der Oestreicher gerettet hatte, nachdem vorher seine weisen Vorschläge von dem Prinz Carl von Lothringen nicht befolgt waren, wurde in Wien befeindet. Letzterm den erborgten Feldherrnnamen zu erhalten, mußte ersterer für den Augenblick unterliegen. Die Nachwelt richtet aber das Wahre von dem Falschen, und dem Prinz Carl von Lothringen ist der Verlust dieser Operation zuzuschreiben. Ohne alle Strategie, mit Anmaßung allein handelte er, und diese gewinnt in der Historie immer einen ehrenvollen Namen. — Selbst Liegnitz nahm König Friedrich noch am 29. December 1757 und beschloß hiermit diesen ermüdenden Feldzug. Er hatte seinen Feinden Furcht, seinen Verbündeten aber Achtung und Vertraun eingeflößt. Die preußischen Erbländer waren fast ganz von den Feinden geräumt. —

König Friedrich hatte den ersten entscheidenden Schritt in dem Feldzuge von 1758 durch die Schlacht bei Zorndorf (den 25. August) gethan, wo mit einer großen Erbitterung gefochten wurde, und er selbst den Befehl gegeben hatte, daß den Russen keine Pardon gegeben werden sollte. Seidlitz mit der preußischen

Reiterei gewann auch hier wieder die Schlacht, und nur die Ermüdung der preußischen Truppen hinderte es, daß nicht die ganze russische Armee, welche so furchtbar in den preußischen Provinzen gewüthet hatte, aufgerieben wurde. — Späterhin erlitt diese preußische Hauptarmee unter Friedrich einen großen Verlust durch den Ueberfall bei Hochkirch (13. October) wo Friedrich von den Oestreichern auf das Haupt geschlagen wurde, und nur dadurch sich rettete, daß er rasch das Corps des Prinz Heinrich an sich zog. Auch bei diesem Ueberfall wieder hatte Seidlitz und mit ihm General Ziethen alles geleistet, was eine gänzliche Vernichtung der preußischen Armee abwenden konnte. Der Prinz Franz von Braunschweig fiel in diesem nächtlichen Ueberfall. Eine östreichische Kanonenkugel traf sein Haupt.

— Doch, die Thaten des siebenjährigen Krieges sind aufgezeichnet in den Annalen der Geschichte; aber man ergehet sich gern in diesen Geschichten, und es hält Mühe, sich den Nachrichten darüber zu entreißen. — So viel also sey darüber hier nur noch gesagt: der damalige Erbprinz von Braunschweig focht unter den Augen seines großen Oheims, des Herzog Ferdinand, drei mal auch unabhängig mit all' der Tapferkeit, Berechnung und Besonnenheit, welche einen besonnenen Feldherrn bestimmen. In diesem schwer-bedeutenden Kriege war die Lage des König Friedrich von Preußen oft sehr mißlich; Talent, Kunst und Tapferkeit konnten nur über die Ueberzahl hochfahrender Feinde siegen. Friedrich, den man einen tief studierten Feldherrn nennen darf, war des Erbprinzen Vorbild, und er lernte sehr viel in dieser Feldherrnschule. Am 15. Februar 1763 wurde

endlich der Friede zu Hubertsburg geschlossen, und König Friedrich ging als Sieger aus diesem blutigen Kriege, wo ihm fast ganz Europa entgegen gestanden. Der Erbprinz von Braunschweig hatte ihm in den Mühen des Krieges treffliche Dienste geleistet, und er suchte jede Gelegenheit hervor, sich ihm gefällig zu zeigen. Außerdem schätzte er ihn persönlich, und so sarkastisch auch der Philosoph von Sanssouci war, so sprach er von dem Erbprinz doch immer mit der größten Achtung. Einst sagte er ihm in Gegenwart der Generalität: „Sie würden ein Türenne seyn, wenn ich ein Ludwig von Frankreich wär." — Immer hatte Friedrich fortan seine Aufmerksamkeit darauf, diesen nahen Verwandten mehr und mehr an sein Fürstenhaus zu fesseln. Den Herzog Carl indignirte er fast; mit dem Erbprinz ging er sehr freundschaftlich um, und hob ihn überall hervor.

Am 16. Januar 1764 wurde er vermählt mit Augusta, Schwester des König von England, Georg des Dritten, (geb. d. 11. August 1737) und am 26. August 1765 reisete er mit seiner jungen Gemahlin über Hannover, Osnabrück und Holland nach England ab, weil seine Gemahlin dort die Wochen zu halten wünschte. Diese Reise war für den Prinz nicht unvorbereitet, und nicht ohne Nutzen. Mit den Vorkenntnissen, welche er auf die Reise mitnahm, zog er davon für sein zukünftiges Handeln den besten Nutzen. Nachdem seine Gemahlin 1766 am 8. Februar glücklich zu London entbunden war, trat er am 11. April desselben Jahres eine, für ihn und seine Bestimmung weit wichtigere Reise an. Er ging über Dover und Calais mit einem kleinen Ge-

folge nach Frankreich, und nahm, als er das fremde Gebiet betreten hatte, den Titel eines Grafen von Blankenburg *) an. Man kannte überall, wo er hinkam, den Erbprinz von Braunschweig, den nahen Verwandten der größten Regentenhäuser ersten Ranges, und es war ihm oft sehr unangenehm, sich erkannt zu wissen. — Am 12. April ging er über den Canal nach Calais, den Tag darauf über Gravelingen nach Dünkirchen, und besah hier den durch die Seekriege merkwürdig gewordenen in der Geschichte wichtigen Hafen. Von hier ab ging er nach Montcassel, dessen schöne Lage jeden Reisenden bezaubern muß, und dann nach Lille, einer der wichtigsten Festungen. Das genaue Betrachten dieser Festung war dem Prinz in zwiefacher Hinsicht von großer Wichtigkeit, denn Vauban, dessen Werke der Prinz genau studierte, hatte durch Anlegung der Citadelle von Lille einen practischen Beweis von seiner Theorie geben wollen, und außerdem interessirten ihn die frühern Kriegesgeschichten, wo er aus den Feldzügen des Prinz Eugen sich erinnerte, daß dieser große Feldherr, der wenige Nachfolger gefunden hat, im Jahr 1708 diese Festung nach einem höchst blutigen Kampf eroberte. — In Lille überraschte den Prinz noch eine andere Zuvorkommenheit. Es lag hier ein Regiment in Garnison, welches der Prinz im siebenjährigen Kriege gefangen genommen und sehr human behandelt hatte. Die Offiziere des Regiments erfuhren, daß unter diesem Incognito der Erb-

---

*) Blankenburg, ein Bezirk am Harz, gehört als Fürstenthum zu den Herzoglich-Braunschweigischen Landen.

prinz von Braunschweig reise, und mit französischer Artigkeit und Galanterie ritten sie ihm entgegen, führten ihn, den Ueberraschten, in die Stadt, und zwar nicht nach dem von seiner Bedienung bestellten Logis, sondern nach dem Gouvernementshause, wo ihm eine, dem Fürsten gebührende Ehrenwache wurde, während denn auch alles sich beeiferte, ihm seinen Aufenthalt in Lille so angenehm als möglich zu machen. —

Am 17. April ging er von Lille nach Arras, wo der von ihm so hoch geachtete Marschall Türenne im Jahr 1654 einen glänzenden Sieg über die Spanier erfochten hatte. Dann ging er über Douay nach Cambray, wo er sich Fenelon's, des Verfassers des Telemachs ꝛc. erinnerte. Der Telemach hatte in seinen Jugendjahren ihn ganz besonders angezogen, vielleicht weil Fenelon die ganze Theorie der Regierungsprinzipe in diesem historischen Roman entwickelt, und ergreifend dargestellt hatte. — Dann ging er nach Peronne, einem Ort, der nach den Annalen Frankreichs noch niemals in feindliche Hände gefallen war, und am 19. April 1766 kam er in Paris an, wo er bis zum 24. Junius verweilte.

In Paris wurde er mit entschiedener, wohl berechneter Aufmerksamkeit empfangen, man suchte alles hervor, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, und er gefiel sich auch hier sehr wohl. Man war erstaunt, in ihm, der schon durch den 7jährigen Krieg bekannt geworden war, einen jungen, galanten, feingebildeten Prinzen zu finden, welcher die Landessprache ausgezeichnet schön sprach, die besten französischen Schriftsteller genau kannte, und der von den Sehenswürdigkeiten und

Kunstschätzen der Stadt und überhaupt des Landes schon vorher so genau unterrichtet war, daß er keines Cicerone bedurfte. Schon in den ersten Tagen seiner Ankunft war der Andrang der Vornehmen, welche ihn becomplimentirten, so groß, daß seine Hofleute förmlich ein Journal darüber halten mußten, damit das Gegenkompliment bei keinem vergessen werde. Die Prinzen von Condé, Conti und Orleans luden ihn sogleich auf ihre Landhäuser, die schönsten der damaligen Zeit, ein, und König Ludwig XV. von Frankreich empfing ihn bei einer glänzenden Cour, wo der Prinz durch die Reihen der Großen des Reichs zu dem Thronsessel des Königs geführt wurde. Der Monarch begrüßte ihn mit den Worten: „Sie haben sich, mein Prinz, durch Ihren Muth und Ihre übrigen Eigenschaften schon jetzt die Achtung der Welt erworben. Sie haben sich in dem Kriege, wie ich sehr wohl weiß, den größten Gefahren ausgesetzt. Sie sind mir sehr willkommen, und ich wünsche, daß es Ihnen bei uns gefallen möge.“

Gleich darauf wurde der Prinz von dem König zu einer glänzenden Jagdparthie eingeladen, und unmittelbar darauf folgte eine noch glänzendere Jagdparthie, welche drei Tage dauerte, in dem reizenden Chantily. Man glaubte, den Prinz durch diese Art von Vergnügen besonders zu unterhalten, weil die Jagdfeste in Frankreich die beliebtesten sind; und obschon er eigentlich kein Freund von der Jagd war, so wußte er doch bei seiner feinen Gewandtheit ein sehr lebhaftes Interesse dafür zu zeigen. Unterhaltender freilich waren ihm diese Jagdfeste, weil die Damen dort zu Pferd und zu Wagen in dem Jagdgefolge sind, und weil man alles hervorsucht,

nach abgebrochener oder beendeter Jagd auf schönen Plätzen gesellschaftlichen Genuß zu gewinnen. Daher sagte der Prinz auch nachher oft, daß er die drei genußreichen Tage in Chantilly nicht vergessen werde. Der Prinz von Condé hatte die Aufmerksamkeit gehabt, dem Prinz die prächtige, königliche Jagduniform zusenden zu lassen. — Mehr als diese Jagdfeste vergnügte den Prinz von Braunschweig sein Aufenthalt bei dem Herzog von Orleans. Auf dessen sehr geschmackvollem Theater wurde, ihm zu Ehren mehrere male das Schauspiel: partie de chasse de Henri IV. gegeben, und die Prinzen und Prinzessinnen waren die Schauspieler. Die Pracht und Eleganz, womit das alles ausgeführt wurde, überraschte den Prinz von Braunschweig, einen großen Verehrer der Musen des Theaters, und noch in spätern Jahren sprach er oft von dem Genuß, den er hier gefunden habe.

Die Schwärmereien des Hofes hielten den Prinz nicht ab, den Zweck seiner Reise zu verfolgen, nämlich Kunstansichten sich zu sammeln, und die Gelehrten Frankreichs, welche damals für die ersten in Europa galten, in der Nähe kennen zu lernen. Er wünschte einer Privatsitzung der Academie der Wissenschaften beiwohnen zu dürfen. Ganz außer der Regel wurde es ihm gewährt — eine Vergünstigung, die bis dahin nur gekrönten Häuptern zu Theil geworden war. D'Alembert las in dieser Sitzung ein Memoire, und Marmontel einen Auszug aus seinem „Belisar" vor. Besonders hatte der „Belisar" ungemein viel Anziehendes für den Prinz, und bestimmte ihn, die nähere Bekanntschaft mit Marmontel aufzusuchen. Marmontel, der alte Acade-

mist sagt über den Prinz von Braunschweig in einem öffentlichen Blatt: „er suchte die vorzüglichsten Gelehrten der Residenz auf, und genoß hier jener ausgezeichneten Achtung, welche schmeichelhafter als alle jene formelle Ehrenbezeugungen ist, die nur der Gebrauch unter den Großen eingeführt hat."

Als Graf von Blankenburg war der Prinz gern, sehr gern in der Gesellschaft der Pariser Gelehrten, und suchte sie immer mehr auf, je länger er dort verweilte. Helvetius gab ihm einst ein socratisches Mahl, wozu die vorzüglichsten Gelehrten geladen waren, und der Prinz gestand ohne alle Schmeichelei zuletzt, „daß er noch nie ein interessanteres Mahl gehalten habe." Marmontel, der stille, bescheidene Mann, saß in einiger Entfernung von dem Prinz, und wurde bei der Lebendigkeit des Gesprächs kaum bemerkt. Jetzt äußerte sich Helvetius dahin, daß er zwischen dem Prinz und dem Prätendent von England eine große Aehnlichkeit bemerke, — worauf der Prinz von Braunschweig erwiederte, daß ihm dies schon öfters gesagt sey. Marmontel bemerkte jetzt: avec quelques traits de plus de cette ressemblance, le prince Eduard auroit été Roi d'Angleterre — und diese feine Bemerkung mag es vielleicht gewesen seyn, welche den Prinz für Marmontel so sehr einnahm. Denn als nachher der Prinz mit seiner Gemahlin sich in den Bädern von Achen befand, sah er eines Morgens diesen Marmontel, der ihm so werth geworden, vorüber gehen. Er rief ihn an, stürzte hinunter, umarmte ihn auf öffentlicher Straße mit den Worten: — welch ein glückliches Zusammentreffen! — und führte ihn dann hinauf, um seinen Liebling unter den franzö-

sischen Schriftstellern der jetzigen Zeit seiner Gemahlin vorzustellen. „Sie haben --- sagte er zu seiner Gemahlin --- so sehr gewünscht, die persönliche Bekanntschaft des Verfassers des Belisar und der moralischen Erzählungen zu machen. Hier ist er. --- --- Er hing so herzlich an Marmontel, daß er mit ihm jetzt in tiefes Gespräch sich einließ, obschon er so eben an der Quelle des Heilbrunnens erwartet wurde, um die Entstehung des Schwefels hier zu sehen; --- eine Vergünstigung, welche der Magistrat nur selten gewährte. Allein der Erbprinz zog die Unterhaltung mit Marmontel vor, und ersuchte seine Gemahlin, ohne ihn dorthin zu fahren. --- Er sprach damals mit Marmontel fast emphatisch über die Pariser Gelehrten, bemerkte, daß er die Freudentage in Paris nie vergessen werde, und fügte hinzu: „es sey ihm ein unangenehmer Gedanke, daß man jene großen Köpfe Frankreichs nicht nach Deutschland versetzen könne, da kein deutscher Prinz reich genug sey, sie nach den dortigen Verlusten ehrenvoll zu entschädigen." --- Beide Männer verloren sich auch nie aus dem Gesicht. Marmontel besang späterhin in einer Heroide die Aufopferung des Prinz Leopold von Braunschweig, erhielt dafür den Preis von 3000 Livres, den der damalige Graf von Artois darauf gesetzt hatte; aber er nahm den Preis nicht an, sondern verwandte ihn zu wohlthätigen Zwecken. Friedrich der Große schien aus politischen Rücksichten den Erbprinz von Braunschweig in Paris beobachten lassen zu wollen, und d'Alembert schrieb desfalls an den preußischen Monarchen:

Msgr. le Prince de Bronswic est ici estimé, aimé et recherché de tout le monde. Il a été aux

académies; j'ai eu l'honneur, de lire un memoire en sa présence à l'académie des sciences; il fut hier mécontant de la manière, dont il y a été reçu. Tout le monde s'empresse tant, à l'avoir, que je n'ai pu jouir que quelques moments de l'honneur de l'entretenir, et de l'assurer de mon respectueux attachement pour son auguste maison, et pour un Oncle plus auguste encore qu'il a le bonheur d'avoir. —

Die Erinnerungen an das Paris, wie es damals war, blieben dem Prinz von Braunschweig immer in frischem Angedenken, und späterhin, als die Revolution in Frankreich eine Menge Menschen des ersten Ranges nöthigte, Frankreich zu verlassen, fanden diese Emigranten alle in den braunschweigischen Landen Schutz und Unterstützung. Selbst der jetzige König von Frankreich, Ludwig XVIII., nahm seinen Aufenthalt nachher eine geraume Zeit hindurch in dem braunschweigischen Gebiet, und zwar in der Stadt Blankenburg, wo er, mit Verwilligung des Herzogs nicht auf dem Schloß, sondern in einem Privathause seine Hofhaltung hatte.

Ueberhäuft mit Ehrenbezeugungen verließ er Paris, um nach Italien zu gehen. Er berührte hier die Gegenden und Plätze, welche ihm späterhin so merkwürdig werden sollten, nemlich Chalons, Verdün u. s. w. In Verdün fand er den Marschall d'Armantiere, und in Straßburg den Marschall Contades, beides Männer, die in dem siebenjährigen Kriege Achtung vor dem jungen Helden hatten gewinnen müssen. Bei Offenburg verweilte er, um das Schlachtfeld zu sehen, wo Türenne seinen Heldentod fand, und von da ging er

nach der Schweiz, besah Breisach, Hüningen, Befort, Besançon, und bereisete die romantischen Parthien des Jura. Dann ging er längs dem See von Neuschatell nach Aarberg über das Schlachtfeld, wo die tapfern Schweizer im Jahr 1476 den großen Sieg über den Herzog Carl von Burgund erfochten. Kaum war er nun in Geneve angelangt, als er nach dem Philosophen von Ferney eilte, und dem alten Voltaire seinen Besuch abstattete. Dieser empfing den nahen Verwandten Friedrich des Großen mit einer ausgezeichneten Zuvorkommenheit, welche eigentlich dem Philosophen von Ferney, (wie man Voltaire nennt) nicht eigen war. — Auf einem mühsamen Wege über den Mont Cenis überstieg er einen Theil der Alpen, berührte dann das merkwürdige Susa, und kam am 22. Julius 1766 in dem prächtigen Turin an. Hier hielt er sich zehn Tage auf, bereisete die im vorigen Jahrhundert durch die Feldzüge des großen Eugen merkwürdig gewordene Reihe der Bergfestungen, und der König von Sardinien versäumte nicht, durch Auszeichnungen aller Art seine Werthschätzung zu erkennen zu geben. Die schönsten Theile Piemonts wurden nun durchreiset, und bei Nizza besonders war der Prinz hingerissen von dem Anblick des mittelländischen Meeres. Ueber Tenda und Coni nahm er seinen Weg nach Turin zurück, und ging von da nach Mailand. Das dortige Theater war damals das glänzendste in Italien, hatte die schönste Musik und die schönsten Tänzerinnen. Der Prinz verweilte aber hier doch nur acht Tage, ging von da auf Venedig, wo er während seines kurzen Aufenthalts viel Geld verzehrte, besuchte dann Verona, diese alte Stadt, deren merkwürdiges Amphitheater aus der Römerzeit (es faßte

25,000 Menschen) ihn, wie jeden Reisenden, in stilles Staunen setzte, und kam am 5. October in Florenz an. Der damalige Großherzog hatte die Aufmerksamkeit gehabt, dem Erbprinz schon an der Landesgränze einen Postmeister entgegen zu schicken, der instruirt war, ihm alle Merkwürdigkeiten dieses einst so blühenden Staates zu zeigen, und das Museum florentinum, ein Geschenk des Großherzogs, brachte der Erbprinz mit nach Braunschweig. Von Florenz reisete er über Lukka, Pisa, Livorno nach Rom, wo er am 18. October eintraf. Hier war der berühmte Winkelmann, der über die Kunst des Alterthums so klassisch geschrieben hat, sein täglicher Gesellschafter und Begleiter, und unter einem solchen Führer ist vorauszusetzen, daß dem Erbprinz von Braunschweig die Wanderung nach Rom von weit größerer Belehrung seyn mußte, als sie vielen tausend Reisenden nicht ist. Winkelmann machte mit dem Erbprinz täglich von Morgens nach dem Frühstück bis zur Zeit der Siesta Wanderungen durch das alte und neue Rom, er war täglich an der Tafel des Prinzen, das Gespräch betraf fast beständig Kunst und Alterthum, und der Erbprinz schätzte diesen großen Gelehrten so besonders, daß er späterhin dessen Portrait in der Gemäldesammlung zu Salzdahlum aufhängen ließ, und sich bei der Nachricht von Winkelmanns Ermordung (1768) recht sehr betrübte. Noch in spätern Jahren sprach er gern davon, daß er die genaue Bekanntschaft jenes fürtrefflichen Kenners der Antiquitäten gemacht gehabt.

Er hielt sich vierzehn Tage in Rom auf, wurde von dem heiligen Vater, Pabst Clemens XIII. zu den Feierlichkeiten einer Kardinalswahl eingeladen, erhielt

dann von ihm eine Privataudienz in der Kapelle, und der Pabst beschenkte den Prinzen außer dem Regale *) mit einem Stück Mosaik, mit einer wieder aufgefundenen Marmorbüste, den Scipio Afrikanus vorstellend, und mit dem Prachtwerk der Piraneisi (10 Foliobände) über die Alterthümer Roms. Mit seiner Aufnahme in Rom wohl zufrieden, reisete der Erbprinz am 1. November über Terracina, Fondi, Mela und Capua, jenem uralten, durch Hannibal bekannt gewordenen Ort, nach Neapel, dessen entzückende Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst ihn drei Wochen fesselten. Der englische Gesandte, Ritter Hamilton, dessen Gemahlin durch ihre mimische Kunst bekannt ist, machte es sich zur besondern Pflicht, dem nahen Verwandten seines Hofes den Aufenthalt in Neapel so angenehm als möglich zu machen. Er bestieg mit ihm den Vesuv bis an den Krater, gerade zu einer Zeit, als der Vulkan dampfte, und dann wurde dem Erbprinz am Fuß des Berges in einer kleinen, ausgesuchten Gesellschaft ein glänzendes Frühstück gegeben. Ein Mönch von dem Hospiz St. Salvador überreichte dem Erbprinz von Braunschweig bei dieser Gelegenheit ein kleines Geschenk von Lacrimä Christi, **) und man be-

*) Regale ist eine Portion des feinsten, kostbarsten italienischen Weines und ein Stück ganz weißer Butter in der Form einer antiquen Statue. Diese Art, hohe Gäste zu beschenken, soll im Vatikan schon seit Ganganelli üblich seyn.

**) Lacrimä Christi ist ein süßer, sehr feiner Wein, der am Fuß des Vesuv gekeltert wird. Ein Ungar setzte ihn einst weit über

mühte sich von allen Seiten her, ihm die Aufmerksamkeiten zu zeigen, welche man glaubte seinem Hause, seinen bereits errungenen Verdiensten, und den Erwartungen, die man noch von ihm hegte, schuldig zu seyn.

Von Neapel reisete er rasch auf Rom zurück, ohne das schöne, nahgelegene Sicilien zu sehen. In Rom hielt er sich acht Tage auf und machte von hier, vielleicht nur aus Artigkeit, einen Streifzug nach Loretto, wo der päbstliche Legat angewiesen war, mit möglichster Auszeichnung ihn zu empfangen. Er sah hier die unermeßliche Sammlung und Aufhäufung frommer Geschenke an die heilige Mutter, und bemerkte darüber: „sollte Italien mit Krieg überzogen werden, so gebrauche man diese Kostbarkeiten, das Land vor Kontribution zu schützen." — Er reisete rasch weiter, und kam am 1. Januar 1767 in Bergamo an. Von hier ging er nach Genua, wo er mit besonderer Auszeichnung empfangen wurde. Er verweilte hier zwölf Tage und bestieg dann eine englische Fregatte, die schon bereit lag, und ihn nach Toulon führen sollte. Die Seekrankheit aber befiel ihn so schnell, so stark und dauernd, daß er auf sein dringendes Begehr, als die Fregatte auf der Höhe von Frejus sich befand, dort ausgesetzt wurde. — Durch das südliche Frankreich, diese paradiesischen Gegenden, machte er nun eine sehr angenehme Reise über Marseille, Aix, Ninnes, Avignon, wo er das romantische Vau-

---

den Tokayer Wein, und rief aus: „ach! wenn doch Christus in Ungarn auch geweint hätte."

clûse nicht unbeachtet ließ, welches durch Petrarca und seine Gedichte an Laura berühmt ist, und von hier ab ging er auf dem gewöhnlichen Wege wieder nach Paris. Hier verweilte er wieder drei Wochen *) und langte, nachdem er durch die Niederlande den Rückweg genommen, am 24. Juli wieder in Braunschweig an. — Diese ganze Reise hatte ungeheure Summen gekostet, und oft freilich war der Kostenaufwand, welchen der Erbprinz nach dem ausdrücklichen Willen des regierenden Herzog Carl machen sollte, das, was zunächst Aufsehn für ihn in dem fremden Italien erregte. Der Gesandte des Wiener Hofes Graf Chevenhiller, an dem Hofe von Turin, that dem Erbprinz die unbescheidene Frage: „wie viel diese Reise wohl koste?" Der Erbprinz von Braunschweig schien das Ungeziemende dieser Frage übersehen zu wollen, und erwiederte rasch: „mehr als Sie bezahlen können, mein Herr!"

Nicht berauscht, aber belehrt, war der Erbprinz von seinen Reisen nach Braunschweig zurückgekommen. Mit Nutzen war er gereiset, und dennoch sprach er späterhin nie, wie so viele es thun, von seinen Reisen,

---

*) D'Alembert schrieb damals an Friedrich II. den 10. April 1767: Monseigneur le Prince héréditaire de Bronswic, qui est ici pour quelques jours, y reçoit le même accueil, qu'à son premier voyage, et je me flatte, que, s'il ne nous a pas trouvé fort raisonnables, il nous trouvera du moins fort honnêtes, ou plutôt fort justes à son égard.

von seinen Ermüdungen, von den Auszeichnungen, die ihm geworden waren, von den Kenntnissen, die er auf dieser, für sein ganzes Leben ihm so wichtigen Reise sich gesammelt hatte. — Seine Vorliebe für Musik blieb nachher die vorherrschende, bis zum Jahr 1771, wo der berühmte Violinist Colli nach Braunschweig kam, der es in seiner Gewalt hatte, auf der Violine zu tändeln, zu scherzen, Spaß zu treiben, ja sogar zu satyrisiren, und zuletzt mit einem würdevollen Ausgang seinen Namen sich zu sichern. Der Erbprinz wollte diesem Spiel nachfolgen, aber er war kein Colli, und legte bald, unzufrieden damit, das Höchste nicht erreichen zu können, die Geige zurück.

Nach seiner Rückkehr von jener Reise durch Frankreich und Italien lebte er von den Geschäften zwar entfernt, aber er bemerkte den Gang der Geschäfte, und ahndete aus den Verlegenheiten, in welchen er den Herzog Carl zuweilen fand, wie verarmt und verschuldet er das Land dereinst vorfinden würde. — In dieser thatlosen Ruhe beschäftigte er sich sehr emsig mit den schönen Künsten und Wissenschaften.

Im Jahr 1773 trat er nach einer langen Ruhe, die ihm aber nicht ungenutzt vorüber gegangen war, in preußische Kriegsdienste. Friedrich der Zweite nahm den verdienten jungen Krieger sehr gern in seiner Armee auf, ernannte ihn sogleich zum General der Infanterie, und gab ihm das zu Halberstadt und Quedlinburg garnisonirende Regiment Fußvolk. Nicht lange nachher wurde er Inspecteur der Regimenter in dem Halberstädtschen, Magdeburgischen und der Altmark. Jenes Re-

giment in Halberstadt hat späterhin die Braunschweiger zu mancher Aeußerung der Unzufriedenheit veranlaßt, indem sie, vielleicht nicht ohne Grund der Meinung waren, der Erbprinz und späterhin der regierende Herr verwende auf dieses Regiment, mit Zurücksetzung seiner eigenen Truppen vieles Geld, und hänge sich leidenschaftlich, fast seinen Rang als Reichsfürst vergessend, an den preußischen Soldatendienst.

Der baiersche Erbfolgekrieg im Jahr 1778 gab ihm keine Gelegenheit, seine kriegerischen Talente weiter zu entwickeln. In jenem Kriege nemlich, der eigentlich kein Krieg zu nennen ist, stellte der König von Preußen seine Armee gegen das Haus Oestreich, welches jetzt Ansprüche auf Baiern machen, und es bei Erledigung der Regierung besetzen wollte, in das Feld, die Ansichten vom Gleichgewicht zwischen Nord- und Süd-Deutschland bestimmten ihn rasch zu dieser Waffenrüstung; als er Ernst zeigte, und im Kriegesfelde erschien, verzichtete Oestreich auf die Ansprüche, und so schirmte Friedrich die jetzige Baiersche Regentenlinie. Nur Märsche wurden in diesem Kriege gemacht, keine Schlachten geschlagen.

Nach der Rückkehr von diesem Kriegesmarsch setzte der Erbprinz mit großem Eifer die Musikübungen fort, und ein gewisser Maucour, ein bedeutender Violinist, musicirte jetzt fast täglich mit ihm. Nachher aber, im Jahr 1780 hörten diese musikalischen Vergnügungen auf einmal auf, entweder, weil den Erbprinz jetzt ernsthaftere Dinge beschäftigten und ihm keinen Raum und Zeit für das Vergnügen der Musik ließen, oder weil er

auch hierin seinem Oheim, König Friedrich dem Zweiten nachzuahmen strebte. Dieser nemlich mußte um eben die Zeit sein Flötenspiel aufgeben, weil ihm die dazu nothwendigen vordersten Zähne jetzt ausfielen, und gelegentlich kann man hierbei noch bemerken, daß der alte König über diesen Hinfall scherzend sagte: „die kleine Equipage ist dahin; die große wird bald nachfolgen."

Am 26. März 1780, wo Herzog Carl verschied, trat er die Regierung über Braunschweig-Wolfenbüttel an. Er fand die Finanzen im höchsten Grade zerrüttet, und den Hofstand über die Kräfte der Einnahmen ausgedehnt. Seine erste Sorge war daher, eine genauere Oeconomie einzuführen, die freilich sehr bald besonders die Hauptstadt unzufrieden mit dem neuen Regenten machte. Denn bei der Hofhaltung des Herzog Carl hatte eine Ueppigkeit geherrscht, welche in allen Klassen des Bürgerstandes Lebendigkeit, Regsamkeit und Erwerb gab. Der junge Herzog beschränkte aber bald alles so sehr, daß alle diejenigen, welche mittelbar oder unmittelbar von dem Hofe abhingen, unzufrieden mit ihm waren, und diese Unzufriedenheit laut äußerten. Er ließ sich aber dadurch nicht irren, ging seinen geraden Weg fort, und trug, als die Finanzen schon wieder nothdürftig regulirt waren, zunächst, als er eine bessere Oeconomie eingeführt hatte, ein bedeutendes Theil einer Schuld, welche sein Vater contrahirt hatte, an die preußische Staatscasse ab. *) Seine

*) Diese ganze Schuld war allerdings sehr bedeutend; die Sachen

Sparsamkeit ging freilich oft in das Kleinliche, und sein guter Wille für das Land wurde oft verkannt. In Braunschweig lebte die Mehrzahl der Kaufleute und Kapitalisten üppiger als er. In genußreichem Leben suchte er sein Ziel nicht. Einem verarmten Lande wieder empor zu helfen, war seine Tendenz. — Mit sehr bedeutenden Unterstützungen munterte er den Ackerbau auf, *) und die Freiheit des Handels, welche er zu begünstigen suchte, machte die Messen zu Braunschweig glänzender, als sie jemals gewesen waren. Das bunte Gewühl des Meßverkehrs gefiel ihm, und er selbst durchwanderte oft die Marktplätze. — Zu Verschönerung der Residenz Braunschweig that er selbst unmittelbar wenig; denn das Schloß war nur in dem sogenannten corps de logis massiv gebaut; beide Flügel aber waren Fachwerk. Dergleichen findet man selten bei den Pallästen der Großen. Der Herzog ehrte seine Ahnen, und die noch lebenden Verwandten dieser Ahnen; darum vielleicht ließ er, von einem Familiengefühl ergriffen, das stehen, was die Vorfahren gebaut hatten, und betrachtete dies als ein werthes Heiligthum. Usurpatoren war es nachher aufbehalten, die-

---

änderten sich aber durch des Herzogs Oeconomie so, daß 1813 noch der preußische Hof an Braunschweig in Rest gewesen seyn soll.

*) Die Forsten sind unter seiner Regierung in Verfall gekommen, weil er als pars salarii den Staatsdienern übermäßige, unberechnete jährliche Erhebungen aus den Forsten anweisen ließ.

ses herzogliche Schloß in eine moderne Ruine umzuwandeln. Dagegen aber unterstützte er andere Bauten der Privatpersonen in aller Hinsicht, und trug besonders späterhin durch das Rasiren der Wälle sehr viel zu Verschönerung der Residenz bei. Eben so unterstützte er, trotz seiner oft in das Spielende fallenden Sparsamkeit, Gelehrte und Künstler, und zog sie in sein Land. Auch für die öffentlichen Vergnügungen sorgte er immer noch, indem er z. B. Redouten, italienische Opern zum Karneval auf seine Kosten geben ließ. —

Ein finanzielles Durchgreifen, wenn man es so nennen mag, erregte die Gemüther vieler Personen gegen ihn. Er setzte nemlich, freilich etwas eigenmächtig, — um die Amortisationscasse schnell empor zu bringen — den Zinsfuß der Obligationen, welche an dem Leihhause, der Kammer und der Landschaft standen auf 2½ Procent herab. Hierbei verringerte sich freilich das Einkommen der Kapitalisten, und die Hauptstadt besonders litt sehr unter dieser Maaßregel. Allein er erreichte doch seinen Zweck, nemlich den, daß er das Land sehr bald von Schulden frei machte. Die Einwohner zu entschädigen, suchte er zwar reiche Leute in sein Land und vermögende Edelleute an seine Hofhaltung zu ziehen; allein das reichte nicht aus, den Verlust der Privaten zu ersetzen. Ja! das Einziehen reicher Familien in Braunschweig hatte sogar eine feindliche Folge; denn die Nachahmungssucht, der Rangstreit wurden rege, und manche Familie, welche vorhin in einem geziemenden Mittelstande gelebt hatte, wurde bald durch die Uebertreibung des Luxus gestürzt.

Ueberhaupt — heißt es unter andern von dem Herzog — hatte er das Unglück, oft bei dem besten Willen den beabsichtigten Endzweck entweder ganz zu verfehlen, oder doch sehr häufig nur theilweise zu erreichen. Dies war auch der Fall bei der Reform des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung, zu welchem Zwecke er mit großen Kosten Gelehrte in seine Staaten zog, die an jener Reform unzählige Hindernisse in den Weg gelegt wurden, durch die Gehalte, die sie zogen, und für die sie keine Geschäfte führten, dem Lande zur Last fielen. *) —

Bei den Sitzungen des Geheime-Raths-Collegii hatte er selbst persönlich in der Regel den Vorsitz, keine Landesangelegenheit blieb ihm fremd, und durch das Beispiel des Herzog Carl gewarnt, traf er schon um diese Zeit Vorkehrungen, daß bei den Verschuldungen des Landes fernerhin die Stände zugezogen werden sollten. —

Sechs Jahre blieb er in dieser stillen Ruhe, wo er, wenn die Regierungsgeschäfte, um deren Detail

---

*) Der Referent scheint hier wohl partheilich gesprochen zu haben. Ein Campe, Salzmann, auch Hundeicker in Fechelde waren die Stifter sehr wohlthätiger Institute, und von andern Gelehrten, Pockels u. s. w. kann die Rede weiter nicht seyn. Außerdem aber gab der Herzog dem Buchhandel weiten Raum, und den Leuten dadurch Beschäftigung. Hieher gehört besonders die Viewegsche Buchdruckerei und Buchhandlung. — Ist etwa mit jener

er sich genau bekümmerte, ihm die Zeit dazu ließen, einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel führte, und fast mit ängstlicher Sorge bekümmerte er sich um die Disciplin des in Halberstadt stehenden Fußregiments, dessen General er in preußischen Diensten war. Bei der freien Werbung hatte er Gelegenheit, eine Spielerei, wenn man will, kostspielig zu machen, denn die Leibcompagnie dieses Regiments gab bald der preußischen Garde an Größe und Schönheit der Leute nichts nach, und um einen kleinen Beweis davon zu geben, wie sehr der Herzog für dieses Regiment eingenommen war, so bemerke man, daß er dem ersten Gliede der Leibcompagnie Taschenuhren mit ganz gleichen Uhrbändern zustellen ließ, und an Officiere so wohl als an Gemeine gab er aus seiner Tasche Zulagen, welche an Friedrich Wilhelm I. von Preußen erinnerten. Die Liebhaberei jenes preußischen Monarchen für seine großen Gardisten ging nemlich so weit, daß einige der Riesengarde sich durch Bedienten das Obergewehr auf die Parade konnten nachtragen lassen.

Im Jahr 1787 erhielt der Herzog wieder zunächst Gelegenheit, in großer Armeebewegung sich zu zeigen. In Holland waren Unruhen ausgebrochen, und man

Bemerkung die Universität Helmstädt gemeint, so mag diese allerdings dem Herzog Geld gekostet haben, allein sie ist auch eine Zierde für ganz Deutschland, und hat Männer gebildet, genährt und gepflegt, deren Nachruhm dauernd ist. Solche Institute dürfen nur solche Zwecke haben! —

kann sie die ersten Vorläufer der französischen Revolution nennen. Diese Unruhen wurden bedeutender, und besonders fand sich König Friedrich Wilhelm II. dadurch beleidigt, daß die sogenannten Patrioten die Erbstatthalterin Friederike Sophie Wilhelmine, Tochter August Wilhelms von Preußen, und Gemahlin des Erbstatthalter, Wilhelm des Fünften, Prinzen von Oranien u. s. w., eine Schwester des preußischen Monarchen auf einer Reise nach dem Haag bei Schoonhoven angehalten und ungeziemend sich gegen sie geäußert hatten. Diese Insurgentenmasse sollte zu Paaren getrieben werden, und der Herzog von Braunschweig, der erste, welchen König Friedrich Wilhelm II. zum Feldmarschall ernannt hatte, erhielt den Auftrag, sofort in Holland einzurücken. Ohne die Reserven bestand die active, unter seinen Befehl gestellte Armee aus 20,000 Mann. Durch die Schnelligkeit der preußischen Bewegung wurde die Ordnung in Holland bald wieder hergestellt und der Erbstatthalter in seine Rechte und sein Besitzthum wieder eingeführt.

Das gedruckte Tagebuch des Herzogs von Braunschweig über diesen kurzen Feldzug, welches freilich wohl nur noch in den Händen weniger Menschen seyn mag, beweiset überall, mit welcher Schnelligkeit, Umsicht und Besonnenheit er hier verfuhr, das Feuer im ersten Aufflammen zu unterdrücken. Am 13. September rückte er von Westphalen ab in Holland ein, und am 10. October schlug er schon sein Hauptquartier in Amsterdam auf, obschon die Insurgenten überall in diesem, durch Kunst dem Wasser abgewonnenen Lande durch das Durchstechen der Dämme u. s. w. Versuche gemacht hatten,

ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Er erreichte seinen Zweck, und alle Regenten Europens wußten es ihm Dank, daß er so schnell und so glücklich einen Krieg beendet hatte, der in seinem Fortgange die Monarchien bedrohet haben würde. In den Annalen der preußischen Geschichte wird noch jetzt von den Veteranen dieser Feldzug der Kartoffelkrieg genannt, weil bei dem raschen, schnell ausgeführten Manövre des Einbrechens in Holland eigentlich kein Feind im Felde, wohl aber Kartoffeln in Masse zu sehen waren.

Nicht lange Zeit nachher wurde der Herzog, als der bewährtesten Feldherrn einer der neuern Zeit, der sich schon einen Namen gewonnen hatte in den Annalen der Geschichte, wieder auf den Kampfplatz gerufen. Die Revolution in Frankreich schien nämlich nach der Ansicht der nordisch-deutschen Mächte den kräftigsten Widerstand zu erfordern. — Durch Mirabeau's Kühnheit nämlich hatte sich in Paris, der königlichen Macht gegenüber am 27. Juni 1789 eine Nationalversammlung des Volkes constitutionirt, und wenn auch Ludwig XVI. Truppen dagegen aufstellte, so bewaffneten sich in Paris allein 60,000 Mann für die Sache des Volks und der Freiheit, und der Herzog von Orleans war, was man mit historischer Treue sagen kann, ein Beförderer dieser Revolution, welche dem ganzen Europa eine andere Gestalt und andere Ansichten dem Einzelnen gab. Von den durch den überspannten Royalismus gedrückten Bürgern, die jetzt ihre Freiheit wieder erringen wollten, war der erste offenkundige Versuch ihrer Kraftanstrengung das Erstürmen und Vernichten der Bastille, dieses Zwingers der übermäßigen königlichen Gewalt. Es

geschah dieses am 14. Julius 1789. — Der größte Theil der Familie der Bourbons enteilte in das Ausland, und Ludwig XVI. wollte auch unbemerkt im Auslande persönlich sich darum bewerben, die königliche Macht in Frankreich durch fremde Mittel wieder herzustellen. Allein auf dieser Flucht wurde er mit seiner Familie am 25. Junius 1791 zu St. Menehoud, wo eben die Postpferde gewechselt werden sollten, angehalten, und nach Paris, wie im Triumph der Liberalen, wozu auch jetzt die Parthei der Jakobiner zu rechnen war, zurückgeführt. --- Es kann hier nur historisch erwähnt werden, daß durch die Volksgewalt er am 21. Januar 1793 --- er der König! --- öffentlich hingerichtet wurde, und seine Gemahlin, Marie Antoinette, Prinzessin aus dem Hause Habsburg, mußte, wie er selbst, ihr Haupt auf die Guillottine legen. Dies geschah am 16. October 1793, und die Schwester des Königs, Elisabeth, wurde durch eben dieses Revolutionsgericht im Jahr 1794 zum Tode verurtheilt. Am 10. Mai legte sie ihr Haupt auf den Block. --- Nur Feuerländer oder die wildesten Asiaten können so handeln, wie diese Nation, welche vergeblich gebildet zu seyn sich rühmt, gegen den Dauphin, ein Kind von acht Jahren handelte. Der Unglückliche starb unter Quaalen, welche zu nennen, die Geschichte der Zeit entwürdigen würde! --- Die Monarchen des Norden waren schon früherhin zusammengetreten, dieser französischen Neuerung entgegen zu kommen. In Pilnitz, am 27. August 1791, hatte sich besonders Oestreich, Preußen und Sachsen eng verbunden, um den Freiheitsstürmern den Weg abzuschneiden. Auch der Prinz von Artois hatte sich unberufener weise bei diesem Convent eingefunden. Gustav

der Dritte, König von Schweden, war bei dieser Versammlung der Fürsten zum Führer erwählt. Doch ein Tod, wie man, sofern dem Forscher die Quellen bekannt sind, in den Annalen der Geschichte selten ihn findet, entnahm ihn dem Leben, und Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der seinen kriegerischen Ruhm bereits bewährt hatte, trat hier an eine sehr wichtige Stelle, — nämlich an die, mit einer geringen Macht gegen Zwei und zwanzig Millionen Menschen zu kämpfen, und überdem der Neuheit und dem Volkssinn entgegen zu streben. In der That eine schwere Aufgabe! Er erlahmte an der Auflösung, mögte man sagen.

Die französischen Machthaber fürchteten das Anrücken der Monarchen nicht nur nicht; sie waren sogar damit sehr zufrieden, um durch den Krieg Gelegenheit zu haben, dem Gährungsstoff der Nation eine Richtung nach außen zu geben. In dieser Hinsicht hatte schon der unglückliche König Ludwig XVI. am 20. April 1792 Krieg erklären müssen. — Der Herzog von Braunschweig rückte rasch gegen den Rhein vor, und ehe er das französische Gebiet betrat, erschien am 25. Julius 1792, von Coblenz ab datirt, ein Manifest gegen Frankreich, welches mit dem Namen des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand unterzeichnet war, und die Tendenz des Krieges der französischen Nation darthun sollte.

Ueber dieses Manifest ist, besonders weil der Erfolg es nicht rechtfertigte, sehr lieblos geurtheilt. Es ist allerdings in einer marktschreierischen Sprache abgefaßt, wenn es z. B. darin heißt, „daß der Herzog nach Paris eilen, die Brigands züchtigen, und dort kei-

nen Stein auf dem andern lassen werde, u. s. w.“; allein es ist aber auch sehr ungewiß, ob dieses Manifest dem Herzog angehört. So viel ist bekannt, daß er späterhin oft sich darüber beklagt hat, unter einem solchen politischen Pasquill, wie er es nannte, seinen Namen zu sehen, und daß er nie ausdrücklich sich darüber erklärt hat, ob er dieses Manifest unterzeichnet habe, oder nicht. Einige sind der Meinung, sein Name sey ohne sein Wissen untergeschoben; andere behaupten hingegen, daß er durch die französischen Prinzen, welche bei der Armee sich befanden, und die französische Revolution als eine Bagatelle verlachten, verleitet worden sey; — die Wahrheit liegt wohl, wie gewöhnlich, in der Mitte, und besteht darin, daß der Herzog durch seine frühern, glücklichen Feldzüge sich fühlend, und von dem stolzen Selbstvertraun seiner sieggewohnten Truppen hingerissen, außerdem aber den Fürstenrang für ganz Europa jetzt vertheidigend, und von den Scenen in Paris empört, zu einer Unterschrift sich bestimmen ließ, welche er späterhin gern zurückgenommen hätte.

Der Herzog hatte den kühnen Plan, von Lothringen aus schnell auf Paris loszubrechen, es zu umgehen, ihm die Zufuhr abzuschneiden, und so diese große, mit Vorräthen nicht versehene Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Mit dem Hauptheer ging er Anfangs August's auf Trier los, während die andern Heere von beiden Seiten in Kolonnenmärschen ihn begleiteten. Schon am 23. August ergab sich ihm die Feste Longwy, welche König Ludwig XIV. Frankreichs Eisenthor nannte, und die sehr bedeutende Fe-

stung Verdün ergab sich ihm am 2. September. — Rasch rückte nun der Herzog in die Champagne ein. Allein die Franzosen, für ihren kecken Leichtsinn, den Feind sich zu wünschen, dadurch jetzt bestraft, daß sie in ihrem Lande ihn sich ausbreiten sahen, trafen nun die ernsthaftesten Maaßregeln, ihm das weitere Vorrücken zu hindern. Dazu kam, daß der Armee des Herzogs von Braunschweig in dem unwegsamen, gebirgigten, unfruchtbaren Champagne der Proviant nicht schnell genug nachgefahren werden konnte. Ein starkes Regenwetter trat ein, und die Wege wurden fast unfahrbar, denn der größte Theil dieser Gegenden hat einen Kreide- und Mergelboden. Nichts desto weniger drang der Herzog bis Valmy vor. — Jetzt aber stand ihm in dem Lager von St. Menhould der französische Feldherr Dümouriez mit einer Armee entgegen, welche disciplinirter, tapferer und gewandter war, als man diesseits von den wilden Freiheitsstürmern es erwartet hatte. Täglich fielen Gefechte vor, allein einer Hauptschlacht, welche der Herzog sehr wünschte, wich Dümouriez aus, in der festen Ueberzeugung, daß die Elemente und Hunger und Seuchen die Armee der Verbündeten zum Rückzug nöthigen werde. Für jetzt stand er nur beobachtend da, und gebrauchte die Defensive. — Die Seuchen stellten sich auch bald in dem Lager der Deutschen ein; die Menschen starben zu hunderten täglich an der Ruhr, und die Pferde der Reiterei und vor den Kanonen fielen auch in großer Menge.

Am 20. September suchte der Herzog, den französischen Feldherrn auch wider seinen Willen zu einer Schlacht zu zwingen, indem er einen starken Angriff

auf die Divisionen des französischen General Kellermann bei Suippi aufgestellt, unternahm. Die dringendste Nothwendigkeit, man könnte sagen Verzweiflung, hatte den Herzog bestimmen müssen, die Schlacht anzubieten. Allein Dümouriez war durch Spione von allem unterrichtet gewesen, kam dem General Kellermann, dessen Korps auf die französische Hauptmacht geworfen, und diese dann selbst in Unordnung gebracht werden sollte, schnell zu Hülfe. Er erreichte dadurch seinen Zweck, nemlich den, daß die französische Armee in ihrer Stellung blieb, und am 29. September sah die Armee der verbündeten Deutschen sich genöthigt, bei den französischen Republikanern einen Waffenstillstand nachzusuchen, dessen Hauptbedingung von Seiten des französischen Feldherrn der Rückzug des feindlichen Heers aus der Champagne war. Diese Bedingung wurde, vom Drang der Nothwendigkeit dictirt, eingegangen, und bei dem Abzug der Armee des Herzogs aus dem Lager riefen die Franzosen oft genug: Adieu Messieurs! Das Lager von la Lüne war auch so voller Kadaver aller Art, und ein so trauriger Anblick, als die Deutschen es verlassen hatten, daß der Konvent zu Paris sogleich 45,000 Livres dafür disponiren mußte, die weite Strecke wieder in Stand zu bringen und Epidemien zu verhindern.

Der General der französischen Republik, Custine war unterdeß mit einer andern Armee die Allirten umgangen, und hatte am 21 October Mainz, diese furchtbare Festung, den Schlüssel von Deutschland, mehr durch Verrath als durch Gewalt in seine Hand gebracht. Diese Feste wieder zu erobern, und gute Winterquar-

tiere zu schlagen, war jetzt ein Hauptgegenstand; — allein nachdem am 6. November (1792) General Dümouriez bei Jemappe die östreichische und verbündete Armee auf das Haupt geschlagen hatte, in die östreichischen Niederlande schnell eindrang, und die Nachrichten eingingen, daß die französischen Republikaner nach Italien hin unter dem General Montesquiou bedeutende Fortschritte gemacht hatten, so mußten von Seiten der Verbündeten andere Maaßregeln jetzt getroffen werden. — Man ging schon jetzt aus der Offensive in die Defensive zurück; wenigstens wurde ein ganz anderer Operationsplan für den folgenden Feldzug entworfen. Die Winterquartiere wurden nun nothdürftig sicher bezogen, und zwar von der Armee der Allirten, welche der Herzog noch befehligte, obgleich der östreichische General Wurmser, wegen des Mißtrauens, das damals unter den deutschen Fürsten herrschte — ihm zur Seite gesetzt war — am Oberrhein. — Immer ernsthafter wurden diese Kriegesangelegenheiten; England, Holland, Spanien, Portugal und alle italienische Staaten mit Ausschluß der dortigen Republiken hatten sich an die deutschen Alliirten unterdeß angeschlossen, und in Frankreich selbst kam ihnen der Bürgerkrieg in der Vendee sehr zu Hülfe. Die Aussichten waren also günstig, die Erwartungen groß.

Den Feldzug von 1793 eröffnete der Herzog in Verbindung mit dem östreichischen General im Februar damit, daß er Mainz, diesen Schlüssel von ganz Deutschland wieder zu gewinnen strebte. Schon am 7. März nahm er die Feste Königstein bei Mainz, und suchte die Belagerung der furchtbar starken Festung Lan-

dau, welche durch die drei neißenburger Linien fast unnahbar wird, vorzubereiten. Die französischen Machthaber waren mit dem Operationsplan und mit den Feldherrn der Feinde gar nicht zufrieden, und die französischen Heere wurden geschlagen zu Aldenhoven (1. März 1793), zu Neerwinden (18. März), zu St. Amand (8. May). Selbst der französische Feldherr, Dümouriez, in Paris verdächtig geworden, ging am 4. April mit drei Regimentern zu den Allirten über. — Die Preußen besonders waren es, welche nun vor Mainz sich legten, und sogleich die Laufgraben zu eröffnen suchten. Immer hatte der Herzog sein Augenmerk auf Mainz gerichtet, und strebte dahin, mit Anstrengung aller nur erschwingbaren Kräfte es wieder zu nehmen. Eine ungeheure Menge Bomben wurde, besonders von der Bleiaue aus in die Stadt geworfen, und um die Stadt um so schneller zur Kapitulation zu zwingen, wurden die unvermögenden Einwohner, welche zu Schaaren von dem französischen Gouverneur aus der Stadt gewiesen wurden, durch die Belagerer mit Kartätschen wieder in ihr Elend zurückgejagt. Am 22. Julius 1793 fiel die Festung den Allirten wieder in die Hände. Auch Condé (10. Julius), Valenciennes (28. Julius), Quesnoy (11. September) kamen in den Besitz der allirten Armeen. Am 8. September war ein, für die Franzosen vortheilhaftes Gefecht bei Honscoten; der Herzog nahm daran nicht theil, weil er zu entfernt stand; er suchte aber nachher so schnell und so gut als möglich den Schaden wieder herzustellen, und zwar mit einem Erfolg, der den klugen Feldherrn bewährt.

Landau zu entsetzen, unternahmen nun die Franzo-

sen am 14. September einen allgemeinen Angriff auf die weitgedehnte Linie der Allirten von Straßburg bis Saarbrück. An diesem blutigen Tage hatte der Herzog Gelegenheit, mit dem ersten der französischen Feldherrn, mit Moreau bei Pirmasens (im Hessen-Darmstädtischen) sich zu messen, und dem Franzosen Achtung einzuflößen. Der Herzog jagte rasch die Franzosen aus ihrem Lager bei Hornbach an die Saar zurück, mit thätiger Eil verfolgte er sie, und auf der andern Seite gab dieses schnelle und ernste Bedrängen des Herzogs dem General Moreau wieder Gelegenheit, seine Kunst, die große Kunst, ein Cyrus im Zurückziehn der Armee zu seyn, zu entwickeln. — Erst am 13. October gelang es nun dem Herzog, in Verbindung mit dem östreichischen General Wurmser, die Linien von Lauterburg und Weißenburg vollständig in Besitz zu nehmen, und um in der Spitze des Mittelpunkts der Linie noch einen festen Platz zu gewinnen, wagte er in der Nacht vom 16. auf 17. November einen Angriff auf das Bergschloß Bitsch, den Schlüssel zu den Vogesen, wodurch die Straßen von Landau, Pirmasens, Weißenburg und Straßburg verbunden werden. — Die Nacht war düster; drei preußische Regimenter schlichen den Felsenweg heran, und man glaubte, den Kommandanten des Bergschlosses erkauft zu haben, und das Thor offen zu finden. Aber der französische Kommandant hatte wohl die Einladung zum Verrath, nicht aber den Verrath selbst angenommen; denn als in der Nacht die Regimenter der Preußen unter dem Fuß der Koppe, worauf das Bergschloß liegt, waren, stürzten Steinwalzen und eine ungeheure Masse von einzelnen Steinen auf sie herab, so daß ganze Rotten nieder-

gerissen wurden. — Der Versuch, Bitsch zu überrumpeln, mußte aufgegeben werden. Die besten Regimenter hatte der Herzog zu dieser Expedition ausgewählt gehabt, und Offiziere von großem, kriegerischen Verdienst waren bei diesem verunglückten Angriff theils geblieben, theils schwer verwundet. Unter letztern bedauerte der Herzog besonders den nachherigen General Hirschfeld.

Nach dem verunglückten Versuch auf Bitsch zog man sich in die Operationslinie zurück, um so mehr, da die Franzosen mit größerer Kraftanstrengung unter General Hoche durch die Vogesen jetzt vordrangen. Vom 28. bis zum 30. November kam es nun zu einer mörderischen Schlacht bei Kaiserslautern. Von beiden Seiten wurden große Streitkräfte gezeigt, und große kriegerische Bewegungen entfaltet.

Der schwere Sieg war zuletzt auf der Seite der Armee, welche der Herzog befehligte. Allein bald trat er von dem Kriegsschauplatz ab. Hoche und Pichegrü, die französischen Feldherrn, handelten mit sehr kluger Berechnung, schonten dabei die Menschen nicht, und das Durchbrechen der östreichischen Linien, welches der französische General Pischegrü am 22. December zu bewirken vermogte, zersprengte sehr natürlich die Armee der Alliirten. — Es waren die Mißverständnisse zwischen Preußen und Oestreich jetzt fast offenkundig. Preußen fühlte sich, wenn auch nicht beleidigt, doch nicht gehörig gewürdigt, und zog sich durch den Baseler Separatfrieden von einem Kriege zurück, den König Friedrich II. auch mit einer zwiefachen Zahl seiner wohl

auserlesenen Truppen nicht unternommen haben würde. Der Herzog legte seine Oberbefehlshaberstelle nieder, sagte bei der letzten Parole der preußischen Generalität: „Meine Herren! ich bin grau geworden mit Ehre; aber bei der jetzigen Lage der Dinge ist keine Ehre mehr zu erwarten!" und er ging nun nach Braunschweig zurück, und arbeitete hier mit der ihm eigenthümlichen Thätigkeit für das Wohl des Landes. — Der ständischen Verfassung gab er, was bei einem Landesfürsten selten ist, unaufgefordert mehrere Rechte und beschränkte durch Gesetze seine Nachkommen besonders in dem Punkt, daß die von ihnen ohne strenge Genehmigung der Landstände etwa contrahirten Schulden für das Land unverbindlich seyn sollten. — Außerdem aber war der Herzog sehr thätig für seine unterhabende Inspection der preußischen Armee, und vor den Revüen und dem Herbstmanövre, wo die zu dieser Inspection gehörenden Regimenter sich in Magdeburg versammelten, war er immer sehr früh da, prüfte selbst, und war sehr strenge bei den Waffenübungen.

Im Jahr 1805, als der Krieg zwischen Frankreich von der einen, und Rußland und Oestreich von der andern Seite sich entzündete, beobachtete Preußen eine bewaffnete Neutralität, und zog sich aus dem Felde zurück, als die Schlacht von Austerlitz (2. December) für Frankreich entschied. Der Herzog, so behutsam er überall war, bemerkte hier doch mehrmals, daß er diese Operationen nicht billigen könne, und daß man entweder sogleich fest an Frankreich sich hätte anschließen, oder selbst nach der Schlacht von Austerlitz die Kriegeserklärung gegen Frankreich geben müssen. Nach einer,

nur oberflächlichen Ansicht der damaligen Stellung der Armeen würde auch die französische Armee in die größte Verlegenheit gekommen seyn, wenn die Preußen, die zur Seite standen, durch schnelles Vorrücken dem verwegenen Schach ein Ende gemacht hätten, was in ihrer Gewalt allerdings stand. Allein es geschah nicht, und erst das Jahr 1806 sollte entscheiden.

Preußen gab unterdeß an Frankreich sein Cleve, Anspach und Bayreuth, Neuschatell und Valenjin u. s. w., um das von dem französischen Kaiser ihm garantirte Hannover in Besitz zu nehmen. Allein im Anfang des Jahres 1806 hatte Frankreich mit England Friedensunterhandlungen angeknüpft, und die Rückgabe von Hannover war die Basis dieser Unterhandlungen gewesen. Der große Handelsmann Napoleon hatte diese Basis angenommen, und Preußen rüstete sich nun zum Kriege. Schon lange vorher, ehe er ausbrach, bereitete man sich im Stillen darauf vor, und der Herzog unternahm am 30. Januar 1806 in Auftrag des Königs von Preußen eine diplomatische Reise nach St. Petersburg, von welcher er, dort mit der größten Auszeichnung empfangen, und die russische Zusicherung mitbringend, am 24. März zurückkehrte. Preußen erklärte bald darauf an Frankreich den Krieg, und zog seine Armee zusammen. Der Herzog von Braunschweig übernahm noch in seinem Greisenalter den Oberbefehl, der ihm, den bewährten Krieger gern angeboten war, und nur mit den Sachsen, die ungern an die Preußen sich anzuschließen schienen, und mit einem Detachement sehr geübter Weimarscher Scharfschützen verbunden, zog die preußische Armee in langsa-

mer Bewegung, von einem ungeheuren Wagenpark begleitet, gegen den Thüringer Wald hin. Der Herzog von Braunschweig war Oberbefehlshaber, und der König von Preußen mit seinen Prinzen, der Großherzog von Weimar und viele andere hohe Häupter waren bei der Armee. Selbst der alte, ehrwürdige Feldmarschall Möllendorf, der schon in dem siebenjährigen Kriege durch Entdeckung eines unbesetzt gebliebenen Dammweges als Major die Schlacht von Zorndorf gewonnen gemacht hatte, war bei dem preußischen Heereszuge. Mittelst einer Declaration vom 1. October 1806 verlangte nun der preußische Hof von Frankreich binnen 8 Tagen die gänzliche Räumung Deutschlandes, die Trennung der Festung Wesel von dem französischen Reich und dann die Wiederherstellung des Lüneviller Friedens. — Der französische Kaiser Napoleon aber war mit seinen krieggeübten Truppen schon zu nahe dem preußischen Heer, welches vergebens nach dem russischen Succurs sich umsah, entgegen gerückt, als daß er jener Aufforderung hätte genügen dürfen, und zwar um so weniger, theils da das gegen ihn anrückende, des Krieges jetzt ungewohnte Heer es versäumt hatte, den Thüringer Wald zu durchgehen, um durch Korpsgefechte den Soldat wieder in die Kriegesübung zu bringen, theils da England wegen Preußens Absichten auf Hannover schon unter den 11. Junius 1806 sich feindselig gegen Preußen erklärt hatte, und nach der Lage der Dinge zu erwarten stand, daß Oestreich, im Jahr 1805 von Preußen verlassen, dem Spiel der Dinge jetzt ruhig zusehen werde. Außerdem rückten die Franzosen in weit überlegneren Massen an. Am 6. October aus dem

Hauptquartier Bamberg declarirte der französische Kaiser seiner Armee den Friedensbruch mit Preußen, und stand mit dem Kern seiner Macht schon zwei Tage darauf dem Feinde gegenüber. Schon am 9. October nahmen die Franzosen die preußischen Magazine bei Hof und am 10. October 1806 fiel das erste bedeutende Gefecht vor.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen führte die Avantgarde der preußischen Armee, und stand, von einigen sächsischen Regimentern unterstützt, bei Saalfeld, mit der ausdrücklichen Ordre, nur die diesseitigen Ufer der Saale zu schützen. Er ließ sich von dem Jugendfeuer übereilen, griff den überlegenen Feind an, wurde selbst ein Opfer des Todes, und die französischen Korps von Davoust und Bernadotte umgingen nun in bewunderungswürdigen Eilmärschen auf der Straße nach Naumburg die preußische Armee, um deren Magazine im Rücken zu vernichten, und die Reserven abzuschneiden. — Eine Schlacht, welche man eigentlich für das kommende Frühjahr sich vorbehalten hatte, war jetzt nothwendig. In dem preußischen Feldlager wurde jetzt Kriegesrath gehalten, und drei Pläne zu der Operation wurden entworfen. Daß diese Pläne dem französischen Kaiser verrathen wurden, liegt in der italienisch-französischen Intrigue, und man bezüchtigt eine Französin, welche die Armee begleitet hatte, und welche nachher von dem Schauplatz schnell verschwunden ist, der geheimen Mittheilung dieser Pläne. Nur durch eine sehr genaue Vertraulichkeit konnte sie Verrätherin werden. Napoleon soll, als er die Pläne sah, gesagt haben: „wenn der Plan des Königs von Preußen durchgeht, dann

sind wir verloren; *) wenn der Plan des alten Möllendorf durchgeht, dann haben wir einen schweren Stand; geht aber der Plan des Herzog von Braunschweig durch, so glaube ich, die preußische Armee in der Tasche zu haben."

Genug, der Herzog von Braunschweig, der bewährte Feldherr, hatte allgemeines Vertrauen, und ihm wurde die Führung der Armee nach seinem Plan überlassen. Er glaubte die französische Hauptmacht durchaus nicht so nahe, als sie bereits war, und die Nachricht von dem Aufbrennen der preußischen Magazine um Naumburg setzte die Feldherrn in nicht geringe Verlegenheit. Zwar stand die erste Reserve bereits bei Halle, und die zweite rückte gegen die Elbe an; allein der Andrang des Feindes war zu rasch, zu überwiegend, und eine Dislocation mußte genommen, selbst eine Schlacht durfte bei der Verwirrung nicht verweigert werden. — Der ganze Plan der Schlacht war dem Herzog von Braunschweig anvertrauet, und immer noch in dem Glauben, daß die französische Armee nicht ganz nahe sey, hatte man preußischer Seits versäumt, die Schluchten des Saalthals, besonders die Pässe von Kösen zu besetzen. Die preußische Armee war gelagert zwischen Weimar und Jena, und am 13. October brach der König von Preußen mit einem Theil der Armee auf, um

---

*) Er nannte schon das Davoustsche und Bernadottsche Korps, die auf Naumburg sich warfen, les enfans perdus.

die Saale zu schützen. Der Herzog blieb in einer festen Schlachtstellung.

Am 14. October stiegen die Franzosen in unabsehbaren Massen vom Gebirge herab, und der dichte Nebel, welcher auf der Erde lag, begünstigte die Entwicklung ihrer Streitkräfte. Nach Naumburg hin bereits umgangen, und hier durchschnitten, mußte die preußische Armee wohl zersprengt werden. Es war keine Rettung. Zwar hatten die Preußen 110,000 Mann unter dem Gewehr, allein die Franzosen mit ihren Verbündeten hatten nahe an 160,000 Mann, und die Reserve-Kavallerie des französischen Kaisers entschied das Schicksal der Schlacht.

Gleich im Anfang derselben aber fiel der preußische Befehlshaber, Herzog Carl Wilhelm Ferdinand. Von seiner Adjudantur umgeben, stand er allerdings zuweilen in der ersten Linie, und er sah eben in dem Nebel, so viel er es vermogte, nach der feindlichen Stellung hin, als eine geringe Flinten- oder Pistolen-Kugel ihn traf. Sie fuhr durch das linke Auge, und nahm dann auch das rechte Auge mit. Auffallend muß es allerdings bleiben, daß dieser Schuß von einer kleinen Kugel seitwärts fiel. Nähere Entwicklungen darüber sind aber nicht kund geworden.

Der Herzog stürzte vom Pferde. Es war dies Morgens um neun Uhr, als er eben vor dem Grenadier-Bataillon von Hanstein Befehle ertheilen wollte. Verlassen lag er in dem blutigen Handgemenge da. Sein Pferd war entlaufen; mehrere preußische Solda-

ten stürzten aber sogleich herbei, hoben ihn auf ein Offizierpferd, ein Musquetier setzte sich hinten auf, zwei andere Soldaten geleiteten das Pferd von beiden Seiten, und so wurde der Herzog, während die Schlacht noch donnerte, und er allein das Heft des Schlachtenplans in Händen hatte, vom Schlachtfelde gebracht. — Wie die Schlacht sich entschied, das ist in der Weltgeschichte genau genug verzeichnet. — Man macht dem Herzog den zwiefachen Vorwurf, daß er seinen Schlachtplan Niemandem mitgetheilt habe, und daß daher nach seinem Abscheiden Unordnung und Verwirrung nothwendig habe eintreten müssen, und eben so, daß er mit der Zeit nicht fortgegangen und die Fortschritte der französischen Armee in der Taktik nicht berechnet habe. — Was hieran wahr oder falsch sey, gehört nicht zu der Prüfung; die Rügen aber mußten angeführt werden. —

Von Auerstedt ab wurde er, der Erblindete, der sehr zu beklagende, tapfere Greis, — denn die Franzosen hatten schon den Sieg in den Händen — schnell zu Wagen weiter gebracht. Der Arzt, und des Herzogs genauer Freund, Obrist Kleist waren bei ihm in dem Wagen. Das schnelle Verfolgen der siegreichen Franzosen, welches man dem Herzog gern vorenthalten wollte, beeilte die Flucht, und dazu kam, daß er bei seiner Verwundung das Gerüttel des Fahrens nicht ertragen konnte. Er wurde daher dazu bestimmt, sich auf eine Trage legen, und so weiter bringen zu lassen. Quelle honte! sagte er zuweilen zu seinen Begleitern. In Blankenburg übernachtete er auf dem Schloß, und man mußte zu Mitteln der Täuschung greifen, indem er gesagt hatte, daß er in den Gränzen seines Landes den

schnell folgenden Feind erwarten, und nicht weiter gebracht werden wolle. Sechs Tage nach der Schlacht von Jena kam er in seiner Residenz an, des Lichtes der Augen beraubt, und alles trauerte um ihn, den herrlichen Landesfürsten. Oft hatte er unterweges bei den wüthenden Schmerzen gesagt: „wenn mir Gott nur das eine Auge schenkt, dann will ich vollkommen zufrieden seyn." Von Braunschweig ab versuchte er durch Gesandte, bei dem französischen Kaiser die Neutralität des braunschweigischen Landes zu erwirken; diese wurde ihm aber nicht gewährt, und am 25. October, Nachmittags 4 Uhr verließ er in einem eigens dazu schnell bereiteten Wagen sein Schloß, seine Residenz, sein Land, seine Landsleute für immer, um nicht in die Gewalt des nahenden Siegers zu fallen. Hätte er noch weinen können, er würde geweint haben; aber viele Tausende von Menschen weinten, als sie, der Zukunft ungewiß, den Wagen wie einen Leichenwagen dahin schleppen sahen.

Ueber Zelle und Hamburg wurde er, seiner Disposition gemäß nach Altona gebracht, und Viele glaubten, daß er von da zu seinen Königlichen Verwandten nach England sich wolle überschiffen lassen; allein er ließ sich nach dem Dorf Ottensen bei Altona bringen, und hier ruhete er, ermüdet von den Anstrengungen eines langen, thatvollen Lebens, aus. Aerztliche Hülfe war vergebens, und am 10. November, Nachmittages um zwei Uhr schied in ihm ein sehr guter Landesfürst, ein sehr guter General und ein sehr guter Mensch aus dem irdischen Leben. — Friede sey mit seiner Asche! Auf dem Kirchhofe in Ottensen wurde er bei der damals stürmischen Zeit, und nicht in der Familiengruft, an

deren Spitze Heinrich der Löwe ruhet, beigesetzt. In neuerer Zeit hat man den Leichnam des Verewigten in die Familiengruft bringen wollen; nach einer Disposition von ihm aber will er da ruhen, wo er das Ziel seines Lebens erreichen würde.
